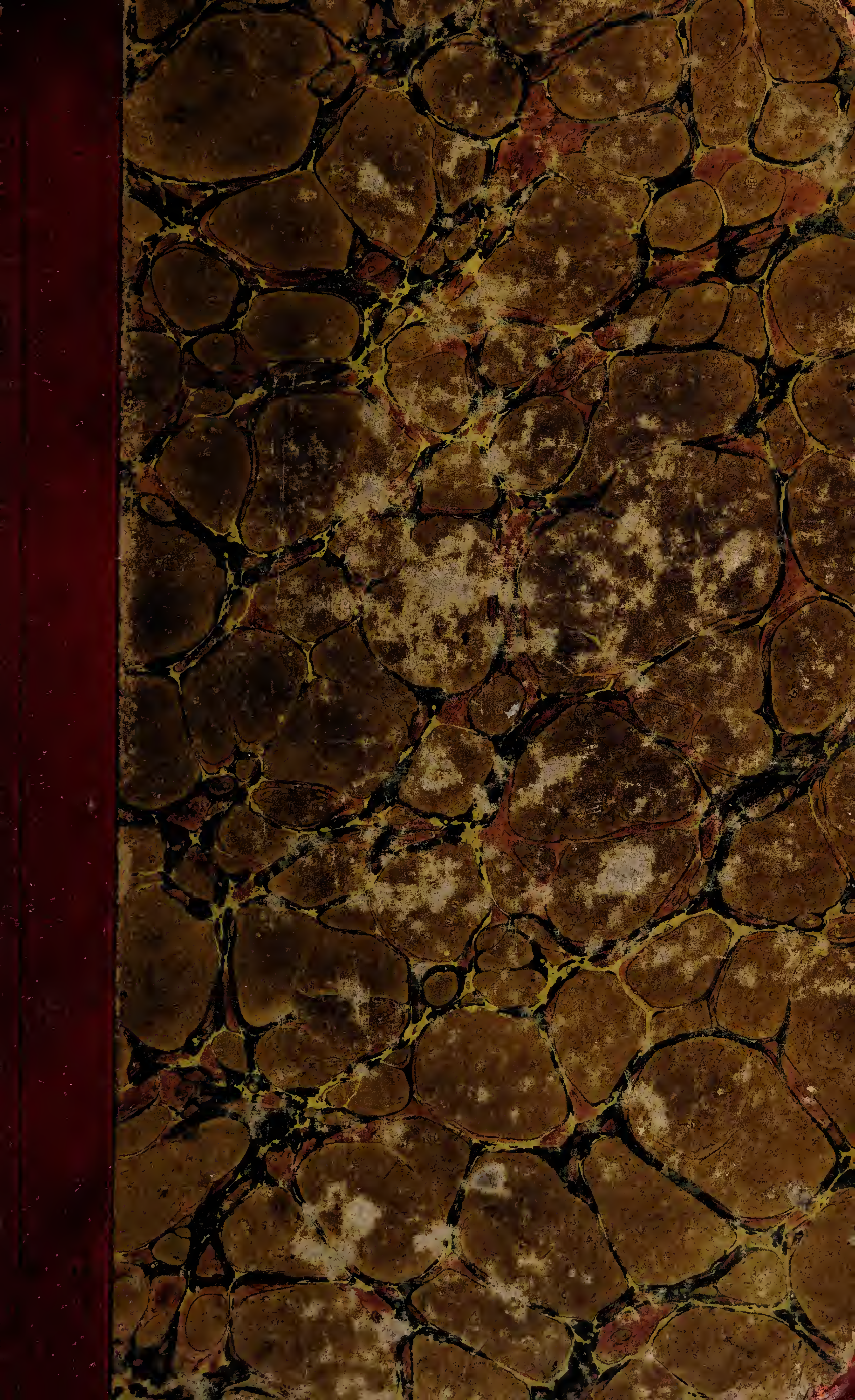
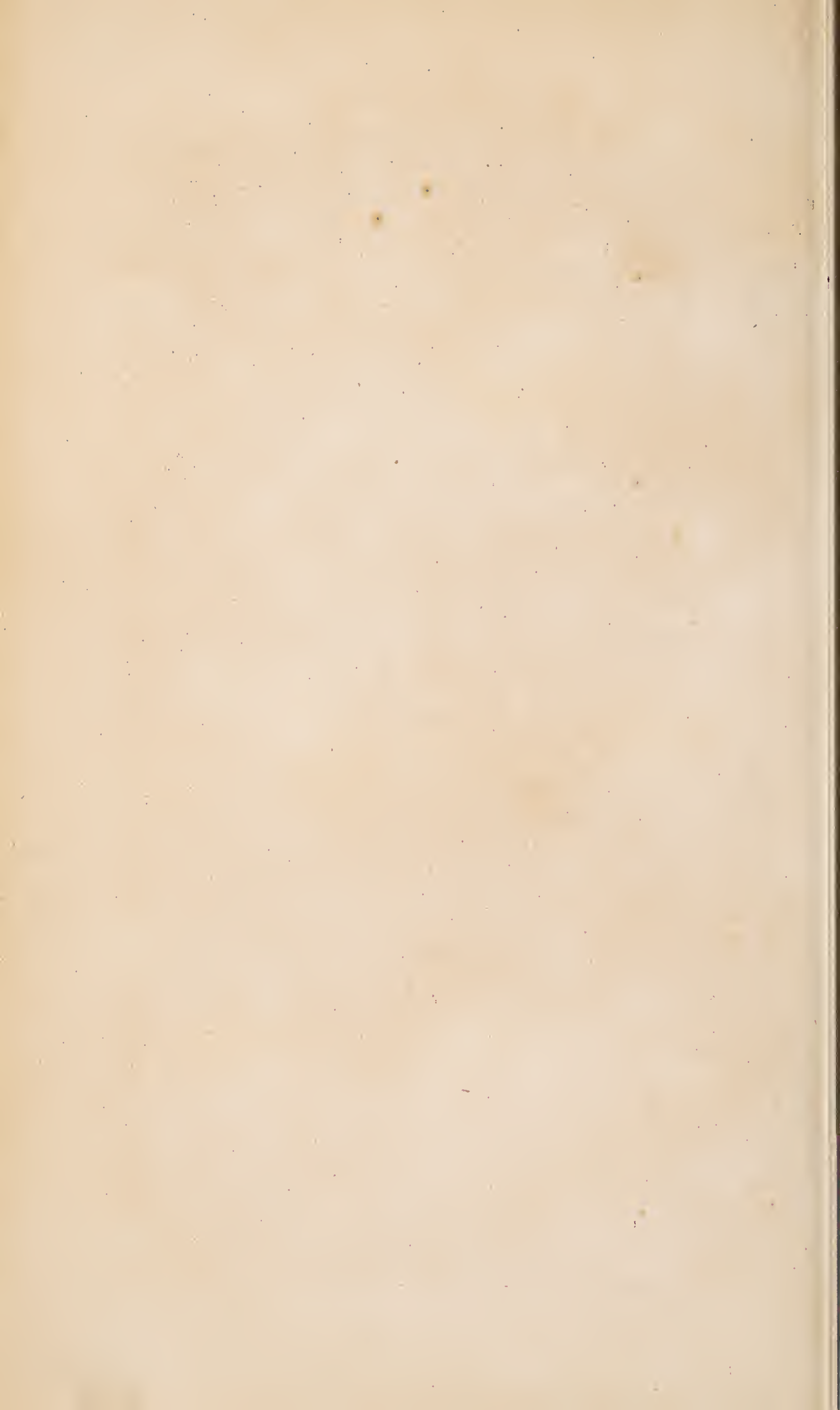






Reisen

und

Länderbeschreibungen

der

älteren und neuesten Zeit,

eine Sammlung

der

interessantesten Werke über Länder- und Staaten-Kunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Widenmann,

Redacteur des Auslandes,

und

Dr. Hermann Hauff,

Redacteur des Morgenblattes.

Vierundzwanzigste Lieferung.

Stuttgart und Tübingen,

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1843.



Beschreibung

von

Kordofan

und einigen

angränzenden Ländern,

nebst einem Ueberblick

über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden.

Von

Ignaz Pallme

während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1843.


WELLCOME
HISTORICAL
MEDICAL
LIBRARY

Vorrede.

Im Auftrag eines Freundes unternahm ich Ende des Jahres 1837 eine Reise nach dem obern Theil der dem Vicekönig von Aegypten unterworfenen Länder, um mich in Betreff des Handels, der vielleicht von dort aus sich besser realisiren ließe, als es bisher mittelbar geschah, zu unterrichten. Es war mir eine, wenn auch etwas schwierige, doch nicht unangenehme Aufgabe, denn da ich durch längern Aufenthalt in Aegypten der arabischen als der Landessprache ziemlich mächtig, auch früher durch einige Reisen in verschiedenen Gegenden Aegyptens mit den Sitten der Bewohner und manchen Reisenden aus entferntern Provinzen bekannt war, durchstreifte ich

neunzehn Monate lang diese Länder nach allen Richtungen. Ich habe während meiner Reisen und dem zeitweiligen Aufenthalte in einem oder dem andern Orte alles aufgezeichnet, was mir bemerkenswerth schien und hierüber wie gewöhnlich mein Tagebuch geführt, welches ich bei meiner Zurückkunft mehreren Freunden mittheilte. Von diesen, wie auch von dem berühmten französischen Reisenden Antoine d'Abbadie wurde ich aufgefordert, meine gesammelten Nachrichten über ein noch so wenig bekanntes Land im Druck herauszugeben. Die Tendenz meiner Reise war ganz mercantilisch und daher könnte ich keinenfalls wagen, eine Beschreibung zu geben, wie es einem Naturforscher oder sonst einem in allen erforderlichen Wissenschaften erfahrenen Manne möglich wird; dessenungeachtet glaube ich durch meine geringe Gabe wenigstens Jenen, welche es wagen wollen diese Länder genauer auszuforschen, einen kleinen Leitfaden zu geben, der sie schon vor ihrem Eintritt in dieses Land mit so manchem bekannt machen soll, wodurch sie bei ihrer Anwesenheit mancher Mühe und Unbequemlichkeit überhoben seyn können. Wenn schon vor mir zwei ausgezeichnete deutsche Reisende, Hr. Dr. Rüppell und Hr. Bergrath Rußegger, dieses Land besuchten und hierüber gründ-

lichere Mittheilungen machen konnten, so war deren Aufenthalt dennoch sehr kurz und meist in so großer Begleitung, daß ihnen manches unbekannt blieb, was mir, der ich einzeln jeder Gefahr trotzend und in mannichfachen Verhältnissen nur mit einem Bedienten, ja auch ohne solchen reiste, so leicht nicht entgehen konnte, da ich es auch nicht verschmähte, selbst mit dem Kameltreiber in der Wüste sein einfaches Mahl zu verzehren und mit den Bewohnern in ihren dumpfen Tukoli mich zu unterhalten, eben so wenig als es mir an Gelegenheit mangelte, bei den angesehenern Beamten und selbst bei dem Gouverneur, der mich zu allen Festlichkeiten einlud, mich genau zu instruiren. Die geehrten Leser mögen daher entschuldigen, wenn sie in diesem kleinen Werke vieles nicht finden, was bei einer sogenannten Reisebeschreibung erwartet wird, denn ich wiederhole nochmals, ich machte diese Reise nicht um sie zu beschreiben, sondern ich schrieb bloß, weil ich hiezu aufgefordert wurde und durch Bekanntmachung mancher bisher mit einem Schleier bedeckten Verhältnisse für die Zukunft nützlich zu werden hoffe, in welcher Beziehung ich auch schon manche Anerkennung gefunden habe. Ich lasse demnach getrost diese meine kleine Schrift in die

Welt treten, weil ich im voraus überzeugt bin, daß man mich gütig berücksichtigen und so manches entschuldigen wird, was noch zu wünschen übrig bleibt.

Cairo im September 1841.

Der Verfasser.

Vorwort.

Ignaz Pallme begab sich in Handelsgeschäften nach Aegypten und drang von da, gleichfalls im Auftrag von Handelshäusern, welche neue Absatzwege im Innern Afrika's zu finden hofften, nach Kordofan vor, wo er sich länger als irgend ein bekannter Europäer aufhielt. Seine mit ungemeiner Anspruchlosigkeit gegebenen Nachrichten über Kordofan insbesondere und die Länder des Sudan überhaupt geben wohl das anschaulichste Bild von dem jetzigen Zustand derselben und von der Veränderung, welche Mehemed Ali's Eroberungen daselbst bewirkten. Welchen Werth man seinen naturhistorischen Nachrichten beilegen darf, müssen wir dahin gestellt seyn lassen, und bemerken nur, daß er auch hier augenscheinlich nicht mehr berichtete, als er selbst gesehen oder von glaubwürdigen Leuten erfahren hat. Eine nicht unbe-

deutende Bürgschaft für seine Wahrhaftigkeit liegt in der Abfassung der Schrift selbst. Ignaz Pallme ist ein geborener Böhme, der das Deutsche mehr vom Umgang mit Deutschen als genau grammatikalisch lernte, und gewiß nie auf Autorruhm Anspruch macht. So war seine Schreibart in vielen Dingen fehlerhaft, ohne daß gerade der Styl besonders angestoßen hätte, und wenn das Manuscript nicht ohne sorgfältige Correctur gedruckt werden konnte, so mußte doch sein einfacher und anspruchsloser Styl so viel möglich beibehalten werden. Der Leser wird deßhalb einige ungeeignete Wendungen mit Nachsicht hinnehmen, da sie sich oft, ohne ganze Sätze oder den Charakter der einfachen Erzählung umzustoßen, nicht wohl abändern ließen.

Augsburg, November 1842.

Die Redaction.

Inhalt.

Erstes Capitel.

Lage, Gränzen, Gewässer, Boden und Klima.

Kordofan, eine der südlichsten Provinzen des Vicekönigs von Aegypten, erstreckt sich von Haraza im Norden bis Kodero und dem Nuba-Gebirge im Süden, und von Caccia aus ostwärts nach den Scheluk-Bergen ungefähr vier Längengrade; im Norden macht die Wüste von Dongola, und im Westen die von Darfur die Gränze. Im Süden läßt sich jedoch diese nicht genau bestimmen, weil die Ausdehnung des Herrschaftsgebietes bald zu- bald abnimmt, je nachdem die Bewohner dieser Strecke entweder freiwillig oder zeitweise durch Gewalt tributpflichtig werden, und später sich wieder frei machen, weßhalb auch die gegenwärtige Regierung, welche das ganze Land in fünf Kreise eingetheilt hat, die südliche Gränze nur bis Kodero und das freie heidnische Nuba zieht. Am Bacher Abbiad oder weißen Nil hat Kordofan keine Orte, und das diesem Flusse zunächstliegende Dorf ist gegen vier Stunden von demselben entfernt. Die Nomadenstämme, welche am westlichen Ufer wohnen, gehören zum Reiche Sennaar, und stehen mit Kordofan nicht in Gemeinschaft, bloß die Bakara-Kabobisch *), auch ein Nomadenstamm, weiden öfters ihre Heerden an dem Ufer des weißen Flusses. Die fünf Kreise heißen: Korci, Bara, Kåschmår, Abuharaß und Dayara, jeder derselben von einem Kaschef oder Kreishauptmann verwaltet, welcher Hauptmann in einem Linienregiment ist. Im Ganzen besteht Kordofan aus sehr vielen theils großen, theils kleinen Oasen, welche jedoch nicht, wie es in der großen Wüste der Fall ist, von einan-

*) Hirtenvölker.

der weit entfernt sind. Der Boden ist durchgehends sandig und mehr eben als bergig, in der Gegend von Haraza jedoch erhebt sich ein Bergrücken, der sich bis an den weißen Fluß hinabzieht; die Berge im innern Lande sind unbedeutend, und nur gegen Süd- und Südost sieht man deren mehrere; doch ist im Ganzen der Boden sehr fruchtbar, denn so wie die Regenzeit beginnt, drängt sich alles wie durch einen Zauberschlag aus der Erde hervor, und die Natur zeigt sich in ihrer ganzen Kraft und Pracht; überall duften Wohlgerüche, die fast berauschend auf die Sinne mitwirken, und man glaubt sich wirklich in die Feengärten von Tausend und einer Nacht versetzt.

Fließende Gewässer sind in Kordofan keine, und nur in der Regenzeit entstehen einige Wildbäche, welche jedoch eben so schnell versiegen als sie entstehen. Seen oder vielmehr Teiche gibt es mehrere, darunter die bei Arat, Pirget, Käschmär und Caccia die bedeutendsten; in letztern findet man sehr viele Blutegel, doch die übrigen stehenden Gewässer, welche in der Regenzeit gebildet werden, trocknen sehr bald aus, und nur die oben bemerkten haben fast das ganze Jahr hindurch Wasser. In der Nähe von Haraza, nordöstlich von dem Dorfe auf einem Berggipfel findet man das ganze Jahr frisches und gutes Trinkwasser. An Eisenerz ist großer Ueberfluß; hierüber wird man jedoch aus dem Werke des k. k. Bergraths Rußegger, welcher dieses Land im Jahre 1837 bis Schabun bereiste, etwas Näheres erfahren, weßhalb ich, der auf meiner Reise in diesen Gegenden keine geognostische Aufgabe zu lösen hatte, meine Leser dahin verweise. Das Klima ist vorzugsweise in der nassen Jahrszeit sehr ungesund, und man findet dann keine Hütte, wo nicht wenigstens einige Kranke sich befinden, wogegen in der trockenen Zeit wieder alle Krankheiten verschwinden; dessen ungeachtet leiden auch in dieser Zeit nicht nur die Menschen, sondern alle lebenden Geschöpfe durch die überaus große Hitze. Trauernd weilt dann das Auge auf den öden, ausgebrannten Steppen, die als Trophäen des Sieges, welchen sie über die lebende Natur errungen haben, nichts als von der Sonne gebleichte Knochen von Menschen und Thieren aufzuweisen haben; der Himmel ist während dieser ganzen Zeit, welche ungefähr acht Monate dauert, wolkenlos und rein, und die Hitze besonders in den Monaten April und Mai unerträglich. Von 11 Uhr Vormittags bis 3 Uhr

Nachmittags, wo der Thermometer bis 38 ja 40 Grad Réaumur im Schatten steht, ist es keinem athmenden Geschöpfe möglich, sich im Freien aufzuhalten. Alles, Menschen und Thiere, sucht Schatten, um sich vor der Gluth der Sonnenstrahlen zu schützen. Der Mensch sitzt während dieser Stunden wie in einem Schwitzbade, die Heiterkeit des Geistes schwindet dahin, und man ist beinahe unfähig etwas zu denken. Stumpf und fast geistesabwesend stiert ein jeder vor sich hin, und wendet trauernd seinen Blick nach irgend einem kühlen Plätzchen. Die Luft, die man einathmet, ist so heiß, als wenn sie aus einem glühenden Ofen herausströme, und wirkt so auf die Nerven, daß man beinahe Mühe hat ein Glied zu bewegen. Alle Geschäfte ruhen, und alles liegt wie in einem Todtenschlafe, bis nach und nach die Sonne sinkt, und eine kühle Luft die Thiere und Menschen wieder zum Leben weckt. Doch sind die Nächte wieder so kühl, daß man sich gegen Verkältung hier mehr wahren muß, als selbst im nördlichen Europa im strengsten Winter, denn die Folgen sind öfters tödtlich. Der Tag und die Nacht sind mit einer fast unbemerkbaren Abweichung das ganze Jahr hindurch gleich, und wie in allen heißen Ländern gibt es keine Abenddämmerung, denn so wie die Sonne sinkt, wird es Nacht. Im Freien sieht man in der trockenen Zeit alles öde und wüst, die Pflanzen verkohlen, die Bäume verlieren die Blätter und stehen wie Besen da, keinen Vogel hört man singen, kein Thier im freudigen Gefühl seines Daseyns sich ergötzen, alles verkriecht und verbirgt sich in den Wäldern, und sucht Schutz gegen die schreckliche Hitze; nur dann und wann sieht man einen Strauß im Flugschritte die wüsten Felder durchschneiden, oder eine Giraffe von einer Oase zur andern eilen. Doch erheben sich in dieser Jahreszeit zuweilen furchtbare Orkane, durch die jeder, der noch keine solchen Naturerscheinungen erlebte, in das größte Entsetzen geräth. Sie bestehen in einem erstickend heißen Luftstrome, der von einer Gegend zur andern seinen Strich hält, und alles was ihm in den Weg tritt, verheert. Gewöhnlich ist die Atmosphäre dann grau und ganz mit feinem Sande geschwängert, die Sonne verliert ihren Glanz, es wird dunkel, so daß man kaum auf drei Schritte Entfernung einen Gegenstand wahrnehmen kann; die Luft ändert sich plötzlich und wird gelblich, sodann röthlich, und die Sonne erscheint blutroth, der Wind saust, reißt alles was er

erreicht, Häuser, Zäune, Bäume mit sammt den Wurzeln aus dem Boden und mit sich fort, deckt Sandhügel ab und wirft neue auf, kurz es ist unbeschreiblich, welche Verwüstungen ein solcher Orkan anrichtet. Unglücklich derjenige, der während eines solchen Sturmes sich in der Wüste befindet, es bleibt ihm nichts Anderes zu Rettung übrig, als sich mit dem Gesichte auf die Erde zu werfen, damit er von dem Luftdrucke nicht erstickt werde; das Athemholen wird ganz gehemmt, und alle Nerven straff zusammengezogen, die Brust droht zu springen, weil es ihr an reiner Luft fehlt, und ein nur etwas schwacher Mensch, der im Freien von diesem Orkan erreicht wird, muß gewöhnlich unterliegen; doch auch ganz gesunde und in voller Lebenskraft stehende Menschen befinden sich mehrere Stunden lang in den Gliedern ganz abgeschlagen, und können sich nur nach und nach wieder erholen. Die Thiere fliehen und suchen sich zu verbergen, kurz alles sucht Schutz; die Kamele, welche sich unterwegs befinden, zeigen diesen Sturm immer früher an, bevor er losbricht, indem ihre Schritte unruhig werden, und sie den Kopf bis gegen die Erde hängen.

Eine andere nicht minder merkwürdige Naturerscheinung ist die Luftspiegelung (Mirage), d. i. der Anschein von Seen und Flüssen, welche man mitten in der Wüste zu sehen glaubt, und die nur durch die aufsteigenden Dünste und die Reflexion der Sonnenstrahlen dem Auge so täuschend vorgespiegelt werden. Es ist unbeschreiblich, wenn man nach einigen mühseligen Tagreisen durch die Wüste, wo man wie auf der hohen See nichts als Wasser und Himmel, eben so auch hier nichts als Sand und Himmel sieht, und sich so sehr nach einem Wasser sehnt, in der Ferne große Flüsse und Seen erblickt; man wünscht sich Flügel um dieses so lang entbehrte Element so schnell als möglich zu erreichen; man freut sich, seinen müden und ganz kraftlosen Körper durch ein Bad zu stärken, und verwendet kein Auge von diesem lieblichen Gegenstande. Doch wie sinkt der frohe Muth, wenn diese so heißersehnten Wünsche, je mehr man sich den aus der Ferne erblickten Seen und Flüssen nähert, im strengsten Sinne des Worts sich in Dunst auflösen, und man an dem Orte, wo man Wasser zu finden hoffte, einen eben so heißen und trockenen Sand findet, als man eben verlassen hatte. Sieht man aber diese Erscheinungen öfters, und gewöhnt sich an solche, so ergötzt es doch

auch das Auge, wenn es eine Abwechslung in der Aussicht findet. Diese Lufterscheinungen werden im Lande Bacher el Gazal oder Gazellenflüsse genannt, wahrscheinlich weil sie wie diese, sobald man sie erblickt hat, mit Schnelligkeit verschwinden.

Im Monat Junius tritt die nasse Jahreszeit ein und endet im Anfange Octobers. Es kann sich, wer diese Jahrszeit in den Tropenländern nicht erlebte, keinen Begriff von den Schlagregen machen, welche hier stattfinden. Gewöhnlich steigen die Gewitter in Osten und Süden auf. Man sieht von Ferne eine kleine schwarze Wolke, welche je näher sie kommt desto größer wird, und sich in den letzten Minuten mit einer unglaublichen Schnelligkeit über die ganze Gegend ausbreitet und sodann sinkt. Nun bricht ein furchtbares Gewitter los, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag, ein fürchterliches Krachen als ob der Himmel in Feuer stände, und der Erdboden bersten wollte, Ströme von Wasser stürzen mit einer solchen Heftigkeit herab, daß der Boden nicht im Stande ist solche aufzusaugen, und es entstehen Bäche, welche jedoch in dem Sande bald verschwinden. Gewöhnlich dauert ein solcher Regen nur eine Viertelstunde, selten länger, und nur äußerst selten wiederholt er sich in einem Tage, ja er setzt öfters zwei, drei, auch sogar sechs Tage aus, nnd dieses ist nun die gefährlichste Zeit für Fremde sowohl als Eingeborne; doch leiden nach Aussage aller die von weißer Hautfarbe immer mehr als die Schwarzen. Wie durch einen Zauber erwacht die Natur aus ihrem Todesschlafe, denn gleich nach dem ersten Regen fängt der Boden an zu grünen, die Bäume schlagen aus, nach und nach breitet sich ein Blumenteppich über das ganze Land hin. Einzelne Gegenden von Kordofan, welche etwas tief liegen, können in der That ein Paradies genannt werden. Alles steht da in voller Ueppigkeit, alle Bäume und Sträucher sind mit Blüthen und Früchten beinahe übersäet, so daß man das Laub kaum erblickt. Das Gras erreicht eine Höhe, daß ein Reiter mit seinem Pferde gedeckt wird. Schlingpflanzen winden sich bis zum Gipfel der höchsten Bäume; kurz alles beweist die Macht und Stärke der Vegetation. Eben so wie das Auge sich an dem Farbenspiel der Blumen ergötzt, so findet es auch einen Genuß an den mannichfaltigen Farben der Papagaie, Colibri und andern schön befiederten Bewohner der Wüste

und der Gärten, welche in buntem Farbenwechsel die Bäume beleben und durch ihren Gesang das Ohr bezaubern; wetteifernd erschallen die melodischen lieblichen Töne von den Zweigen, und ich konnte bald den der Nachtigallen und Lerchen meiner lieben Heimath vergessen. Doch diese Silbertöne sind nicht von langer Dauer; ihr Gesang ist zu süß, daß er lange anhalten könnte. Wie sich der Schleier der Morgendämmerung hebt, fängt er an, er wird steigend stärker, jemehr das Licht sich verbreitet, ist aber die Sonne über den Rand der Wüste emporgerückt, vergoldet sie mit ihren Strahlen die Berge, so verstummt ein Sänger nach dem andern, nur einzelne Töne vernimmt man noch; doch alsobald erscheinen Schwärme von Schmetterlingen und schönen Insecten, die das Auge mit demselben Farbenwechsel ergötzen; Giraffen, Antilopen und andere Thiere weiden im Grase, und freuen sich ihres Daseyns. Doch aller dieser Reiz schwindet bald, denn ohne zu wollen, wird durch die Einwirkung des ungesunden Klima's die frohe Laune verscheucht; den Menschen befällt eine Bangigkeit, die ihm alle Ruhe raubt. Schwäche im Magen, Ekel vor allen Speisen, kurz alle Vorboten einer Krankheit verleiden jeden Genuß, den die Schönheit der Natur gewähren könnte, und in kurzem liegt man auf dem Krankenlager, welchem ein Fremder nie ganz entrinnt, und so weit jetzt die Erfahrung geht, sind von den Europäern, welche diese Gegenden bereist und sich längere Zeit daselbst aufgehalten haben, sehr wenig mit dem Leben davon gekommen; denn die aus den Morästen aufsteigenden Pestdünste, welche die ganze Luft schwängern, das ungesunde Trinkwasser, die feuchten Südwinde, die bis auf die Nerven eindringen, alles dieses vereint sich, den Faden des Lebens abzuspinnen, und jeder eilt, wenn er nur kann, dieses ungesunde Land baldmöglichst zu verlassen. Man glaube ja nicht, daß durch den Regen die Atmosphäre gereinigt werde, wie es der Fall in Europa ist, denn sobald dieser vorüber ist, tritt wieder eine starke Hitze ein, die während meines Aufenthaltes daselbst bis 30° stieg; die Monate December und Januar sind die gesündesten, aber auch die Nächte so kühl, daß der Thermometer besonders kurz vor Sonnenaufgang bis auf 8, ja auf 4° fällt. Dieser schnelle Wechsel zwischen Hitze und Kälte und die schädlichen Ausdünstungen müssen sonach den

Menschen, und vorzugsweise dem aus nördlichen Gegenden Aegyptens sowohl als aus Europa kommenden Fremdling besonders verderblich werden, und man findet wenige, die sich ganz akklimatisiren.

Zweites Capitel.

Geschichte.

Es wird wohl Jedermann einsehen, daß es nicht so leicht sey, die Geschichte eines Landes oder vielmehr einer Provinz zu schreiben, deren Einwohner in der größten Unwissenheit leben, und die sich wenig kümmern, was nur ein halbes Menschenleben vor ihnen sich zugetragen hat; es sind auch keine Chroniken vorhanden, welche über das eine oder das andere Aufklärung geben könnten, und so war es mir auch nicht möglich etwas mehr zu erfahren und auszuforschen, als was mir ein glaubwürdiger achtundsiebzigjähriger Fakir *), ein Augenzeuge der neuern Begebenheiten, mittheilte. Kordofan hat seinen Namen von einem Berge 3½ Stunden südöstlich von Lobeid entfernt. Die Ureinwohner sind Nuba-Neger, welche gegenwärtig noch viele Gegenden Kordofans bewohnen. Selbst Kordofan ist ein nubisches Wort. Später wanderten drei Stämme ein, die Hadejat, el Giomme und Bederie. Die Zeit dieser Einwanderung läßt sich nicht mehr bestimmen. Diese drei Nomadenvölker theilten sich in das Land um den Berg Kordofan, lebten von der Viehzucht, und jeder Stamm hatte seinen Schech oder Richter; doch wurde aus allen drei Stämmen noch ein Oberhaupt gewählt, welches als ein unparteiischer Richter in verwickeltern Angelegenheiten als letzte Instanz das Urtheil fällte. Diese Völker wurden gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Sennaar mehr bekannt. Der König von Sennaar sandte ungefähr im Jahre 1779 den Schech Nacib mit ungefähr 2000 Reitern dahin, um es zu erobern. Die Stämme ergaben sich auch, ohne einen hartnäckigen Widerstand zu leisten, ziemlich gutwillig in ihr Schicksal, und blieben sodann ungefähr fünf Jahre lang un-

*) Ein Einsiedler, auch ein Schulmeister.

ter der Oberherrschaft von Sennaar. Ein Melik wurde eingesetzt und das Volk fühlte sich unter seiner Regierung glücklich; mehrere arabische Stämme, so wie auch Leute von Sennaar und Dongola wanderten ein, breiteten sich im Lande aus, Ackerbau und Handel fingen an zu blühen. Da wurde Darfur auf diese Provinz aufmerksam, und unternahm einen Feldzug, in welchem der Melik el Haschma aus Sennaar geschlagen, und auf immer aus dem Lande verdrängt wurde. Meliks regierten dieses Land im Namen der Sultane von Darfur bis zum Jahre 1821 durch volle fünfunddreißig Jahre unter der Regierung Mehemed Ibn Fadels. Auch in dieser Periode befand sich das Land glücklich; die Einwohner lebten friedlich, hatten keine Abgaben, die Kaufleute keine Mauthen zu zahlen, und alles waren nur freiwillige Geschenke an den Sultan von Darfur.

Bara, die zweite Handelsstadt im Land, wurde durch die Dongolawi aufgebaut; aus den entferntesten Gegenden wanderten Stämme ein, und genossen unter der wirklich milden Regierung Darfurs eines hohen Wohlstandes. Der Handel breitete sich nach allen Richtungen aus, Karawanen aus Abyssinien, aus dem Innern Afrika's und aus Aegypten brachten ihre Producte in die zwei Städte Lobeid und Bara, von wo der größte Theil wieder transito weiter gebracht wurde. Alles lebte so zu sagen im Ueberfluß, man hatte an keinem dringenden Bedürfnisse Mangel. Alles war wohlhabend, und selbst die Weiber der wenig Bemittelten trugen in Nasen und Ohren goldene Ringe, ja viele selbst goldene Armbänder und silberne Fußringe. Man sah kein anderes Metall als Gold und Silber im Schmucke der Weiber, und sogar viele Sklavinnen trugen Gold an sich. Die Viehzucht und der Ackerbau waren gut bestellt, und es gab wenig Bewohner des Landes, welche nicht so zu sagen einen kleinen Handel betrieben. Das Volk lebte sorgenfrei und war wohlhabend. Tanz und Gesang erscholl von einem Orte zum andern, kurz es war für Kordofan das goldene Zeitalter.

Doch dauerte dieses Glück nicht lange, denn 1821 sandte Mehemed Ali seinen Schwiegersohn, den berüchtigten Defterdar, mit einem Corps von 4500 Mann Infanterie und Cavallerie nebst 800 Beduinen und 8 Feldstücken dahin ab, um dieses gesegnete Land seiner Macht zu unterwerfen. Das Land, von diesem Vor=

haben in Kenntniß gesetzt, bereitete sich mit aller Kraft zum Widerstand. Musalem, der Melik, zog mit seinen Truppen dem Defterdar bis Bara — zwölf Stunden von Lobeid — entgegen. Seine zahlreiches, aber irreguläres Heer war zwar gut bewaffnet, hatte aber keine Feuergewehre, welche man auch im ganzen Lande sehr wenig oder gar nicht kannte. Die Cavallerie hatte, so wie die alte numidische Reiterei, Schuppenhemde, auf dem Kopfe ein spitziges Casquet ohne Visir und ein sechsunddreißig Zoll langes zweischneidiges Schwert, die Pferde mit Kupferplatten belegte Schabraken. Das Fußvolk, fast ganz nackt, war mit Schild und Lanze und nur ein kleiner Theil mit zweischneidigen Schwertern, Turbatsch, und einer Art Streitkolben bewaffnet. Die Schlacht war mörderisch, die Kordofaner stürzten sich wie Rasende in den Kampf, und vertheidigten ihre Freiheit mit gänzlicher Todesverachtung, ja selbst Weiber nahmen an dem Gefechte Theil. Von den Kugeln der Feinde getroffen stürzten Hunderte hin. Die Verwundeten legten die Finger in ihre Wunden, und konnten nicht begreifen, wie sie, ohne von einer Waffe berührt worden zu seyn, verwundet werden konnten, so unbekannt war ihnen damals die Feuerwaffe. Sie schleuderten mit aller Wuth ihre Lanzen gegen die Kanonen, und als es ihnen einmal gelang eine Kanone auf kurze Zeit zu erobern, suchten sie sich mit Säbelhieben wegen der gemachten Verheerung an ihr zu rächen. Die Schlacht währte lange und blieb unentschieden. Der Defterdar an der Spitze seiner Reiterei, obwohl krank, verließ das Schlachtfeld nicht; mehrere Angriffe wurden tapfer abgeschlagen. Die Beduinen beschämten die Türken durch ihre Herzhaftigkeit; wo es am heißesten zuging, stieß man auf Beduinen, welche den angegriffenen Feind am stärksten bedrängten. Der Vortheil wandte sich bald auf die Seite der Türken, bald auf die Seite der Kordofaner, der Sieg blieb immer schwankend, ja es kamen sogar die Türken einigemale in ein hartes Gedränge; da glückte es einem Schech der Beduinen, aus dem Stamme der Gemeat, Musalem, den Anführer der Kordofaner durch einen Pistolenschuß niederzustrecken. Sein Tod entschied die Schlacht. Das kordofanische Heer, seines Anführers beraubt, wandte sich und ergriff die Flucht. Die Kordofaner wurden von der nachrückenden türkischen Reiterei verfolgt, und noch viele auf der Flucht getödtet. —

Unter den Todten auf dem Schlachtfelde fand man sogar drei Weiber, welche ebenfalls an dem Kampfe für ihre Freiheit Theil genommen hatten. Den zweiten Tag darnach zog der Defterdar mit seiner siegenden Armee in Lobeid ein. Die Stadt wurde geplündert und fast ganz zerstört. Der Defterdar fand hier unermeßliche Reichthümer, welche dieser habsüchtige Tyrann sich sogleich zueignete. Das Land ergab sich ohne allen fernern Widerstand bis auf den Berg Deyer, zwanzig Stunden von Lobeid, welcher seine Freiheit jetzt noch behauptet. Die türkische Armee litt aber fast an allem Mangel, der größte Theil unterlag dem Klima, und es fanden sich nur Einzelne, welche diesem widerstehen und ihr Leben retten konnten.

Man theilte nun Kordofan ohne die freien Nuba in fünf Kreise ein, deren jedem ein Kaschef oder Kreishauptmann vorsteht; ein Obrist, welcher in Lobeid residirt, ist Gouverneur der Provinz, und es kann keine Feder beschreiben, welcher Druck nunmehr auf diesem Lande lastet. Alle Wohlhabenheit ist gänzlich verschwunden, das Land wird von den Türken so zu sagen ausgesaugt, und man leidet nicht, daß ein Privatmann zu einem auch nur geringen Vermögen gelange. Viele von den Eingebornen sind schon, der Bedrückungen müde, mit ihrem Hab und Gut ausgewandert, haben theils in Darfur, theils in Takele Schutz gesucht, und noch selbst im Jahre 1838 haben die Bewohner von sechs Dörfern das Land verlassen. Man sieht auch jetzt nichts als Armuth und Elend, und mit Ausnahme einiger Djelabi *) auch keine bemittelten Einwohner. Die verschiedenen Volksstämme, welche gegenwärtig das Land bewohnen, sind folgende: Hadejat, el Giomme, Bederie, Schiswaba, el Etoman, Ogendiab, Birget, Dombab, Almakaita, Elberiab, Hassenie, Hawara, Felata, Denagle oder Dongolawi, Darhammer, Abusanun, Darhami, Serauy, Freseh, Basaue, el Maramera, Volet el Angon, Czahalin, Kabobisch (Schech Sale), Benecira, Hababin (Schech Abdel Mahmud), Elhauwasma (Schech Musa), el Messerie (Schech Labaied), Koncieri oder Darfurer, Pergu, Nas-Gioffon. Doch theilt man alle diese Stämme in drei Hauptstämme und zwar: die Neger, die Bakkara und Arab oder freie

*) Kaufleute, auch Sklavenhändler.

Leute, und die Dongolawi. Alle diese verschiedenen Völkerstämme sind auch in ihren Sitten und Gebräuchen wenn nicht ganz, doch zum größten Theil verschieden, und man zählt dreizehn Dialekte und Sprachen. Die ganze Bevölkerung Kordofans kann ohne die wandernden Bakkara ungefähr 400,000 Seelen betragen. Der Defterdar hat alles Mögliche aufgeboten, dieses Land herabzubringen, und sein Name ist noch gegenwärtig ein Name des Schreckens für die Einwohner. Es ist auch in der That fürchterlich, wie dieser Tyrann seine Macht in diesem unglücklichen Lande mißbrauchte, und keine Feder ist im Stande die Grausamkeiten zu beschreiben, welche er in dieser Provinz beging; das menschliche Gefühl muß sich empören, wenn man alles hört was dieser Wüthrich aussann, um seine grausame Lust an den unglücklichen Besiegten zu kühlen. Ich würde keineswegs alles geglaubt, und das meiste als ein Mährchen betrachtet haben, wenn nicht in allen den Gegenden von Kordofan, Sennaar und Aegypten, die ich bereiste, mir gleichstimmige Nachrichten zugekommen wären, welche um so mehr Glauben verdienen, als noch viele Personen leben, die nicht nur Augenzeugen aller dieser Grausamkeiten waren, sondern selbst auch dadurch litten. Es sey mir daher erlaubt hier einige Züge aus dem Leben dieses Tyrannen aufzuführen; jeder wird daraus erkennen, wie es eine natürliche Folge seyn mußte, daß ein sonst so blühendes Land in kurzer Zeit herabsank, und daß jetzt eine geraume Zeit erfordert wird, um sich nur ein wenig zu erholen.

Ein Soldat hatte einem Bauer ein Schaf gestohlen, und wurde auf der That von letzterm ertappt — nicht genug, daß er den Raub nicht zurückstellte, mißhandelte er noch den Bauer; dieser glaubt ein seiner gerechten Sache bei niemand anderm mehr Gerechtigkeit zu finden als bei dem Gouverneur, und brachte sonach seine Klage gegen den Soldaten vor. Der Defterdar hörte gelassen zu, als der Bauer seine Anklage vorbrachte; doch als er geendet, fuhr ihn der Tyrann zornig an: Und mit einer solchen Kleinigkeit belästigst du mich? Mit diesen Worten wandte er sich zu seiner Umgebung, und befahl den Bauer vor den Kadi zu bringen; diese verstanden sogleich, daß er unter dem Worte Kadi eine Kanone verstehe, nahmen den armen Bauer alsbald in Empfang, banden ihn an die Mündung einer Kanone, und

feuerten sodann letztere ab. — Seine Dienerschaft, bestehend nicht nur aus Sklaven, sondern auch freien Arabern und Türken, hatte ungeachtet sie als seine Scharfrichter betrachtet werden konnten, dennoch eine große Angst vor ihm, denn das geringste Vergehen, welches sie sich zu Schulden kommen ließen, bestrafte er mit aller ersinnlichen Grausamkeit; so traf es sich, daß einer von diesen sich verleiten ließ in eine Schüssel voll Speise seine Finger zu tauchen und diese zu kosten. Unglücklicherweise sah dieses der Defterdar. Ganz höhnisch fragte er nun den unglücklich Ertappten, ob diese Speise süß oder sauer wäre, und als dieser wie natürlich vor Schrecken und Furcht keinen Laut vorbringen konnte, ließ ihm der Defterdar, um, wie er sich äußerte, seinen Geschmack mehr zu reizen, die Zunge mit einem Nagel an die Thüre anschlagen, und das Gesicht mit Honig einschmieren; in dieser Lage mußte der Unglückliche zwei volle Stunden zubringen. Es bedurfte aller möglichen Mittel, um seine Zunge nach einer geraumen Zeit wieder zu heilen. — Ein Zeis oder Pferdewärter, welcher, wie es auch in ganz Aegypten der Fall ist, beim Ausreiten den Vorläufer machen mußte, konnte dem Defterdar bei einem lang anhaltenden scharfen Ritte aus Mattigkeit nicht mehr folgen; der Wüthrich schlug ihn mit der Peitsche, um ihn zu ermuntern, und als der Unglückliche ganz entkräftet, auch durch dieses Mittel nicht kräftiger wurde, ließ ihn der Unmensch bei den Füßen an den Schweif eines Pferdes binden, und dieses durch zwei andere Zeis in den Straßen von Lobeid herumjagen. Sicher hätte der Unglückliche hiedurch seinen Tod gefunden; da aber die Straßen bloß aus feinem Sand bestehen, so erhielt er nur sehr viele, aber doch keine tödtliche Wunde. Allein das Pferd, an eine solche Last nicht gewöhnt, wandte sich endlich um und schlug nach dem unglücklichen Zeis, welcher endlich in Verzweiflung und zu seiner eigenen Rettung mit allen ihm noch zu Gebote stehenden Kräften das Pferd beim Kopfe ergriff und solches in die Oberlippe biß. Anfangs achtete man diese kleine Wunde nicht, doch in kurzer Zeit schwoll der Kopf des Pferdes, und dieses krepirte, der mit Wunden ganz bedeckte Zeis wurde aber glücklich wieder hergestellt. — Ein Nachbar gab dem andern in einem Streit eine Ohrfeige, und wurde von letzterm bei dem Defterdar verklagt. Mit welcher Hand schlugst du deinen

Nachbar, fragte ihn der Tyrann. — „Mit der Rechten," antwortete dieser. „Nun gut," erwiederte der Defterdar, „damit du dieses nicht vergißt, werde ich dir aus dem Ballen dieser Hand das Fleisch herausschneiden lassen," welches auch augenblicklich vollzogen wurde. — „Nun gehe wieder an deine Arbeit," sagte der Defterdar zu dem Verstümmelten, welcher jedoch vor Schmerz ganz außer sich entgegnete: „in diesem Zustande kann ich doch nicht arbeiten." Zornig fuhr ihn der Tyrann an: „was! du widersprichst mir! Man schneide ihm die Zunge ab, sie ist etwas zu lang," und dieser Befehl wurde auch an dem bereits Gemarterten sogleich vollzogen. — Als der Defterdar eines Tags bemerkte, daß während seiner Abwesenheit Jemand aus seiner Dose geschnupft hatte, und den Verdacht auf seinen Kammerdiener warf, sperrte er eines Tages eine Fliege in die Dose ein, ließ solche auf seinem Divan liegen, ging in ein anderes Zimmer, und ließ sich sodann durch den Diener etwas aus dem Gemache, wo sich die Dose befand, holen; diesen kam auch wirklich die Lust an, und er nahm sich eine Prise, unbemerkt schlüpfte die Fliege heraus, und als der Defterdar nach kurzer Zeit wieder in das Zimmer trat und die Fliege aus der Dose verschwunden fand, fragte er sogleich den Diener, wer die Dose aufgemacht habe. — „Ich, Herr," erwiederte dieser ganz treuherzig, „habe mir eine Prise genommen." Doch diese Lust mußte er mit dem Leben bezahlen. Der Wüthrich ließ ihn zu Tode prügeln. — Ein Neger kaufte von einem Weibe um fünf Para Milch, trank diese aus, bezahlte aber solche nicht. Das Weib beklagte sich hierüber bei dem Defterdar, welcher zufällig in der Nähe war. „Gut," sprach dieser, „ich werde die Sache gleich untersuchen!" Er befahl nun seinen Leuten den angeklagten Neger zu holen. Als dieser erschien, frug er ihn, ob er von dem anwesenden Weibe eine Milch gekauft und nicht bezahlt habe. Ganz erschrocken läugnete dieser die That. Da befahl der Unmensch dem armen Neger den Bauch aufzuschneiden, und nachzusehen, ob sich in seinem Magen wirklich die Milch vorfinde. Und als es sich wirklich so zeigte, sagte er zu dem Weibe: „du hast Recht; hier nehme die fünf Para, und gehe nun deiner Wege." — In seinem Garten hatte er in einem Behälter einen Löwen eingesperrt, welcher allmählich so zahm wurde, daß er ganz frei im Garten herum lief, und dem Defterdar wie ein Hund ge-

horchte; dieses gezähmte Thier gebrauchte nun der Unmensch, um die Leute, welche zu ihm kamen, zu schrecken, welches ihm dann das größte Vergnügen verursachte. Traf es sich nun gerade, daß zu der Stunde wo er im Garten sich ergötzte, kein Fremder zu ihm kam, so befahl er seinen Leuten, den ersten besten, welchen sie auf der Straße treffen würden, zu ihm in den Garten zu senden. Wenn so ein armer Teufel, ohnehin durch den erhaltenen Befehl bis zum Tode erschreckt, mit der größten Verzagtheit in den Garten trat, und in seiner Seelenangst sich dem Defterdar beinahe am Boden kriechend näherte, hetzte dieser den Löwen auf den Eintretenden, welcher natürlich bei dem Anblick dieser wilden Bestie fast ohne Besinnung zur Erde stürzte. Dieß war nun sein größtes Vergnügen, denn wenn gleich dieses Thier keinem Menschen ein Leid zufügte, so war dennoch dessen Annäherung hinreichend, auch dem Herzhaftesten einen Todesschrecken einzujagen. Bevor jedoch dieses Thier so zahm wurde, und so lange dasselbe noch eingesperrt werden mußte, traf es sich einst, daß ein Gartengehülfe sich etwas zu Schulden kommen ließ, und deßwegen von dem Gartenaufseher bei dem Defterdar verklagt wurde. Dieser im Fällen des Urtheils nicht müßig, befahl ohne weiters, noch ehe ihm die ganze Thatsache auseinander gesetzt worden war, den armen Angeklagten dem Löwen in seinem Behälter vorzuwerfen. Dieser Befehl wurde auch gleich vollzogen; doch wie einem zweiten Daniel fügte die Bestie dem armen Verurtheilten nicht nur kein Leid zu, sondern beleckte zum größten Verwundern der Anwesenden dessen Hände. Und dieser Gartengehülfe war nicht der Wärter des Thieres, sondern warf bloß manchmal von seinem erübrigten Brod im Vorbeigehen dem Löwen etwas in dessen Behälter, und das großmüthige Thier vergaß dieses nicht, und schonte seinen Wohlthäter. Als der Defterdar dieß vernahm, wurde er dadurch nicht besänftigt, sondern blutdürstig wie er war, ohne Sinn für eine solche Erscheinung, befahl er im Zorne seiner unbefriedigten Lust dem Löwen den ganzen Tag nichts zu fressen zu geben, und den Gefangenen dort zu belassen, damit das Thier von Hunger gezwungen zum Scharfrichter seines Wohlthäters werde. Doch auch der Hunger konnte das Königsthier in seinem Edelmuth nicht wankend machen, und der Gartengehülfe blieb den ganzen Tag an der Seite des Löwen

unversehrt. *) Abends wurde er seiner Haft entlassen, doch leider entging der Unglückliche nur auf kurze Zeit der Rache des Wüthrichs, denn als letzterer nach einigen Tagen in den Garten trat und den Gehülfen daselbst traf, welcher eben den Garten kehrte und bereits einen Haufen Blätter beisammen hatte, sagte er zu ihm: „Hund, du bist zu schlecht, als daß dich ein Löwe fressen möchte, doch nunmehr hast du dir dein Grab selbst gemacht." — Hierauf befahl er ihm das Laubkehricht in einen Backofen zu tragen, und dann selbst hinein zu kriechen. Als dieses alles geschehen war, ließ der Unmensch das Laub anzünden, worauf der Unglückliche unter den größten Qualen seinen Geist aufgab. — Ein Fellah (Bauer) schuldete an die Regierung vierzig Maamle**). Der Schech des Dorfes ließ dem Fellah, welcher sich zahlungsunfähig erklärte, seinen letzten Ochsen wegnehmen, solchen schlachten, und in vierzig Theile zerlegen; hierauf erhielt der Schlächter den Kopf und die Haut für seine Mühe, und die übrigen vierzig Theile wurden zu ein Maamle an die übrigen Bewohner des Dorfes verkauft. — Man kann sich leicht vorstellen, daß das Fleisch um so einen wohlfeilen Preis sehr schnell verkauft war. Der arme Bauer brachte nun seine Klage dem Defterdar vor, indem er zugleich versicherte, daß der Ochse mehr als vierzig Maamle werth war. Der Defterdar verfügte sich nun selbst an Ort und Stelle, um die Sache zu untersuchen, und als er sich von der Wahrheit überzeugt hatte, ließ er den Schech, den Schlächter, so wie alle Personen, die von dem in Beschlag genommenen Ochsen Fleisch gekauft hatten, zusammenrufen, und hielt in aller Gegenwart dem Schech sein rechtswidriges Benehmen vor. Hierauf erhielt der Schlächter den Befehl den Schech zu schlachten, und dessen Körper in vierzig Theile zu zerlegen. Ein jeder der frühern Käufer mußte nun wieder einen Theil kaufen, hiefür ein Maamle bezahlen und das Fleisch nach Hause tragen. Das Geld wurde dem Fellah

---

*) Dieses edle Thier wird sich wahrscheinlich in dem k. Museum in München ausgestopft vorfinden, indem Mehemed Ali solches dem Herrn Hofrath Schubert, welcher sich im Jahre 1836 in Cairo befand, schenkte.

**) Eine Münze, die nunmehr außer Curs ist, und vordem 2 Piaster 10 Para, ungefähr 12½ kr. C. M., betragen hat.

als Ueberschuß des ihm abgenommenen Ochsen eingehändigt. — Am Bairam-Feste gingen alle Bedienten und Zeis, achtzehn an der Zahl, zu dem Defterdar, um ihm dem Herkommen gemäß ihre Glückwünsche darzubringen, und baten zugleich um ein paar neue Schuhe. „Diese sollt ihr haben,“ sagte er zu ihnen. Er ließ den Hufschmied holen, und befahl ihm achtzehn paar Hufeisen zu verfertigen, welche auf die Füße der Bedienten gut paßten; als diese des andern Tages fertig waren, ließ er allen achtzehn Bedienten ohne Barmherzigkeit jedem zwei Eisen an die Fußsohlen nageln; neun von ihnen gaben in kurzer Zeit, nachdem der Brand dazugekommen war, den Geist auf, den andern ließ er die Eisen sodann abnehmen, und reichte ihnen ärztliche Hülfe.

Doch genug von allen den Grausamkeiten, welche dieser Tiger in Menschengestalt ausübte, und die sich durch nichts rechtfertigen oder auch nur entschuldigen lassen. Man könnte mehrere Bände füllen, wenn man alles niederschreiben wollte, was dieser Tyrann in dem von ihm eroberten Kordofan, wie in Sennaar und Aegypten, ausübte. Kein Tag verging, ohne daß nicht ein oder der andere Unglückliche seinem Blutdurste zum Opfer fiel. Er war ordentlich erfinderisch in den über einen solchen Unglücklichen verhängten Qualen, und wußte allemal etwas Neues zu ersinnen, was seinem rachsüchtigen Herzen eine Befriedigung gewährte. — Sein Name bleibt auch in ewig unvergeßlichem Andenken in Kordofan, Sennaar und Aegypten, und noch ist er ein Schrecken für alle die ihn hören. Mehemed Ali, müde aller der Klagen, die ihm über diesen Wüthrich fast täglich zukamen, ließ ihm in einer Schale Gift beibringen. Ich selbst sah noch einige von den Opfern seiner Grausamkeit, welche so glücklich waren wenigstens ihr Leben zu retten, allein als Krüppel ohne Nase, Ohren, Zunge, oder mit geblendeten Augen herum wandern, und von ihren Nachbarn sich ihr tägliches Brod erbetteln. Aus allem diesem kann man nun leicht ersehen, welches Loos diesem armen Lande zu Theil ward, als es unter die Herrschaft der Türken kam. Früher beinahe ganz frei, lebte ein jeder sorglos, und war seines Eigenthums, seines Lebens wenigstens sicher; doch dieß änderte sich alles, sobald die Türken diese Provinz in Besitz nahmen, denn von diesem Augenblick an hörte das Privateigenthumsrecht

auf, und die Regierung betrachtete alles Hab und Gut für das ihrige. Zu diesem allem kam noch die unmenschliche Behandlung von dem Defterdar, und brachte die Einwohner fast in Verzweiflung, denn die geringste Vermuthung, daß einer oder der andere sich ein kleines Vermögen, sey es in Waaren, baarem Gelde oder an Vieh rc. erworben habe, war hinreichend, ihm unter irgend einem Vorwande das Leben abzusprechen und das Eigenthum einzuziehen. Der Defterdar war unersättlich und raubte alles wo er nur etwas zu finden wußte, und hatte sich auch in kurzer Zeit unermeßliche Reichthümer gesammelt. Gegenwärtig ist zwar die Regierung etwas gelinder, und die einzelnen Beamten in ihrer Willkür mehr beschränkt, doch ist die Entfernung von dem Sitz der Regierung zu groß, als daß alle Mißgriffe, deren leider noch zu viele geschehen, zur Sprache kommen könnten.

Drittes Capitel.

Regierung.

Die Regierungsform Kordofans ist der der andern Länder unter ägyptischer Herrschaft gleich, d. h. despotisch, doch sind die Einwohner dieser Provinz noch einem härtern Druck ausgesetzt, da die Entfernung wie bemerkt zu groß und eine Klage bei der höchsten Instanz anzubringen beinahe unmöglich ist. Das Volk fühlt sich daher sehr elend, um so mehr, als unter der frühern Regierung von Sennaar und Darfur die Freiheit, das Eigenthum und das Leben keineswegs so gefährdet war als es gegenwärtig der Fall ist. Man kann den Unterschied schon hieraus ersehen, wenn man weiß, daß in den frühern Zeiten beinahe alle Weiber Gold als Schmuck trugen, welches jetzt ein äußerst seltener Fall ist. Unter der Oberherrschaft von Darfur bestanden keine Abgaben, keine Zölle, aller Handel war frei, und alles wohlhabend, und jetzt von allem das Gegentheil, überall Zölle und Abgaben aller Art, und das Volk in Armuth. Hier hat sich das alte Sprüchwort: wo ein Türke seinen Fuß hinsetzt, da verdorrt das Gras, hinlänglich bewährt. Den Anfang alles dieses Elendes machte der Defterdar als Eroberer dieser Provinz. Damals war von einer

Regierung keine Rede, alles unterlag einer willkürlich-tyrannischen Behandlung. Mehemed Ali rief den Defterdar zurück, doch ist im Ganzen genommen dem Volke keine große Erleichterung zu Theil geworden, denn die nachfolgenden Gouverneure waren im Zusammenscharren von Reichthümern auch nicht müßig, und sogen nach und nach den letzten Saft aus dem ohnedieß schon ausgesogenen Lande. Das Land wird durch den Bey (Obersten) des ersten Linien-Infanterieregiments, welches seinen Sitz in Lobeid hat, regiert, welchem die Kaschefs (Vorsteher der fünf Kreise, gewöhnlich Hauptleute desselben Regiments) untergeordnet sind; jedoch steht der Bey wieder unter dem Pascha (General) von Karthum, welcher letztere Gouverneur des ganzen Belled Sudan ist *). Der Bey oder Gouverneur ist sowohl in Civil- als Militärsachen die obere Instanz, und entscheidet auf der Stelle; in wichtigen Fällen müssen aber erst die Befehle von Karthum eingeholt werden; im Justizfache fällt der Kadi das Urtheil und der Gouverneur läßt es vollziehen; doch ist das gewöhnlich nur ein Dunst, den man dem Volke vormacht, um sich das Ansehen von geordneter Gerechtigkeit zu geben, denn jeder Spruch geschieht nach Willkür. Die Einkünfte bestehen in den gewöhnlichen Contributionen und in den Mauthen, allein diese werden nie nach Verhältniß repartirt, sondern wenn eine Steuer von Cairo ausgeschrieben ist, so muß sie das Land gewöhnlich doppelt erlegen, was auch eine ganz natürliche Sache ist, denn alle Stellen im Lande werden mit Beamten besetzt, welche solche vom Gouverneur erkaufen. Es versteht sich nun von selbst, daß einer den andern zu überbieten sucht, und dieses um so viel mehr thut, als er weiß, daß es ihm mit der Zeit wieder hereinkommt. Auf eine lange Dauer wird freilich nicht gerechnet, denn wenn einer kommt und einige Beutel mehr bezahlt, so findet der Oberst leicht eine Ursache den früher angestellten von seinem Amte zu entfernen und dieses neuerdings zu vergeben. Es trachtet daher ein jeder in möglichst kurzer Zeit so viel zu erpressen, daß er seine gehabten Auslagen hereinbringe, und auch etwas gewinne. Einem jeden Kaschef oder Kreishauptmann werden wieder einige Unterofficiere beigegeben, und in ent-

*) Sennaar, Kordofan; Dongola steht auch unter ihm, gehört aber nicht zu dem Belled Sudan.

fernte Orte verlegt; diese so wie die Schech el belled oder Dorfrichter müssen auch zu Zeiten Geschenke an die Kaschefs machen. Die Schechs sind auch auf sich bedacht, und endlich die als Schreiber angestellten Kopten — alle — alle saugen an dem trübseligen Erwerb der armen Einwohner, und man ersieht leicht, was das arme Volk erdulden muß. Mehemed Ali, ungeachtet der weiten Entfernung, von dem willkürlichen Verfahren der Gouverneure und Unterbeamten in Kenntniß gesetzt, hat allem aufgeboten diesem Unwesen Schranken zu setzen. So wurde der größte Theil der Angestellten 1838 und 1839 in Untersuchung gezogen, in andere Provinzen verschickt, kurz alles angewandt ein gerechtes Verfahren zu erzielen; doch alles vergebens. Trotz alles guten Willens des Vicekönigs konnte der am Lande nagende Krebs nicht geheilt werden, und wenn auch wirklich so viel ungerechtes Gut, welches die Beamten zusammen raubten, eingezogen wurde, so hatte der Vicekönig und nicht das Volk den Nutzen. — Letzteres erhält nichts zurück, was auch leider nicht so leicht stattfinden kann, weil man die einzelnen Personen, die hiebei betheiligt sind, nicht erfährt, und Mehemed Ali sich nicht im geringsten darum bekümmert. Es ist wahr, aller Orten sind Spionen, welche die Handlungen der Beamten genau beobachten und sie wieder höhern Orts mittheilen, doch wie gesagt: der Staat zieht dann das geraubte Gut ein, und das arme Volk erhält nichts. Auch sind die Beamten zu viel mit einander verkettet, als daß einer dem andern etwas in den Weg legen sollte. Die Richter werden bestochen, und es geht meist mit einer einfachen Versetzung ab. Ist indeß der entdeckte Betrug zu groß, so wird ein solcher Beamter sogleich in eine andere Provinz versetzt, und ihm dann der Proceß gemacht, damit er keine Gelegenheit finde, sich mit seinen Richtern in Einverständniß zu setzen; dann ist er freilich verloren, aber — der Staat zieht das geraubte Gut ein, und der Nachfolger raubt und preßt wieder so viel als er kann, so lange es geheim gehalten wird. Zudem ist es ein Hauptübel, daß der Vicekönig die Gouverneurs besonders glimpflich und schonend behandeln muß, denn er weiß nur zu gut, wie gefährlich es wäre, diese gegen sich zu empören; im Augenblicke wäre das Belled Sudan verloren und nicht so leicht wieder zu gewinnen. Die Truppen der Garnison bestehen aus eingeborenen Negern; diese gehorchen blind, und

zwar dem der ihnen etwas mehr gibt, oder bloß verspricht, oder sie auch nur milde behandelt. Das Land haßt den Vicekönig, indem es glaubt, daß alle die Mißhandlungen, die es erleidet, von ihm anbefohlen werden; würde daher ein Gouverneur gegen die Regierung sich empören, so würde das ganze Land im Augenblick seine Partei ergreifen, wenn er demselben nur den Nachlaß einiger Abgaben zugestände. Und mit Gewalt der Waffen dieses wieder zu erobern, wäre nicht so leicht als es vor zwanzig Jahren geschah; denn man weiß recht gut, welchen Widerstand die nur mit Lanzen und einigen Schwertern bewaffneten Kordofaner und Sennaarer den Türken leisteten, und jetzt sind im Arsenal zu Karthum 15,000 Gewehre, was den Insurgenten keinen kleinen Vorschub gäbe. Dieses weiß Mehemed Ali alles recht gut, und handelt daher klug, die Gouverneure auf seine Seite zu bringen. Deßhalb ist das Ansehen der letztern viel größer, als das des Vicekönigs. Sie haben auch mit weniger Ausnahme unumschränkte Vollmacht, und sind so zu sagen Herr über Leben und Tod, so wie über das Eigenthum des Volkes. Es sind zwar Gesetze eingeführt, doch diese werden nicht beachtet, und jedesmal nach Willkür verfahren, ja oft aus Laune ein Urtheil gefällt, welches sich durch nichts rechtfertigen läßt. Von letzterem hatte ich, während meines Aufenthaltes in diesem Lande, mich selbst überzeugt. Ein Türke, welcher viele Waaren mit sich führte, wurde in der Wüste der Bayuda *) ermordet und seine Waaren geplündert. Alle Nachforschungen über den Thäter waren fruchtlos, und man konnte nur später so viel erfahren, daß die Waaren in Darfur verkauft worden seyen, und muthmaßte, daß der Thäter in Kordofan seyn müsse. — Es wurden mehrere Personen eingezogen und verhört, doch alles vergebens; der Thäter war nicht auszuforschen. Da zog eine Wahrsagerin, welche durch das Werfen einer Handvoll Muscheln in den Sand Vergangenheit sowohl als die Zukunft errathen will, aus ihrem mystischen Spiele den Schluß, daß der Sohn des Schechs von Haraza der Mörder sey. Dieses wurde dem Gouverneur Mohammed Bey bei einer Pfeife Tabak gesprächsweise mitgetheilt. Dieser, ein äußerst schwacher Kopf, der dem Geschwätze eines alten Weibes mehr glaubte als dem gesunden

*) Zwischen Ambukol und Karthum.

Menschenverstand, nahm dieß als Wahrheit an, und ließ den Angeschuldigten sogleich durch Soldaten nach Lobeid bringen; man warf ihn in einen Kerker, legte ihm Eisen an, und die Untersuchung ging sogleich vor sich. Obschon er sich ausweisen konnte, daß er zu jener Zeit in einem ganz andern Orte sich befand, auch dieses mit Zeugen bestätiget war, so wurde doch auf das Zeugniß einer Wahrsagerin mehr geachtet, und der Unglückliche auf die grausamste Weise gemartert, um ihn zum Geständniß zu bringen. Der Gouverneur ließ ihn an Händen und Füßen binden und neben ihm ein großes Feuer anzünden, hierauf nahm ein Soldat einen brennenden Ast und brannte ihn am Körper. Es wurden ihm zwanzig Wunden beigebracht, und als sich derselbe vor Schmerz und Wuth beinahe wie ein Wurm krümmte, ließ der Gouverneur Einhalt thun; — kurze Zeit darauf wurde der wahre Thäter aufgefunden und nunmehr erwiesen, daß der so schrecklich Gemarterte unschuldig war. Doch seine Leiden konnte ihm keiner mehr abnehmen und an sonstige Entschädigung war gar nicht zu denken. Wenn einer etwas verschuldet, so wird gewöhnlich das Verhör, sobald derselbe eingebracht ist, sogleich vorgenommen, das Urtheil alsbald gefällt und auch fast immer in derselben Stunde vollzogen. Zur Ueberführung des angeklagten Verbrechens sind jedoch immer zwei Sachen erforderlich: entweder daß der Verbrecher auf der That ertappt wird, oder solches eingesteht. Läugnet er, so wird er gemartert, und so geschieht es auch leider sehr oft, daß der Unschuldige für den Schuldigen leidet. Stiehlt einer einen Sklaven oder Ochsen, ein Kamel, Esel oder dgl., dem wird die Hand abgehauen. Dieß geschieht durch den ersten besten Schlächter, den man auf der Straße trifft; der Delinquent muß die Hand auf einen Block legen, welche zwei Männer fest andrücken, hierauf hackt der Schlächter diese ab; sogleich wird der Stumpf in ein bereit gehaltenes Gefäß mit fast siedender Butter getaucht, um das Blut zu stillen und den Brand zu verhüten, und sodann mit einem Lappen zugebunden. In Zeit von zehn Minuten ist alles geschehen und der Abgeurtheilte kann sogleich nach Hause gehen. Ein Mord, mit Ausnahme der Neger, ist jedoch eine äußerst selten vorkommende Sache; 1838 geschah ein einziger Fall dieser Art. Der Mörder wurde ergriffen, und nach kurzem Verhör an einem vor des Gouverneurs Hause

aufgerichteten Galgen gehängt. Zum Lobe Mehemed Ali's muß man sagen, daß gegenwärtig für einen reisenden Europäer gar keine solche Gefahr mehr stattfinde, als es der Fall unter der Regierung von Darfur war, wo die Djelabi ohne eine ansehnliche Bedeckung es gar nicht wagen durften eine Reise zu unternehmen. Jetzt kann man das Land ohne Furcht durchwandern. Ich bin fast immer ganz allein oder nur in Begleitung meines Bedienten gereist, und habe auch nicht den geringsten Anstand wegen Räubereien gefunden; im Gegentheil wurde ich überall mit zuvorkommender Gastfreundschaft aufgenommen, noch mehr, als man nach und nach begriff, daß ich, obgleich von weißer Farbe, doch kein Türke, sondern ein Franke sey. Uebrigens kommen noch öfters kleine Diebereien vor, was einigen Negern beinahe angeboren ist, denn alles was sie sehen, wünschen sie zu haben, und gibt man es ihnen nicht gutwillig, so finden sie schon Gelegenheit es sich zuzueignen; allein nie findet man, daß mehrere Personen zusammen bei einem Diebstahl mitwirken. Der einzige Berg Deyer, welcher von freien Negern bewohnt wird, die bis jetzt auf keine Art und Weise unterjocht werden konnten, ist noch zu fürchten, denn die Bewohner leben bloß von Raub und Plünderung. Sie machen in großer Anzahl Raubzüge in die benachbarten Gegenden, selbst bis Milbes, drei Stunden südlich von Lobeid, und stehlen und rauben was ihnen unter die Hände fällt, Vieh und Menschen, die dann entweder zum eigenen Gebrauch verwendet oder wieder an andere verkauft werden. Die Djelabi und andere Leute meiden diesen Berg auf weite Entfernungen, um den Deyer-Negern zu entgehen.

Um die Vergehen oder Verbrechen der Sklaven ist es jedoch eine ganz eigene Sache. Diese Menschenclasse wird hier gar nicht als Mensch, sondern wie das Vieh betrachtet und behandelt. Jeder Herr eines Sklaven ist auch der Richter über Vergehen, die sich der eine oder der andere im Hause zu Schulden kommen läßt. Ersticht oder erschlägt ein Sklave einen andern, so muß der Herr, wenn beide Sklaven sein Eigenthum waren, den Verlust tragen, und kann bloß den Thäter züchtigen, und dann verkaufen wenn er will. Man sieht einen solchen Fall hier so an, als wenn z. B. in Europa ein Pferd das andere schlägt und beide einem Eigenthümer angehören; — ist jedoch der ermordete Sklave Eigenthum eines an-

dern Herrn, so muß der des Mörders den Schaden ersetzen, und erst dann, wenn er etwa sich weigern sollte oder zu wenig gäbe, wird die Klage vor Gericht gebracht, allein nicht wegen Mord, sondern wegen Schadenersatz. Nur wenn ein Sklave einen Freien umbringt, wird er vom Gericht zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

Die Staatseinkünfte bestehen theils im baarem Gelde, theils in Producten oder Sklaven. Ein System in der Repartirung existirt gar nicht, sondern der Gouverneur bestimmt die Steuer, und nun ist es Sache der Kaschefs und Schechs el Belled, solche hereinzubringen. Bei wem man etwas vermuthet, der wird gezwungen solches herauszugeben, oder man nimmt ihm das Vieh u. dgl. mit Gewalt weg. Im Jahre 1838 mußte das Land außer den Abgaben an baarem Geld, Hornvieh, Butter und Sklaven noch 40,000 Ardeb (118,880 böhmische Scheffel) Dohen, und die Bakkara Hirten-Völker 12,000 Ochsen und Kühe abgeben. Von den Dorfbewohnern wird nur dann Vieh genommen, wenn selbe kein baares Geld auftreiben können, und ein großer Ochse wird von der Regierung dann zu 35 Piaster (3 fl. 30 kr. C. M.) angenommen; 8000 Ochsen wurden einige Jahre hindurch nach Cairo abgeschickt, welche aber größtentheils unterwegs zu Grunde gingen. Nunmehr hat man es eingesehen, wie unsinnig es sey, diese Thiere auf eine so weite Strecke zu verschicken, und der Viehtransport nach Cairo hat aufgehört, hingegen werden viele nach Karthum transportirt. Das baare Geld kommt durch Steuern, Zölle, Verkauf von Sklaven und andern Producten in Einnahme. Mit welcher Grausamkeit man aber beim Einsammeln der Steuern und Abgaben verfährt, ist unmöglich zu beschreiben, und es ist zu verwundern, wie es bei der wenigen Industrie, welche in diesem Lande betrieben wird, noch möglich sey, jährlich solche Summen zu erpressen. Doch lange kann es nicht mehr dauern, denn von Jahr zu Jahr schwindet das baare Geld, und die wenige Industrie ist von keiner Bedeutung. Dann ist das Volk entweder gezwungen auszuwandern, wie dieß bereits an vielen Orten geschehen ist, oder ein allgemeiner Aufstand wird erfolgen; es bedurfte nur eines Anführers, so wäre es schon 1838 geschehen.

In vielen Gegenden entsteht durch zu vielen oder wenig Regen Mißwachs, oder die Ernte wird von Heuschrecken ganz vernichtet, oder es geht ein großer Theil des Viehes durch Krankheiten zu Grunde, allein dieses alles zusammen wird gar nicht berücksichtigt, und die bestimmte Contribution ohne Gnade und Barmhezigkeit eingefordert. Im Jahre 1838 waren mehrere Dörfer durch eine mißrathene Ernte gezwungen sich in die Wälder zu flüchten, und daselbst von einer Baumfrucht, hier Egelit genannt, und von Milch zu leben, allein die Regierung wußte sie recht gut aufzufinden, und nahm ihnen sodann alles Vieh ab. Wenn ein Dorf gar nichts mehr hat, um die Abgaben zu entrichten, so muß dasselbe eine Anzahl Sklaven stellen, welche entweder als Recruten für die Regimenter verwendet oder öffentlich verkauft werden; im ersten Falle wird ein solcher Gestellter von der Regierung zu 150 à 300 Piaster (15 à 30 fl. C. M.) im Werthe angenommen, Kinder zu 30 Piaster und höher, aber stets niedriger als der Platzpreis, damit der Sklavenhändler Mehemed Ali immer noch etwas mehr auf Rechnung seines ohnehin schon im höchsten Grade gedrückten Volkes gewinne. Im allgemeinen wird jetzt schon ein großer Theil der Abgaben in Sklaven entrichtet, es fallen hiebei öfters wirklich empörende Scenen vor; sollte es wirklich der Fall seyn, daß Mehemed Ali, wie er es versprochen, die Sklavenjagden einstellt, so bleibt er immer noch der größte Sklavenhändler, weil er seine Staatseinkünfte durch Stellung von Sklaven zu decken sucht, und letztere als baares Geld annimmt. Es ist auch wirklich leichter in diesem Lande einen Sklaven zu stellen, als einen Thaler baares Geld aufzutreiben, und dieser Stand der Dinge nimmt von Jahr zu Jahr mehr zu als ab. Wie kann so mancher Europäer Mehemed Ali einen Civilisator seines Volkes nennen, da doch der schlagende Beweis vorliegt, daß er sein eigenes Volk dazu zwingt, Sklaven zu rauben, damit sie ihre Contributionen entrichten können! Viele von diesen Unterthanen finden ihren Tod, denn die Neger vertheidigen auch ihre Freiheit hartnäckig; verliert ein Kordofaner in diesen Privat-Raubzügen seinen Vater, Bruder oder Freund, so wirft er die Schuld auf die freien Neger, er sucht den Tod seines Vaters zu rächen, sein Herz wird grausam, er wird endlich ein Mörder, und Niemand trägt die Schuld daran

als Mehemed Ali, der große Sklavenhändler. Sollte auch der Fall wirklich eintreten, daß keine Sklaven mehr nach Cairo gebracht werden, so vermuthe ich nur allzusehr, daß Mehemed Ali's Sklaven, welche er anstatt Contribution in Kordofan ꝛc. annimmt, an die Djelabi verkauft werden, um solche nach Arabien zu transportiren, wohin heutzutage noch viele Tausende gehen.

So viel ich jedoch in der Zeit meines Aufenthaltes in diesem Lande bemerken konnte, und wovon ich mich zum Theil vollkommen überzeugte, so bleiben dem Staate noch viele Hülfsquellen zur Deckung der Einkünfte, ohne daß er gezwungen wäre, zu solchen unmenschlichen Mitteln, als die Sklavenjagden und Lieferungen sind, seine Zuflucht zu nehmen. Das Zuckerrohr wächst hier ohne Pflege, und ist von einer vorzüglichen Güte; zu Indigo ist der Boden an vielen Stellen sehr geeignet, und es ließe sich noch so manches Andere erzeugen, wenn man nur wollte, und es nicht an manchen Orten sehr an Wasser fehlte, denn obwohl der weiße Nil dicht an Kordofan verbeifließt, so kann doch sein Wasser mittelst eines Canals für die Bewässerung Kordofans nicht benutzt werden; ein solcher Canal würde Millionen kosten, weil das Land viel zu hoch liegt, als daß ein einfacher Canal gegraben werden könnte. Hornvieh könnten jährlich 20,000 Stück nach Aegypten ausgeführt werden, an Weiden fehlt es nicht, nur müssen die Viehtransporte vernünftigern Händen anvertraut werden, als es der Fall bisher war, wo nur jeder nach Willkür handelte. Bis jetzt hat Mehemed Ali die großen Gummi-Wälder in Nuba noch nicht benutzt; sie würden dem Staate einen bedeutenden Nutzen bringen, und mehr als ihm die verächtliche Sklavenjagd einträgt. Er brauchte nur den zehnten Theil seiner Truppen anzuwenden, welche er zu Sklavenjagden braucht, um selbe als Aufseher beim Einsammeln des Gummi anzustellen, und den Nuba-Negern hiefür nur den Lohn, so wie es in Kordofan stattfindet, zu geben. Staat und Einwohner würden dabei gewinnen und die Neger ihrer Freiheit genießen. Das Zutrauen dieser Neger zur Regierung würde steigen, wenn sie sähen, daß sie als freies Volk und nicht als Sklaven behandelt werden. Industrie, Handel und Ackerbau würden sich mehr emporschwingen, und ein jeder mit Freuden eine Arbeit vornehmen, wenn ein noch so geringer Gewinnst zu gewärtigen wäre, weil er nicht für seine Freiheit und für sein Leben zu

zittern hätte. Die Nuba-Gebirge könnten jährlich 10 bis 20,000 Cantar Gummi von der besten Qualität liefern, und Mehemed Ali würde bald finden, daß er so leicht und mit weniger Kosten zwei Cantar Gummi erhält als einen Sklaven, und daß ihm zwei Cantar Gummi mehr Gewinnst abwerfen, als ein Sklave. Die Gouverneure und Beamten betrachten Kordofan als ihr Eigenthum und die Einwohner als Sklaven, und behandeln auch selbe darnach, daher das Land auf alle mögliche Art und Weise gedrückt wird. Im Jahre 1838 entschloß sich Mehemed Ali, eine Reise nach Sennaar zu unternehmen; vielleicht waren ihm so manche Unterdrückungen zu Ohren gekommen, wo es Processe und damit bedeutende Summen für ihn abwerfen konnte. Er ließ auch bei seiner Ankunft in Karthum die großen Schechs von Kordofan vor sich rufen, und von seinen Unterthanen die Klagen vorbringen. Als er alles genau untersucht und sich von den geschehenen Mißhandlungen überzeugt hatte, ließ er sogleich den Schuldigen den Proceß machen: der Gouverneur von Kordofan wurde abgesetzt, und alle Stabsofficiere nebst noch neun andern Officieren und Kopten in Untersuchung genommen. Es wurde freilich viel ungerecht zusammengebrachtes Gut eingezogen, allein wie schon früher gesagt Mehemed Ali gewann dabei, und nicht das Volk; nach seiner Abreise blieb es wie vorher. Er hat zwar dem Gouverneur und den übrigen Beamten strenge Befehle hinterlassen, und aufs schärfste verboten sich keine Grausamkeiten zu erlauben, doch dieses alles ist nicht hinreichend den Druck zu erleichtern. Mehemed Ali war doch so klug, als er nach Fazogel reiste, und zufällig ihm eine Colonne Sklaven vorgestellt wurde, welche kaum einige Tage früher ihre heimathlichen Berge verlassen hatten, allen die Freiheit zu schenken. Warum? weil einige Europäer in seiner Begleitung waren. In Kordofan wurde kein solcher Befehl ertheilt, und alle 5000 Mann mußten gestellt werden. Ich war der einzige Europäer damals in Kordofan, und der Gouverneur ersuchte mich auch, nach Europa keine Erwähnung davon zu machen. Nur dann, wenn ein Gouverneur nach Kordofan kommt, welcher nicht im eigenen, sondern bloß im Interesse des Staates und des Volkes handelt, und außer einem Staatsbeamten auch ein Mensch ist, dann kann dem Lande nach und nach aufgeholfen werden.

Viertes Capitel.

Sitten und Gebräuche.

Die Wohnungen werden in Kordofan Tukkoli genannt, und sind von einer ganz einfachen Construction. Das Haus, gewöhnlich 10 — 12 Fuß im Durchmesser, ist rund; dieses Haus hat nur eine einzige Oeffnung, welche als Thüre, Fenster und Rauchfang zugleich dient, und nur so groß ist, daß ein Mann ganz gebückt hineinschlüpfen kann. Ein jedes Haus sieht dem andern so ähnlich, wie ein Ei dem andern, weil hier keine Architektur angewandt werden kann; und so wie vor Jahrhunderten, so auch jetzt, werden die Wohnungen der Neger nach derselben Form und mit dem nämlichen Material verfertigt; man steckt in die Runde die für die Größe des Hauses erforderliche Zahl Holzstäbe, welche oben eine Gabel bilden; in diese wird ein zweites ganz ähnliches Stück aufgesetzt und die Enden in einer Spitze zusammengebunden, so daß diese zweite Lage eine Zuckerhutform erhält und das Dach bildet. Das Ganze wird dann verflochten, mit Dohenstroh belegt, und die Spitze des Daches bildet einen Korb, der dem schwarzen Storche zum Neste dient, welcher gewöhnlich in den Monaten Mai und Julius von seiner Wanderung zurückkehrt, und nun in dem für ihn bereitstehenden Neste seine Jungen ausbrütet. Ist auf einem oder dem andern Tukkoli kein Storchnest vorhanden, so werden zur Zierde auf der Dachspitze auf eine senkrecht aufgerichtete Stange zwei bis vier Straußeneier gesteckt. Diese Häuser sind trotz der einfachen Construction doch im Durchschnitt so fest gebaut, daß in der Regenzeit kein Wasser eindringt, und man sich darin trocken aufhalten kann. Für eine Familie werden gewöhnlich zwei bis fünf solche Tukkoli gebaut, und sodann mit einem Dornenzaun eingehegt; in diesem Dorngehege wird eine Oeffnung gelassen, welche das Thor bildet und ebenfalls mit einem Dornstrauche verschlossen wird, welches man jedesmal beim Ein- und Ausgehen wieder an seinen Ort stellt. Dieses geschieht nicht aus Furcht vor Dieben oder sonstigem Einbruch, sondern bloß um die hungrigen Kamele von den Häusern entfernt zu halten, welche sonst in ganz kurzer Zeit ein Haus bis auf das Gerippe auffres-

sen würden. Diese Dorneneinzäunungen sind für einen Fremden öfters sehr gefährlich, und wenn man nicht gerade sein Blut vergießt, so geschieht es doch selten, daß man ein= oder ausgeht, ohne ein Stück der Kleidung daran hängen zu lassen. Die Kosten bei dem Bau eines Hauses sind sehr gering, und daher auch dem Aermsten nicht unmöglich sich sein eigenes Tukkoli aufzurichten. Das Holz kann sich jeder im Walde unentgeltlich holen, und wer gerade kein Dohen baut, und somit kein eigenes Stroh besitzt, ist freilich genöthigt dieses zu kaufen; doch kostet dieses nie mehr als höchstens fünf bis zehn Piaster, und für diese Summe erhält man die nöthige Quantität, daß auch bei dem stärksten Regen kein Tropfen Wasser durchgeht. Die Arbeiter werden nicht bezahlt, denn ein jeder hilft seinem Nachbar unentgeltlich. Diese Häuser haben noch einen besondern Vortheil; denn außerdem daß das Material fast nichts kostet, auch der Bau nur sehr geringe Mühe erfordert, so kann ein jeder, wenn ihm der Platz nicht gefällt, oder ein unverträglicher Nachbar den Aufenthalt in dessen Nähe nicht angenehm macht, das Haus von acht bis zwölf Männern in zwei Abtheilungen weiter tragen, und an einem andern Platze eben so schnell wieder aufsetzen lassen. Bricht in einem oder dem andern Orte ein Feuer aus, so wird da nicht gelöscht, denn dieses wäre auch vergebliche Mühe, sondern die der Brandstelle zunächst stehenden Häuser werden fortgetragen, und somit dem Feuer Einhalt gethan. Auch geschieht es, daß ganze Dörfer fortgetragen werden, weil ein Insect den Aufenthalt an einem solchen Orte unerträglich macht. Es ist dieß der Ricinus, hier Kurat genannt; er vermehrt sich sehr stark, und hält sich im Sande auf; wenn sich nun einer mit dem bloßen Körper auf den Sand setzt, so nähert sich dieses Thierchen sogleich, und beißt sehr empfindlich. Die Kamele fürchten dieses Insect so sehr, daß sie in einem solchen Orte nicht aufzuhalten sind, und sogleich fortlaufen. Nur wenn man sich auf Strohmatten setzt, ist man vor dem Biß dieses Thierchens sicher, denn sie kriechen selten auf eine solche.

In jeder Familie ist auch noch eine Hütte (Moraka genannt), worin das erforderliche Mehl gerieben wird. Dieses geschieht in einer ausgehöhlten steinernen Platte, welche in die Erde fest eingegraben ist, und in welcher ein Mädchen, gewöhnlich eine Sklavin, das Getreide (Dohen) mit einem andern walzenartig geformten

Stein zu Mehl reibt. — In einer Familie von acht Personen ist das ganze Jahr hindurch ein Mädchen beschäftigt, das erforderliche Mehl zu reiben; diese obwohl sehr einfache Arbeit erfordert doch ziemliche Anstrengung, und nur Mädchen, welche das vierzehnte Jahr erreicht haben, können hiezu verwendet werden; jüngere können diese Arbeit nicht aushalten. Auch die Erwachsenen haben genug zu leiden, denn in der Hitze, welche in einer solchen Hütte herrscht, den ganzen Tag den schweren Stein hin und her zu wälzen, erfordert keine geringe Anstrengung, und der Schweiß rinnt immer solchen armen Geschöpfen über den ganzen Körper herab. Dennoch hört man sie den ganzen Tag singen; freilich sind es nur Lieder, durch die sie ihrer Sehnsucht nach der Heimath etwas Luft machen. Diese Lieder haben etwas ganz Eigenthümliches, und sind mit weniger Ausnahme, so wie es beinahe im ganzen Orient der Fall ist, immer der Erguß eigener Gefühle. Man findet nur wenige Lieder, die einer von dem andern lernt; denn gewöhnlich singt ein jeder, was er sich denkt, ohne Rücksicht auf Sylbenmaaß oder Tact. Nur zu ihren Tänzen haben sie eigene Melodien, die jedoch auch mehrmals mit Variationen eigener Erfindung abwechseln. So hört man nun diese Mädchen meistens in Molltönen und kaum in der nächsten Hütte hörbar singen: „die Sonne versteckt sich hinter die Berge, kommt Leutchen, zum fröhlichen Tanze, die Kühe sind gemolken, die Arbeit geendet, zündet das Feuer an, mein Geliebter kommt und holt mich nach Hause u. dgl." Mancher läuft bei diesen Gesängen eine Thräne über die Wangen, wenn sie sich in ihre heimathlichen Berge denkt; doch auch hier muß die Zeit das ihrige beitragen, um den Kummer dieser armen Geschöpfe zu lindern, denn sind nur ein bis zwei Jahre vorüber, so gedenken nur noch wenige ihrer Heimath. In Aegypten habe ich sehr oft Sklaven und Sklavinnen gesprochen, die sich kaum mehr ihres Vaterlandes erinnerten, um so weniger als sie eine Behandlung finden, die ihnen im eigenen väterlichen Hause nie zu Theil werden konnte; sie nehmen die Sitten der Völker an, unter denen sie zu leben gezwungen sind, und lachen oft selbst über die einfältigen Gebräuche ihrer Heimath. In den Hütten der Verheuratheten befindet sich eine aus Lehm gemachte kleine Erhöhung von ungefähr 1½ Schuh, in welcher ein irdener Topf bis an den Rand eingemauert ist; die-

ses heißt Tirankul, und dient dazu, um die Geschlechtstheile einzuräuchern. In diesen Topf wird ein zu feinen Spänen geschnittenes Holz, Klet und Telch genannt, gelegt und angezündet, womit sodann der Betreffende sich einräuchert. Dieser Rauch ist sehr stärkend, und die Haut zusammenziehend, auch werden über diesem Topf die Hemden mit Sandelholz eingeräuchert. Die etwas bemittelteren oder angesehenen Einwohner eines Dorfes, wie z. B. die Schechs oder die Djelabis, haben außer den oben beschriebenen Hütten noch eine, welche in Viereckform gebaut sind und Rakuba heißen; sie sind durchgängig geräumiger gebaut als die gewöhnlichen Wohnungen, und haben zwei Eingänge, damit die Luft mehr durchstreichen kann; doch sind sie wegen der außerordentlichen Leichtigkeit, mit der sie aufgebaut werden, in der Regenzeit nicht zu bewohnen. Diese Art öffentliche Gebäude dienen auch zum Aufenthalt für Reisende, und sind jedenfalls den finsteren und warmen Tukkoli vorzuziehen. Ueberhaupt sind auch letztere mehr für die regnerische Witterung als für die trockene Jahrszeit gebaut, weil in dieser das Volk sich mehr im Freien aufhält. In Bari und Lobeid, wo sich mehrere Türken und Dongolawi aufhalten, welche schon mehr auf Bequemlichkeit sehen, findet man geräumigere Wohnungen, nach Art der in den ägyptischen Städten gewöhnlichen. Jene von Bari sind fester und dauerhafter als die in Lobeid, welche wörtlich genommen aus Sand gebaut sind. Ein europäischer Baumeister wäre in der größten Verlegenheit ein solches Haus aufzuführen, wenn er das Material, welches bloß aus Sand und Holz besteht, betrachtete; doch wie die Schwalben ebenfalls aus einem leichten Stoffe feste Nester bauen, die mit der Zeit fast steinhart werden, so entsteht auch hier in Lobeid ein Haus, das, wenn gerade nicht der Ewigkeit, doch auf eine längere Zeit manchem Unwetter trotzt und dessen Bewohnern einen sicheren Aufenthalt gewährt. Ich habe in mehreren Orten des Orients zu bemerken Gelegenheit gefunden, daß öfters recht niedliche Häuser so zu sagen aus Nichts aufgeführt werden, öfters zweistöckige Häuser in der Zeit von fünf bis sechs Wochen von Grund aus aufgebaut und sogleich bewohnt, weil man die Wände aus einem dichten Holzgerippe verfertigt und sodann mit wenigen Ziegelsteinen ausfüttert. Die Mörtelverkleidung läßt davon nichts sehen; ein solches Haus hat das

Ansehen eines ganz von Stein erbauten Gebäudes, und stürzt in der Regel nicht leicht ein, besonders da die Häuser Gassen bilden, an einander festgebaut sind, und so eines das andere unterstützt; doch in Kordofan, wo jeder sein Haus isolirt erbaut, das Holz zwar nicht, aber alles übrige mangelt, ist es wörtlich ein Schwalbennestbau. Wenn sich daher in Lobeid einer den Platz zu seinem Hause ausgesucht hat, so wird der Grund ungefähr ½ Schuh tief gegraben, der ausgehobene Sand, so viel man dessen bedarf, in einer höchstens zwei Schritte von der Baustelle entfernten Grube mit Wasser gemengt, und so die erste Lage von ungefähr zwei Fuß Höhe gelegt und gegen zwei bis drei Tage ausgesetzt, damit die Sandmauer fest werde. — Letzteres ist um so nothwendiger, als im entgegengesetzten Falle, bevor noch das Haus seine bestimmte Höhe erlangt hat, alles zusammenstürzen würde. Sobald die nöthige Höhe erreicht und die Mauer ausgetrocknet ist, werden als Dachstuhl dünne Balken horizontal darüber gelegt, mit Strohmatten bedeckt, hierüber eine dünne Schicht Sand gestreut, letztere genetzt und sodann mit feinen Quarz-Steinen überschüttet und fest geschlagen. Ein solches einem Papiermaché nicht unähnliches Machwerk würde auch bei dem ersten Regen gleich diesem einweichen und in sich zusammenstürzen, wenn man nicht dadurch vorbeugte, daß man dem Ganzen einen Ueberzug von Kuhmist gibt, welcher das Wasser nicht eindringen läßt. Doch kann man sich vorstellen, welch einen angenehmen Geruch ein solches Haus die ersten Tage gibt, und was für eine gefällige Farbe dieses erhält. — In der Regenzeit muß diese Verkleidung mehrmals wiederholt werden, und doch dringt der Regen öfters ein. Ich habe in einem solchen Hause gewohnt, und da that mir sowohl bei Tage als bei der Nacht mein Regenschirm die besten Dienste.

Ziehbrunnen haben die meisten Orte viele, im Durchschnitt aber schlechtes Wasser, bei mehreren Orten ist der Brunnen außerhalb. Auch versiegen öfters die Quellen in diesen Brunnen, wie es im Jahre 1839 der Fall war, wo viele Dörfer ohne Wasser waren, und man hat in einigen Orten die Erfahrung gemacht, daß in Gegenden, wo früher in der Tiefe von zehn Fuß Wasser im Ueberfluß sich vorfand, nunmehr 20′ Tiefe erforderlich sind, um zum Wasser zu gelangen. In Lobeid fand man vor ungefähr fünfzehn Jahren auf zwanzig Fuß Tiefe Wasser, gegenwärtig erst auf

fünfzig Fuß. Während der Regenzeit fehlt wohl das Wasser nie, allein diese dauert nicht lange, und was in den Tümpeln zurückbleibt, versiegt entweder schnell, oder wird in kurzem so verdorben, daß man es ohne den Tod zu holen nicht trinken kann.

Die innere Einrichtung in den Tukkoli ist eben so einfach wie diese selbst, und außer einem Angareb (Bettstelle mit Riemen überzogen), einem ledernen Schild und einigen Lanzen finden sich bloß folgende Gegenstände: ein Topf, Burma genannt, zum Wasser, ein zweiter zum Kochen und ein dritter zu Merissa (eine Art Bier), ferner eine flache Thonschüssel, Doka, zum Brodbacken, einige halbe Kürbisschalen zum Trinken, eine hölzerne Schüssel, Gedda genannt, für die gekochten Speisen, und eine Strohschüssel von Dompalmen geflochten, Tabake genannt. — Die Milch wird in Körbchen aus Binsen geflochten aufbewahrt, und diese sind so dicht, daß keine Flüssigkeit durchrinnen kann, nachdem sie, so lange sie noch neu sind, in siedendes Wasser getaucht werden. Lebensmittel und andere Gegenstände werden an den Seitenwänden aufgehängt, um solche vor den Mäusen und vorzüglich den Thermiten zu schützen. Diese weißen Ameisen sind eine wahre Landplage, und es ist nichts vor ihnen sicher; ja sogar das Holzwerk wissen sie zu zernagen und zu zerstören, bis das ganze Häuschen einstürzt. Sie halten sich im Sande auf, am liebsten wo es etwas feucht ist; man darf nichts auf die bloße Erde legen, wenn man nicht Gefahr laufen will, daß sie einem alles zerfressen. Man muß stets Kisten und Koffer auf Steine setzen, denn auf diese kriechen sie nicht hinauf. Auch die freie Luft ist ihnen tödtlich. Zernagen sie einen Gegenstand, so lassen sie eine mit Sand vermengte Feuchtigkeit zurück, welche eine Rinde bildet und hart wird; unter dieser treiben sie ihr Zerstörungswesen; diese von ihnen gemachte Rinde ist nicht gegen andere Insecten gerichtet, welche ihre Feinde sind und selbe an ihrer Arbeit stören würden, sondern bloß weil sie wie oben gesagt die freie Luft nicht ertragen können. Ich habe mir alle mögliche Mühe gegeben, um zu erforschen, wie, wo und in welcher Menge sie bei einander leben; ich habe an mehreren Orten ein bis zwei Fuß tief nachgegraben, ohne nur eine einzige finden zu können, und doch, wenn ich eine hölzerne Kiste an demselben Orte wo ich früher gegraben hatte, auf die bloße

Erde setzte, so fand ich nach kurzer Zeit den Boden mit Hunderten dieser Ameisen bedeckt.

Die Tukkoli sind bei einigen mit schönen buntfarbigen Strohmatten an den Seiten behängt; die Angareb auch mit buntfärbigen Strohmatten belegt, und dienen so zugleich als Sopha. In der Mitte der Hütte sind ein oder zwei Stricke gezogen, an denen zweifingerbreite, aus Binsen geflochtene und unten etwas breit auslaufende Bänder hängen, in welch letztere englische blaue Porcellanteller gehängt sind, um die Speisen vor Ungeziefer zu schützen. In der Runde der Hütte ist wieder ein Strick angebracht, wohin man gläserne schwarze Flaschen hängt, die mit Goldpapier verziert sind; ein Theil derselben ist gewöhnlich leer, der andere aber mit den Parfums der Frauen, als Fett, Oel aus der Fächerpalme, Nelkenöl, Schebe, Telka 2c. gefüllt. An der Wand hängt ein Schild, ein zweischneidiges Schwert und Lanzen. Vor den Tukkoli ist öfters ein aus Kuhmist geformter hohler Cylinder, welcher auf Steine gestellt und mit einem Deckel hermetisch geschlossen ist; in diesem befindet sich ihr Getreide, doch haben es die meisten in der Erde vergraben. Zu diesem Behufe wird eine Grube ausgehoben, mit Strohmatten inwendig ausgelegt, das Getreide hineingeworfen, und sodann wieder mit Strohmatten bedeckt, und über dieses Sand geschüttet und geebnet. Aborte findet man keine; sie machen es wie die Katzen. Für das Hausvieh gibt es keine Stallungen, sondern dieß wird in eine Dorneinzäunung zusammen getrieben, welche in der Nähe der Tukkoli angebracht ist. Doch muß die Dornenhecke sehr dicht seyn, damit die wilden Thiere nicht des Nachts eindringen können; und doch geschieht es nicht selten, daß Hyänen oder Löwen, wenn sie stark von Hunger geplagt werden, durch die dichteste Einzäunung durchdringen, und ein Schaf, eine Ziege oder ein Kalb holen.

Ihre Lebensweise ist sehr einfach und jede Arbeit bloß auf das Unentbehrlichste beschränkt. Sobald der Tag zu grauen anfängt, erhebt sich alles, Jung und Alt, von dem Lager, und jeder, sobald er sich nach dem Religionsgebrauch Gesicht, Hände und Füße gewaschen hat, geht an seine Arbeit; bei den meisten besteht aber die Arbeit darin, daß sie sich wieder auf das Angareb setzen. Zu bemerken ist, daß keiner auf der bloßen Erde schläft, und selbst der geringste Sklave auf einer Decke liegt. In den

Häusern der Vornehmeren trifft man stets ein oder zwei Angareb an, auf denen sie schlafen, und die gemeine Classe nimmt Strohmatten, denn auf der blanken Erde würde es kein Mensch lange aushalten können, weil das Ungeziefer sich in Unzahl in dem Sande aufhält, und einen ganz zerfressen würde. Freilich ist das Bett eines Sklaven nicht von Eiderdunen gemacht und mancher Europäer würde des Morgens, wenn er von einer solchen Lagerstätte aufstände, es einem Lattenarest vergleichen. Denn diese Stroh- oder besser gesagt Rohrmatte ist aus einer Art Schilf geflochten, dessen Stengel die Dicke des kleinen Fingers haben, und so wenig dicht gelegt sind, daß man des Morgens ein jedes Stäbchen an dem Körper des Sklaven zählen kann. Ich habe öfters diese armen Geschöpfe gefragt, wie es möglich sey auf einem solchen Zwangbette zu schlafen; allein sie versicherten mich lachend: es schliefe sich doch besser als wie auf der blanken Erde. In der Regel hat Niemand etwas unter dem Kopfe, nicht einmal einen Stein, und über sich haben sie bloß ihr Hemde, wer eines hat; damit bedecken sie sich den ganzen Kopf; auch empfindet man des Morgens, wenn man es unterlassen hat den Kopf mit etwas zu bedecken, eine gewisse Schwere und Unbehaglichkeit im Kopfe, welche den ganzen Tag dauert. Etwas zu frühstücken ist nicht gebräuchlich; obgleich von Abyssinien und selbst von Yemen, welches mit Kordofan in Verbindung steht, der Kaffee sehr billig zu stehen kommt, kennt man doch dieses Getränke sehr wenig, und nur einige Djelabi und die in Kordofan wohnenden Türken trinken Kaffee; auch findet man im ganzen Lande, mit Ausnahme eines einzigen in Lobeid, kein Kaffeehaus, und auch dieses wird nicht von Einheimischen, sondern bloß von Türken besucht. Nur bei einigen vornehmen Dongolawi findet man hin und wieder welche, die den Kaffee nicht so leicht ausgehen lassen. Wenn jedoch ein Fremder einen der Angesehenen am frühen Morgen besucht, so wartet man ihm mit Pfeifen und Merissa auf, und außerdem wird ein Gericht aufgetragen, welches man zu den Leckerbissen rechnet, das aber einen andern als einen europäischen Magen erfordert, um solches verdauen zu können. Mir selbst wurde einst eine solche Ehre zu Theil. Eines Tages wurde ich in Denagle bei einem Djelabi zum Frühstück geladen. Als ich mich zur bestimmten Zeit einfand, wurde mir mein Platz auf einem mit schönen Teppichen belegten Angareb

angewiesen, und mit Pfeife und Merissa aufgewartet. Als ich später bemerkte, daß auf dem Feuerherde noch kein Feuer angezündet war, oder sonst eine andere Vorbereitung getroffen wurde, ich jedoch wußte, daß es mit einer bloßen Merissa nicht abgemacht seyn würde, und zu einem weitern Verbleiben mir die Zeit gebrach, so fragte ich ohne weitere Complimente: wo das Frühstück sey? Der Djelabi gab mir zur Antwort: es wird sogleich bereitet seyn, und zeigte auf ein im Hofe herumlaufendes Schaf, indem er beifügte, daß er es nicht eher abstechen lassen konnte, bevor ich gekommen sey. „Aber," erwiederte ich, „es wird gleich Mittag seyn, ich habe noch andere Geschäfte zu verrichten, und kann mich daher nicht so lange aufhalten, bis das Fleisch gekocht oder gebraten wird, um so weniger als noch nicht einmal ein Feuer angemacht sey." Mein Gastwirth versicherte mich, das Frühstück werde gleich bereit seyn, und mir zu meinen Geschäften noch hinlänglich Zeit übrig bleiben. Nun stieg meine Neugierde, mit was für einem Frühstücke man mich zu beehren willens sey, auf das höchste, und ich verwandte kein Auge von dem mir zur Ehre zu opfernden Schafe; doch wie sehr kam ich in Verlegenheit, als ein Sklave vor meinen Augen auf den Wink seines Herrn dem Schaf in aller Geschwindigkeit den Kopf abschnitt, hierauf sogleich, ohne erst früher das Fell abzuziehen, den Bauch aufritzte, den Magen herausnahm, reinigte, und in kleine Stückchen zerschnitt, sodann über diese in eine hölzerne Schüssel gelegten Stücke die Gallenblase desselben Thieres wie eine Citrone ausquetschte, und zuletzt alles mit einem tüchtigen Quantum rothen Pfeffers bestreute. Sobald alles dieses, und zwar mit einer unbeschreiblichen Geschwindigkeit geschehen war, nöthigte man mich schnell zuzugreifen, bevor das Gericht auskühle. Ich holte aber tief Athem, und bedankte mich recht schön, mich zugleich entschuldigend, daß es einem europäischen Magen unmöglich wäre, diese würdige Speise zu vertragen und ich mich bloß mit dem Zusehen begnügen wollte. Man lächelte mitleidig über meine Blödigkeit, und ließ sich diesen Leckerbissen herrlich schmecken. In der Folge habe ich öfters gesehen, daß man dieser Speise einen besondern Vorzug schenkt, und mehr um meine Neugierde als meinen Appetit zu befriedigen, ließ ich mich bewegen etwas davon zu genießen. Es schmeckt nicht so übel, in=

dem die Galle mit dem rothen Pfeffer zusammen den frischen Geruch des Rohen benahm, doch bis zum Sattwerden konnte ich es nicht bringen. Allein nicht nur in Kordofan, sondern auch in Sennaar, so wie in Abyssinien ist dieß eine Schüssel, welche, wie vorhin erwähnt, zu den ersten Leckerbissen gerechnet wird.

Die Arbeit, die sie während des Tages zu verrichten haben, erfordert nur sehr geringe Mühe, und ich habe in keinem Lande eine größere Faulheit gesehen als in Kordofan, denn ein jeder noch so Unbemittelte trachtet einen Sklaven zu kaufen, und dieser Arme muß sodann alles verrichten, damit nur sein Herr den ganzen Tag im Schatten liegend recht die Faulheit pflegen kann. — Sie verrichten auch sonst keine andere als nur die nothdürftigste Arbeit, und auch diese nur im dringenden Fall. Diejenigen welche Ackerbau treiben, haben dabei wenig Sorge; denn sie haben hiebei nichts Anderes zu thun, als zur bestimmten Zeit den Samen zu säen und sodann nach drei Monaten das Getreide einzuernten. Handwerker gibt es sehr wenige. Ihre Häuser werden höchstens alle drei oder fünf Jahre ausgebessert oder überbaut, und so hat jeder in der Regel gar nichts zu thun, weßhalb man sie auch den ganzen Tag nur liegen und schlafen sieht. — Die Weiber verrichten zwar die häuslichen Arbeiten, aber auch diese sind unbedeutend, und wo es die Mittel erlauben, wird auch der größte Theil des Tages auf dem Angareb zugebracht. Die Männer haben keine Unterhaltungen; von den Dongolawi rauchen nur wenige Tabak, dagegen die Negerstämme desto mehr. Am Tanze des weiblichen Geschlechtes nehmen sie keinen oder nur sehr geringen Antheil, und wenn sie sich nun recht müde gelegen und hinlänglich ausgeschlafen haben, so kommen einige Nachbarn zusammen, und nach fast viertelstundenlangen Begrüßungen und Nachfragen nach der Gesundheit wird höchstens vom Gouverneur, den Kaschefs oder von kranken Kamelen und Eseln gesprochen. Die Politik bekümmert sie sehr wenig, und nur die Steuern, welche sie des Jahrs einigemal zu entrichten haben, verursachen ihnen einige kummervolle Tage. Da wird nun Rath gehalten, wie man diese zusammen bringe, und wenn die Ernte gut war, folglich Merissa in Ueberfluß vorhanden ist, mit diesem manche herbe Stunde verwaschen; dann werden ihre Unterhaltungen etwas lauter; man

tröstet sich mit dem lieben Herrgott, und die Rababa, eine mit fünf Darmsaiten überspannte Leyer, verscheucht vollends allen Kummer. Dieses Instrument ist eine ihrer Lieblingsunterhaltungen, und sie können stundenlang dem einfachen Geklimper auf demselben zuhören; auch wird es öfters mit Gesang begleitet; Erzähler, die ihnen, wie in Aegypten, Mährchen aus Tausend und einer Nacht erzählten, findet man bei ihnen nicht. Ihre Unterhaltungen mögen noch so laut werden, und die Merissa noch so viel Wirkung machen, so geschieht es doch höchst selten, daß es zu einem Streite unter ihnen kommt; Fluchen und Schimpfen, wie es die Araber zu thun pflegen, hört man sie fast nie, und wenn es ja wirklich, was jedoch ein höchst seltener Fall ist, zum Streit kommt, so wird solcher sogleich von der anwesenden ältesten Person geschlichtet. Zum Schlagen kommt es nicht, sie zerren einander nur bei den Hemden herum. Sie sind sehr gastfrei, und jeder, der, während sie sich unterhalten, bei ihnen vorübergeht, ist ihr Gast, und muß an ihrem Vergnügen Theil nehmen. Bei den Dongolawi fand ich jedoch eine eigene Art, wie sie ihre sogenannten Ehrensachen unter einander ausmachen. Es sind gewöhnlich die jungen unverheuratheten Männer, welche meist einen Liebeshandel mit einander abzumachen haben. Bei den Verheuratheten, welche jedoch sehr oft Ursache dazu hätten, geschieht dieß nicht, denn diese sind in solchen Sachen sehr tolerant, und machen sich aus einem artigen Kopfaufputze nicht sehr viel. Desto strenger nehmen es die ledigen jungen Männer, und wenn daher etwas der Art vorfällt und die Streitenden ungeachtet der vermittelnden Freunde sich nicht beschwichtigen lassen, so wird einer von dem andern förmlich herausgefordert. Das Duell geschieht auf einem freien Platze und im Beiseyn aller ihrer Cameraden, welche zugleich die Secundanten oder vielmehr Zeugen abgeben. In die Mitte des zum Duell ausgesuchten Platzes wird ein Angareb gestellt; die Kämpfer ziehen ihre Hemden aus, binden solche um die Lenden, und setzen jeder einen Fuß an das Bettgestelle, welches sie nur in der Breite trennt. Sodann wird einem jeden derselben eine Peitsche, aus der Haut des Nilpferdes geschnitten, gereicht und beide noch einmal ermahnt, ihren Streit in Güte auszumachen. Wenn jedoch beide Theile entweder zu halsstarrig sind, oder ein gewisses Point d'honneur darein setzen, nicht nachzugeben, so beginnt auf ein gegebenes Zeichen der Kampf. Jeder

darf nur einen Hieb über den Körper geben, wobei jedoch der Kopf verschont bleibt, sodann haut der Gegner, und jeder einen Hieb nach dem andern. Es ist furchtbar anzusehen, wie sie einander zerfleischen, denn bei der Kraft, mit der ein jeder Hieb ausgeführt wird, bei der nicht ganz feinen Waffe geschieht es, daß nach den ersten Hieben die Haut fingerdick aufschwillt, und später bei dem dritten oder vierten Hieb auf einer Stelle das Blut herausspritzt. Es wird nun fortgefahren ohne den mindesten Laut hören zu lassen, und wenn der Schmerz noch so groß ist; auch die Zeugen stehen kaltblütig herum. Es wird so lange fortgefahren, bis einer oder der andere die Peitsche vor Schmerzen oder Müdigkeit wegwirft; dieses geschieht dann sogleich auch von dem Gegner, und nachdem sie sich die Hände gereicht, und somit angezeigt haben daß sie versöhnt sind, erheben alle Cameraden ein Freudengeschrei und wünschen den Versöhnten Glück. Die wundgeschlagenen Rücken werden nun mit Wasser gewaschen und das Ganze mit einigen Krügen Merissa, welche schon gleich vor Anfang des Duells mitgebracht wurden und nun gemeinsam ausgetrunken werden, beschlossen. Es findet bei ähnlichen Veranlassungen noch ein anderes Duell statt, das aber weit gefährlicher ist, und öfters mit lebensgefährlicher Verletzung eines oder des andern Theiles endet; denn da stehen die Kämpfer nach der Länge des Angareb aus einander, und nehmen bei den wechselseitigen Hieben keine Rücksicht, ob solche in das Gesicht oder auf einen andern empfindlichen Theil des Körpers fallen, und so geht es nie ohne gefährliche Folgen ab. Doch sind diese Art Duelle höchst selten, und alle Händel werden auf die erst beschriebene Weise ausgemacht. Das Mädchen oder respective die veranlassende Ursache des Streites wird nie hiebei ins Mitleiden gezogen, sondern man betrachtet solche meistentheils als unschuldig, oder wenigstens als verführt.

Das weibliche Geschlecht ist in der Regel viel arbeitsamer als die Männer, denn außerdem daß sie alle Hausarbeiten zu verrichten haben, beschäftigen sie sich noch insbesondere mit dem Bereiten der Strohmatten, und flechten Körbe zur Aufbewahrung der Milch und Trichter zum Durchseihen der Merissa; ferner verrichten sie noch viele andere Geschäfte, die eigentlich nur den Männern zukämen; ich sah sie sogar Leder gerben, wogegen ihre Männer

ganz gemüthlich ihre Pfeife rauchten, und der Ruhe pflegten. Die Weiber sind überhaupt mehr als Dienstboten betrachtet, was noch mehr stattfindet, wenn sie das Unglück haben keine Kinder zu bekommen. In diesem Falle, wenn sie früher noch so sehr von ihrem Manne geliebt wurden, werden sie ganz verachtet, und der Gemahl hält sich sogleich bei einer Sklavin schadlos; wenn diese ein Kind bekommt, was selten fehlschlägt, wird sie sogleich zur Würde einer Gemahlin erhoben, und die erste, wenn nicht ganz fortgeschickt, doch gänzlich vernachlässigt. Auch ist es bei einigen Wohlhabenden Sitte, daß dem Weibe nach dem zweiten Kindsbette eine kleine Pension gegeben nnd ihr eine andere Strohhütte zur Wohnung angewiesen wird, denn sie altern sehr schnell; ein Weib mit vierundzwanzig Jahren gilt für alt. Man sieht daher auch viele Weiber wie Wahnsinnige herumlaufen, und bei ihren Schechs *)

---

*) Diese Schechs oder Heilige sind gewöhnlich, was man bei uns Blödsinnige nennt. Es sind unglückliche Geschöpfe, welche von der Mutter Natur vernachlässiget, hier als besondere Abgesandte Gottes betrachtet werden, um den Menschenkindern in seinem Namen zu verheißen was ihnen bevorsteht. — Diese armen Wichte werden öfters fast vergöttert, und alles drängt sich herbei, ihnen die größte Ehrfurcht zu bezeugen. Sie werden, wenn sie auf der Straße gehen, von Jung und Alt angehalten, ihnen Gesicht, Hände, ja sogar die Füße geküßt, und alles was sie nur wünschen angetragen; diese Geschöpfe sind meistens gegen alles unempfindlich, und nehmen wenig oder gar nichts an, ja man sieht sie in der Regel in dem ekelhaftesten Anzuge, ganz zerlumpt oder nackend herumgehen, obgleich, wenn sie nur den leisesten Wunsch äußern würden, sie die schönsten Anzüge bekämen. Dagegen sind es aber ihre Eltern, Geschwister oder sonstige Anverwandte, die von ihnen Nutzen zu ziehen wissen, und bedeutende Geschenke erhalten, um bei diesen Heiligen fürzusprechen oder die betreffende Gelegenheit zu verschaffen, dieses Orakel befragen zu dürfen. Theils abgerichtet, theils als Folge ihres Blödsinnes geben diese Menschen solche verkehrte oder unsinnige Antworten auf die an sie gestellten Fragen, daß man nicht einmal den Sinn enträthseln kann, und je toller sie sind, desto entzückter sind die Fragenden und zufrieden damit, in diesem ganzen Unsinn nur ein einziges Wort zu erhaschen, was ihren Wünschen entspricht. Zu diesen Heiligen strömen nun die Weiber in Unzahl, um Fruchtbarkeit zu erbitten. Außer diesen sind andere Schechs oder Fakirs, die Amulette schreiben, welche die Weiber an den Armen oder dem Kopfe tragen, und dabei fest versichert sind, ihre heißen Wünsche erfüllt zu sehen.

oder bei Wahrsagerinnen sich Rathes erholen. Ganz natürlich wird dieser jedesmal nach Wunsch gegeben, bleibt aber in der Regel ohne Wirkung. Die Weiber in Kordofan sind sehr fröhlich, und man hört sie auch den ganzen Tag nichts als singen oder lachen; bei jeder Arbeit wird gesungen, was entweder einzeln oder in Gesellschaft geschieht; ist die Tagesarbeit beendet, so kommen sogleich die Mädchen der nächsten Nachbarn zusammen und beginnen den Tanz, welcher gewöhnlich bis Mitternacht dauert. Sie lieben diese Unterhaltung bis zur Leidenschaft, und wenn sie den ganzen Tag hindurch die schwersten Arbeiten verrichtet haben, welche selbst einen Mann angreifen müssen, so verschwindet sogleich alle Müdigkeit, wenn Abends vor den Hütten die Holzfeuer angezündet werden und die Tarabuka *) erschallt. Auf dieses Zeichen verläßt alles, Jung und Alt, die Hütten, und eilt dem Tanzplatze zu. Die Männer und alle ihre Weiber lagern sich im Kreise, bilden die Zuschauer, oder selbst in den Gesang einstimmend schlagen sie den Tact mit den Händen. Die Mädchen treten nun einzeln vor, und beginnen den Tanz. — Dieser in seiner Art und Weise höchst einfache Tanz erfordert dennoch eine außerordentliche Anstrengung und würde mancher unserer schönen Landsmänninnen zu einer schwierigen Aufgabe werden. Denn obgleich die schwarzen Schönen sich nur langsam und öfters in einem kleinen Raume bewegen, und nur mit den Füßen den Tact stampfend, zeitweise den Kopf zurückschnellend, die Schultern aufwärts ziehen, öfters den Körper rückwärts beugen bis wo der Kopf die Erde berührt, so geschieht dieses alles mit einer solchen Muskelkraft, daß man kaum glauben kann, ein Mädchen von so zarter Körperconstitution könne eine solche Stärke in den Muskeln besitzen. Anfangs geschehen diese Bewegungen alle sehr langsam, werden jedoch immer schneller und schneller, bis sie zum Schlusse sich so verviel-

---

Diese letzte Art Profession ist überaus einträglich, und ich habe einige gesehen, die sich ein kleines Vermögen dadurch gemacht haben, es sehr gut verstanden, den Leuten, wenn auch — was mehrentheils der Fall war — alles fehl schlug, etwas vorzumachen, und ein neues Amulet aufzudringen.

*) Eine Trommel, welche mit den Händen geschlagen wird.

fältigen, daß man wirklich kein Mädchen, sondern eine aus lauter Stahlfedern zusammengesetzte mechanische Figur zu erblicken glaubt. Wenn nun ein Mädchen sich halb zu Tode getanzt hat, so tritt sie wieder ganz bescheiden in den Hintergrund, und eine andere nimmt ihre Stelle ein. Wenn eine sich besonders ausgezeichnet hat, und man ihr ein artiges Compliment machen will, so läßt man sie vortreten, und schwingt ein Schwert einigemal über ihren Kopf, die Musik verstummt während dieser Scene, wird aber nachher um so heftiger, was eine Art Vivatruf bedeuten soll. Dieses Compliment geschieht theils von einem ihrer Verehrer oder von einem anwesenden Gaste. Ueberhaupt sehen sie es sehr gerne, wenn ein Fremder ihren Tänzen zusieht, weisen ihm sogleich den besten Platz an, und warten mit Merissa in Ueberfluß auf. Die verheuratheten und ältern Weiber tanzen fast nie, und geben bloß Zuschauerinnen ab; unterdessen wissen sie sich außerdem noch auf eine andere Weise die Zeit zu vertreiben und bilden — comme chez nous — recht artige Klatschclubs, wo es dem lieben Nächsten, der das Glück hat vorgenommen zu werden, nicht zum besten ergeht, indem sie auch nicht ein gutes Haar an ihm lassen. Auch sind es die verheuratheten Weiber, welche sich aus der Uebertretung des sechsten Gebotes — welches eigentlich bei den Muselmännern strenge geahndet wird — nicht viel machen, wogegen die Mädchen weit sittsamer sind. An einigen Orten rechnen es die Männer zu einer besondern Ehre, wenn die Weiber mehrere Anbeter haben, doch ist hier der Unterschied, daß die Weiber die Männer aufsuchen.

Die Kleider der Männer sowohl als Weiber sind sehr einfach, denn nur die Dongolawi, als die wohlhabendsten unter allen Stämmen, tragen lange Hemden mit breiten Aermeln und auf dem Kopf eine Takkie, ein weißes Käppchen mit einem weißen Shawl wie der Turban der Türken; rothe Kappen sieht man selten, auch ist die Takkie nur höchstens einen Tag lang weiß, und wird sehr bald durch Schmutz und Fett so schwarz als der Herr selbst. Die übrigen Stämme gehen fast ganz nackt, und binden bloß um die Lenden ein Baumwollentuch, von welchem sie ein Ende um eine Schulter werfen; diese tragen auch auf dem Kopf nichts, und lassen ihre Haare so lang wachsen als sie wollen; einige tragen sie in zehn bis sechzehn Zöpfen geflochten,

die aber nie den Rücken erreichen. An dem linken Oberarme trägt jeder Mann einen zweischneidigen Dolch in einem Futteral und außer diesem auch einige in rothes Leder eingenähte Zauberformeln, welche ihre Fakirs ihnen schreiben und verkaufen. Sind sie auf Reisen, so haben sie über die linke Schulter an einem kurzen Riemen lange zweischneidige Schwerter in lederner Scheide gehängt, deren Griff ohne Bügel, mit einem bloßen Leder umnäht ist. Bloß ihre Schechs haben schwere silberne Griffe an den Schwertern und darauf einen Knopf von der Größe eines Hühnereies und aus gleichem Metall; bei einigen ist die Scheide mit Agat- und Glassteinen geziert. Die Männer tragen auch große längliche Schilde, die sie aus der Haut der großen Antilopen verfertigen und beim Gehen auf dem Rücken tragen. Auch fassen sie stets eine Anzahl Wurflanzen in einem ledernen Säckchen zusammen und führen sie um die Schultern gehängt mit sich. Ihre Reisen, wenn sie kurz sind, machen sie zu Esel, längere Reisen zu Kamel oder Dromedar, und die Bauern, welche keine Kamele haben, machen kleine Reisen auf Ochsen.

Die Kleidung der Weiber ist von der der Männer niederer Classe nicht verschieden; auch sie tragen bloß ein großes weißes Baumwollentuch um die Lenden gebunden, von welchem ein Theil über eine Schulter geworfen wird; gehen sie aus, so bedecken sie den Kopf manchmal damit, bei der Arbeit aber haben sie solche ganz um die Lenden gebunden. Diese Melaje, wie sie dieselbe nennen, ist im Anfange weiß, dann grau und endlich schwarz; gewaschen wird sie selten, und geschieht es, so bedienen sie sich einer Baumrinde, welche Egelit heißt, statt Seife, und auf einem ausgegerbten Leder, welches man in eine tiefe Höhlung in den Sand legt, wird gewaschen. Die Melaje der Dongolawi wird mit Seife gewaschen, und ist meistens mit einer breiten rothen Einfassung versehen; sie wird auch mit einer gewissen Sorgfalt gebunden, um dem Anzuge mehr Malerisches zu geben. Der Kopf wird von dem weiblichen Geschlecht bloß getragen, und die Haare in Locken gerollt, mit Butter oder Oel aus Sim-Sim eingeschmiert; mit einer Pommade aus Speig, Machlep und Tuffer, welche auf Steinen gerieben wird und Telka heißt, reiben sie sich die ganze Haut am Körper ein. Ihre Oele und Butter geben dem Haare eine glänzende Farbe, so lange sich nicht Staub mit vermischt hat, und

in kurzer Zeit wird namentlich die Haarpommade ranzig, so daß man es nicht lange in der Nähe einer dieser Schönheiten aushalten kann, wenn man nicht seine Geruchsnerven empfindlich beleidigen will. Die Augenlieder werden mit Antimoniumpulver gefärbt. Einige Frauen, welche auf ihren Kopfputz halten, und denselben nicht sogleich in Unordnung bringen wollen, bedienen sich beim Schlafen eines kleinen, ungefähr eine Spanne hohen hölzernen Bänkchens, welches oben etwas ausgehöhlt ist, und in welche Höhlung sie den Hals legen, damit die Haarlocken nicht gedrückt werden. Es ist die unbequemste Sache von der Welt, aber der Eitelkeit zuliebe gewöhnen sich die Weiber so gut daran, als wie der Sklave an seine Fesseln, und schlafen trotz der ungemächlichsten Lage, die sie diesem zufolge einnehmen müssen, sehr gut. Wie beschwerlich dieses anfangs wird, kann man sich leicht vorstellen, wenn man bedenkt, daß der Körper während des Schlafes nicht die geringste Veränderung in der Lage erhalten kann; doch wie unsere Schönen es mit Vergnügen erdulden, wenn ihnen ein strenges Mieder die Rippen zusammenquetscht, um eine schlanke Taille zu erhalten, so ertragen diese es, um ihren Kopfputz zu schonen, um so mehr als die Toilette dieser Naturkinder eine längere Zeit erfordert, als die unserer Europäerinnen, indem bei der Unzahl Locken, welche zudem durch das viele Oel und sonstige Fett und Staub zu einer Masse verwandelt werden, das Aufmachen eine geraume Zeit erfordert; denn da es an Kämmen, Scheeren, Zangen und Haarnadeln und sonstigen derlei Utensilien gebricht, so muß ein einzelner hölzerner Stift alle diese Dienste verrichten, und man kann denken, welche Zeit hiezu in Anspruch genommen wird, bevor diese Hunderte von Löckchen des wolligen Haares in Ordnung gebracht werden. Die Weiber tragen auch Nasen- und Ohrenringe, meistentheils von Silber und Messing; jene von Gold sind verschwunden, oder wenigstens sehr selten geworden. Manche tragen noch Armspangen und Ringe von Silber an den Füßen, letztere auch mit kleinen Korallen oder Glöckchen verziert. Die meisten tragen Armspangen von Horn oder Elfenbein, öfters zwei Zoll breit, und Ringe an den Füßen von Kupfer; diese sind manchmal bis ein Pfund schwer. An den Kopf und Hals hängen sie Schnüre von böhmischen Glasperlen; die Lieblingsfarbe ist Lazurblau. An der

Stirne tragen auch einige kleine runde Goldblättchen, einen Zoll im Durchmesser, oder kleine runde Bernsteine etwa von dieser Größe; an den Fingern silberne Ringe mit Karniolsteinen. Ueberhaupt alles was glänzt oder schimmert und eine recht grelle Farbe hat, wird von ihnen besonders geliebt, und man hat manchmal Mühe sein Lachen zu unterdrücken, wenn man eine solche schwarze Schönheit im vollen Putze erblickt. — Dagegen findet man aber auch viele, die sich mit eigenem Geschmacke, und nicht so überladen aufputzen, so daß sie ein ganz gefälliges Aussehen erhalten. Die Weiber, welche nicht wohlhabend sind, tragen auf der Stirne kleine Perlen, rothe kleine Früchte, oder in rothes Leder eingenähte Zauberformeln. Am Arm haben sie elfenbeinerne oder hornene, auch zuweilen an den Füßen kupferne Ringe, oder eine große milchweiße Glasperle. An den Hals hängen sie blaue Glasperlen und in die Ohren und Nasen messingene Ringe. Die unverheuratheten Mädchen gehen ganz nackt, und haben bloß um die Lenden einen ledernen Gürtel gebunden, an dem mehrere Hunderte feine Riemchen herabhängen, den sie Rahat nennen; öfters ist er noch mit Agatsteinen geziert. Auch sie putzen sich gerne und behängen Kopf und Hals mit Glasperlen. Die Knaben gehen bis zum zwölften Jahre durchgehends nackt. Auch die Männer schmieren ihren Körper so wie die Weiber mit Oel, Butter oder andern fetten Substanzen ein, nicht um dem Körper eine glänzende Farbe zu geben, sondern mehr um die Haut vor dem Aufspringen zu bewahren, welches bei der stechenden Hitze, da sie sonst gänzlich nackt gehen, natürlicherweise geschehen müßte. Die Fußbekleidung sind Sandalen aus rohem Leder mit Riemen gebunden, die Dongolawi tragen Sandalen von gegerbtem Leder mit buntfarbigen Riemchen verziert. Auf Reisen tragen einige ein Schaffell, so wie die Bergleute das Hinterleder, damit sie nicht mit dem bloßen Leibe auf den brennenden Boden zu sitzen kommen.

Die Sklaven, welche man fast in jedem Hause findet, und von denen die weiblichen zu den Haus- und die männlichen zu den Feldarbeiten verwendet werden, erhalten alle Jahre einmal und zwar zum Feste des großen Beirams ein Stück Baumwollenzeug, welches sie um die Lenden binden, und das ihre ganze Kleidung ausmacht; sie werden sehr gut behandelt, und haben bei den meisten dieselbe

Kost wie ihr Herr; nur erhalten die meisten männlichen Sklaven, damit sie nicht entlaufen können, Fesseln an die Füße. Ich sah nie, daß ein oder der andere Sklave wegen zu wenig Arbeit von seinem Herrn mißhandelt worden wäre; nur wenn er Versuche zum Entfliehen macht, wird er geschlagen. Die Sklavenmädchen laufen frei und ohne Fesseln herum, und genießen eine leichtere Behandlung, vorzüglich wenn sie jung und schön sind, und der Patron sie in die Rechte eines Weibes einsetzt. — Die von diesen Sklavinnen erzeugten Kinder gehören dem Eigenthümer der Sklavin, und können von demselben auch verkauft werden, was jedoch in Aegypten nicht mehr der Fall ist, da ein solches Kind gleich den Aegyptiern behandelt wird. Doch werden viele dieser armen Geschöpfe öfters durch ihre Herren sehr mißbraucht, weil einige Eigenthümer einen Gewerbszweig daraus machen. Sie werden daher auch meistens nach einigen Jahren ausgemustert, und gewöhnlich an Sklavenhändler verkauft, welche sie dann nach Cairo herunter bringen. Man muß sich sehr in Acht nehmen, wenn Europäer Sklavenmädchen kaufen, und vorzüglich vor denen hüten, welche ganz gut arabisch sprechen; viele davon sind mit allen möglichen Schlichen genau bekannt. Viele Sklaven sind den Eigenthümern gar nicht feil, wenn sie gut abgerichtet sind, und nur, wenn sie den Islam nicht angenommen haben und sterben, behandelt man sie nicht besser als das Vieh. Diese Kinder der Natur gebärden sich öfters ganz seltsam, wenn sie einen oder den andern ihnen früher gänzlich unbekannten Gegenstand in die Hände nehmen, und man muß herzlich lachen, wenn man sieht, wie sie alles verkehrt machen. Mir selbst kam einmal ein komischer Fall vor, denn als ein solches Mädchen einst an Kopfschmerzen litt, und sich von mir ein Tuch erbat, um den Kopf einbinden zu können, lieh ich ihr, weil ich gerade nichts Anderes bei der Hand hatte, meine Flagge. *) Des andern Tages besuchte ich solche, da ich glaubte sie sey noch krank zu Hause; man sagte mir aber, sie befinde sich besser und

---

*) Ein jeder Europäer, welcher auf dem Nil reiset, pflanzt gewöhnlich seine Nationalflagge auf. Dieses ist um so nothwendiger, als man hiedurch den vielen Anfragen, welche in verschiedenen Orten geschehen und von der Ortspolizei ausgehen, ausweicht und keine Zeit verliert.

sey ausgegangen; doch wie erstaunte ich als ich das schöne Kind auf dem Marktplatze in Gesellschaft mehrerer ihrer Freundinnen antraf und es mit meiner Flagge in Form eines Weiberrocks umgebunden aufgeputzt sah. Mein Lachen vermehrte sich, als ich den zweiköpfigen Adler gerade vor der Mitte des Leibes erblickte. Es waren auch mehrere Türken da, welche von gleicher Lachlust angesteckt wurden, aber die Schöne, und auch ihre Freundinnen fanden diesen Putz so artig, daß mich mehrere mit Bitten bestürmten, ihnen auch solche Phantasien zu schenken, und ich alle mögliche Mühe anwenden mußte, ihnen dieses auszureden, und einleuchtend zu machen, daß ich keine solche Putzsachen mehr besäße, und auch diese selbst zurück verlangen müsse. Das wollte den schönen Kindern nicht gefallen, und mit äußerster Noth gelang es mir, meine Flagge wieder zurück zu erhalten, um solche seiner Zeit auf einem geeignetern Platze aufzuziehen.

Die Hauptnahrung besteht aus Dochenbrod, der Assida und Woika. Sobald die Dochen auf einer steinernen Platte zu Mehl gerieben ist, wird solches in einen Topf geschüttet, und sodann mit Wasser zu einem dünnen Brei gemacht; darauf wird unter einer aus Lehm gebrannten Platte (oder einer eisernen, welche Doga genannt wird), die man auf drei Steine stellt, ein Feuer angezündet, diese wenn sie heiß ist mit Butter bestrichen, und der Teig in Größe und Form der gewöhnlichen Kuchen darauf geschüttet; wenn die eine Seite gar ist, wird das Brod gewendet, die Platte aber nochmals mit Butter beschmiert. Diese Kuchen sind einen Finger dick, und für einen Europäer sehr unverdaulich: sie blähen sehr stark auf; die Ursache liegt aber an der Frucht, theils auch weil die Hülsen von dem Mehl nicht abgesondert sind, und das Brod nicht ausgebacken ist. Bei den Wohlhabendern wird eine etwas bessere und schmackhaftere Art Brod gemacht; man läßt den Teig, nachdem das Mehl gesäubert ist, mehr flüssig werden, und streicht denselben mittelst eines eigenen kleinen Besens auf die Platte auf, und verfährt übrigens wie bei ersterer Art. Es erfordert sehr viel Zeit, bevor für den Hausbedarf die nöthige Quantität gebacken wird, und man braucht mehr als eine Stunde, um für zwei Personen zum Mittagsmahl das nöthige Brod von der letzten Art zu machen. Es wird alle Tage frisches Brod gemacht, und stets nur von weiblichen Händen, denn da

es in ganz Kordofan keine Mühle gibt, so muß jeder im Hause das nöthige Mehl mahlen, und dieses geschieht, wie schon früher erwähnt, durch eigene Sklavinnen. Die Assida und Woika sind das gewöhnliche Gericht der Kordofaner. Die erstere besteht in gekochtem Mehl nach Art der italienischen Polenta; doch auch hier findet in der Zubereitung ein wesentlicher Unterschied statt, denn die ärmere Classe nimmt das Mehl wie es ist, wogegen die Wohlhabenden solches einigemal in Wasser ausschwemmen, wodurch es weißer und reiner wird. Die Woika wird auf folgende Art zubereitet. Man nimmt getrocknetes Rindfleisch, welches zu diesem Behufe in fingerdicke Streifen geschnitten, an der Sonne getrocknet ist, und sich in jeder Haushaltung vorräthig findet; dieß so wie auch trockene Bamie stößt man in einem hölzernen Mörser zu grobem Pulver, sodann werden in einem Topfe Zwiebel mit Butter geröstet, Wasser darangeschüttet, und wenn dieses kocht, muß es eine Person quirlen, wogegen eine andere das Fleisch- und Bamiepulver nach und nach hineinschüttet, bis es zu einem dicken Brei wird. Endlich wird diese Ragout auf die vorher beschriebene Assida geschüttet und aufgetragen. Es ist von gutem Geschmack und äußerst nahrhaft, auch viel gesünder als alle übrigen Fleischspeisen. Fleisch wird auch viel verzehrt, denn es ist sehr billig, und zudem besitzt fast jeder Ziegen und Schafe. Das Rindfleisch essen jedoch die Türken nicht, und auch den Europäern ist es nicht anzurathen, weil es sehr unverdaulich und von schlechtem Geschmacke ist. Die Okka zu 2¼ Wiener Pfund kostet nicht mehr als 20 Para — 3 Kreuzer — und es wird zu Lobeid auf dem Marktplatze ohne Knochen verkauft. Auf dem Lande ist es um die Hälfte billiger, und man macht den Preis nach dem Augenmaße des vorliegenden Stückes, ohne es zu wägen. Auch an Hühnern, Tauben und verschiedenen Arten Gazellen ist kein Mangel, nur sind das Gerichte, die man bloß in den Häusern der Wohlhabenden oder bei großen Festmahlen auftischt. Am Mittag wird in allen Familien gegessen: zuerst speisen die Männer, und wenn diese fertig sind, die Weiber mit den Kindern. Man breitet eine Strohmatte auf dem Sande aus, setzt in die Mitte die hölzerne Schüssel mit der Assida und Woika, und das erforderliche Brod dazu in einer flachen Strohschüssel. Alles was in der Hütte gegenwärtig ist, Einheimische oder Fremde, an die man keine Ein=

ladung zu machen nöthig hat, setzen sich mit unterschlagenen Beinen auf die Strohmatte um die Schüssel herum und auf eine von dem Hauswirthe mit dem Worte Bis-milla (im Namen Gottes) geschehene Aufforderung greift alles zugleich mit den Händen in die Schüssel. Jeder faßt was ihm in die fünf Finger hineingeht und führt solches zum Munde; das Brod wird gewöhnlich dazu genommen und so fortgefahren bis der letzte Bissen aus der Schüssel heraus ist. Hört der Fremde früher auf zu essen, so fordert ihn erst dann der Hauswirth dazu auf, nicht aus Ceremonie, sondern aus wahrer Herzensgüte. Während des Essens wird wenig gesprochen, sondern ein jeder trachtet vorerst seinen Appetit zu stillen. Auf den Dörfern wird auch dicke saure Milch mit eingebrocktem Brod in der Schüssel zum Mahl aufgetragen. Die ärmere Classe hat nicht immer die Assida, sondern nur die Woika mit Milch und Brod. Wenn es schon mit der Schüssel auf die Neige geht, steht einer nach dem andern auf; der Hausherr erhält keinen Dank, verlangt auch keinen, sondern man betrachtet es als eine sich von selbst verstehende Sache, daß ein jeder, wenn er gerade zur Essenszeit anwesend ist, gesättigt werden müsse. Vor und nach dem Essen werden die Hände gewaschen, dasselbe findet des Abends bei Sonnenuntergang statt.

Während des Essens wird nur Wasser in halben Kürbisschalen zum Trinken herumgereicht, und erst wenn alles vorüber ist, die Merissa vorgesetzt. Diese Art Bier findet man mit weniger Ausnahme in allen Dörfern Kordofans, auch selbst bei den nomadisirenden Völkerschaften; es fehlt höchst selten und nur dann, wenn eine äußerst schlechte Dochenernte eintritt. Die Merissa wird auf folgende Art bereitet. Man nimmt die Dochen, läßt solche vorerst, wie bei uns in Deutschland die Gerste, keimen und trocknet solche an der Sonne, hierauf wird die Dochen zwischen Steinen zerquetscht, Brodkuchen geformt und sodann die letztern in einen Topf gelegt, Wasser darauf geschüttet, und wenn nach zwei Tagen alles hinlänglich ausgegohren hat, seihet man es durch einen aus Binsen verfertigten Seiher. Diese Merissa muß dann sogleich getrunken werden, denn schon am dritten Tage wird sie etwas sauer, was bei der großen Hitze ganz natürlich ist, indem man nirgends Keller hat um solche länger aufbewahren zu können. Bill-Bill ist dieselbe Merissa, nur öfter durchgeseiht, bis

sie etwas klarer wird; wird aber Bill-Bill überdieß noch mit Zucker, Muscatnüssen, Gewürznelken oder andern beliebigen Droguerien angesetzt, so hat man Sansugot. Dieses letzte Getränke wird auf verschiedene Art gemacht, ist sehr angenehm zu trinken und kühlt ungemein. Ueberhaupt ist es für die Gesundheit sehr vortheilhaft mehr Merissa als Wasser in diesen Gegenden zu trinken, und ich rathe einem jeden Reisenden vorzugsweise dieses zu thun, um so mehr als ich mich selbst überzeugt habe, daß, sobald ich anfing Merissa und Branntwein und kein Wasser zu trinken, mich das Fieber und die Dysenterie, welche früher gar nicht zu vertreiben war, sogleich verließ. Auch habe ich Männer gekannt, die das ganze Jahr keinen Tropfen Wasser und nichts als Merissa tranken, und diese befanden sich am gesündesten, wogegen die Wassertrinker in der nassen Jahreszeit stets mit Fieber behaftet waren.

In den Gegenden, wo sich die Bewohner viel mit Ackerbau beschäftigen, wie es am Fuße des Berges Kordofan der Fall ist, ist die Merissa stets im Ueberfluß zu finden, und man sieht auch hier fast den größten Theil der Männer das ganze Jahr berauscht, da sie vom Morgen an bis in die Nacht den Merissatopf nicht vom Munde bringen. In Lobeid, so wie auch in einer großen Anzahl Dörfer findet man eigene Schenkhütten, woselbst die Merissa von recht artigen und hübschen Kellnerinnen servirt wird, welche auch gute Tänzerinnen sind und hiedurch viele Gäste anziehen. Sie sind aber auch so raffinirt, daß man wirklich versucht ist zu glauben, sie hätten in einer europäischen Hauptstadt Unterricht erhalten. Als Mehemed Ali vor einigen Jahren die Freudenmädchen in Aegypten abschaffte, haben einige Emigrantinnen ein Asyl in Kordofan, so wie in Sennaar gefunden. Der Gouverneur und andere Türken, wenn sie Gastmähler geben, lassen zur Belustigung ihrer Gäste immer diese gewandten Tänzerinnen kommen, welche von einem Spaßmacher begleitet außer ihren freien Tänzen auch einige plastische Vorstellungen geben, die, wenn auch noch so trivial, ja sogar gegen den Islam verstoßend, doch den Zuschauern großes Vergnügen machen. Ich sah solche Travestien in Gegenwart des Gouverneurs, wo das Gouvernement, respective die Repräsentanten desselben, ganz getreu dargestellt und auch Sachen aufgeführt wurden, welche nur zu oft in der Wirklichkeit vorkom-

men; doch alles dieß wird nicht übel aufgenommen, sondern vermehrt im Gegentheil die Lachlust der Getroffenen.

Branntwein wird nur in Lobeid und zwar aus Datteln gebrannt, welche man aus Dongola erhält. Die Einwohner trinken ihn gern, doch kommt es ihnen zu hoch sich ein solches Vergnügen zu verschaffen und sich in Branntwein statt in Merissa zu berauschen, denn die Bouteille kostet 9 Piaster oder 54 kr. C.-M., und daher sind es nur die Wohlhabenden und die türkischen Officiere, welche Branntwein trinken. Große Feste, so wie sie in Aegypten gehalten werden, sieht man in Kordofan keine, denn die Einwohner haben einestheils keine Mittel, um hierauf große Summen zu verwenden, und dann ist es auch nicht üblich, wie z. B. an andern Orten, bei Hochzeiten, Beschneidungen und andern ähnlichen Gelegenheiten, große Feste zu halten; denn wenn ein Mann heurathen will, so geht er zu dem Vater der auserwählten Braut und macht, noch bevor er mit letzterer ein Wort gewechselt hat, den Contract, was er seinem zukünftigen Weibe an Heurathsgut geben wolle.

Das Heurathsgut besteht entweder in Geld oder Rindern, Schafen, Ziegen, oder sonstigen Wirthschaftsgegenständen, und ist sogleich Eigenthum des Weibes, wenn sie auch gleich nach kurzer Zeit von ihrem Mann geschieden wird. Ueberhaupt hat es weiter keine großen Ceremonien nöthig, denn wenn der Bräutigam mit dem Vater der Braut Handels einig geworden, so nimmt der erstere seine Auserwählte mit nach Hause, zerhackt den Rahat oder Jungfrauengürtel mit einem Messer in unzählige Stücke, bekleidet sodann selbe mit einer Melaje als dem Zeichen, daß sie nunmehr sein Weib ist, und die Ceremonie hat ein Ende; höchstens werden die nächsten Nachbarn zu einem Mahle geladen, denselben Merissa vorgesetzt und das Ganze schließt mit dem gewöhnlichen Tanzen. Gehörte die Braut einem der Stämme an, welche die Beschneidung haben, so war sie freilich gezwungen, sich zwanzig Tage vor der Hochzeit einer neuen Beschneidung zu unterwerfen. Wenn nun ein Weib von ihrem Manne mißhandelt wird, oder sonst eine erhebliche Ursache vorhanden ist, so verlangt sie von ihm geschieden zu werden, und dieses geschieht ohne den geringsten Anstand; sie nimmt ihr Heirathsgut und, wenn Kinder vorhanden sind, die Mädchen zu sich, und die Knaben bleiben beim Vater. Es geschieht

auch oft ohne erhebliche Ursachen, daß eine Ehescheidung zu Stande kommt, denn wenn der Mann seiner Frau nicht genug Telka *) gibt, so kann sie schon auf eine Scheidung antragen. Auch gibt es viele Männer, welche ihren Weibern, wenn sie, was oft schon nach der zweiten Niederkunft der Fall ist, altern, eine Art Abfertigung geben und sich neuerdings mit einem Mädchen verheurathen; diese abgedankten Weiber erhalten dann ein Tukkoli und den nöthigen Lebensunterhalt, gewöhnlich 20 Para oder 3 kr. täglich. Dieses können freilich nur die Wohlhabenden thun, doch hat in der Regel ein Mann höchstens zwei Weiber, mit welchen er gerichtlich verheurathet ist; indeß hält sich noch ein jeder eine Anzahl Sklavinnen, bei denen er sich vorzüglich dann, wenn seine Weiber alt werden, schadlos hält. Auch halten sie sich nicht viel an die Clauseln, welche bei den Muselmännern die Religion bei Heurathen vorschreibt, und worauf die Türken vorzüglich streng halten. Bei der Geburt eines Kindes findet wenig oder fast gar keine Feierlichkeit statt; auch wird einem solchen Weibe von ihrem Manne während dieses leidenvollen Augenblicks wenig Aufmerksamkeit geschenkt, weil ein jeder weiß, daß diese Geburten schnell und meist glücklich vor sich gehen. Höchstens die Hebamme und eine ältliche Anverwandte befindet sich bei der Gebärenden in der Hütte, und nachdem das Kind zur Welt gekommen ist, gibt man der Mutter ein Getränk, bestehend aus Natron, getrockneten Datteln und Milch, welches sehr kühlt, oder auch nur Wasser zu trinken, und schon am zweiten Tag, öfters schon am ersten verläßt solche schon das Bett und verrichtet ihre gewöhnlichen Arbeiten. Die Eltern lieben ihre Kinder sehr, und man sieht sie nie solche wegen eines Vergehens schlagen. Die Pflege der Kinder bis zu einem reiferen Alter ist ganz der Mutter überlassen, der Vater bekümmert sich wenig um seine Kinder. Wenn die Mutter die Kinder entwöhnt — und oft erhalten sogar auch die Säuglinge in Wasser eingeweichtes Brod zur Nahrung — und sie haben noch nicht ein Jahr erreicht, sieht man sie mit einer Zwiebel in den kleinen Händchen, an welcher sie mit solchem Vergnügen, wie unsere europäischen Kinder an Zuckerwerk nagen. Auch wildwachsende

*) Eine zum Einschmieren des Körpers verfertigte Pommade, aus Speig, Machleb und Tuffer.

Früchte werden ihnen gereicht, und dennoch sieht man sie meistens frisch und gesund, nur daß viele bis zu einem gewissen Alter dicke Bäuche haben, welches eine Folge des Brodessens ist, da dieses selbst Erwachsenen große Blähungen verursacht. Sind die Kinder ganz klein, so legt man sie auch in Wiegen, welche aus einem Baumwollentuch bestehen, das mit Stricken an allen vier Enden an einen Balken gebunden wird.

Die Beschneidung geschieht wie bei allen Muselmännern gewöhnlich zwischen dem vierten bis sechsten Jahre. Doch fand ich auch einige Stämme, bei denen die Beschneidung der Mädchen gebräuchlich ist. Dieses ist aber ein Volksgebrauch, der mit der Religion in gar keiner Verbindung steht, und wahrscheinlich dieses zum Grunde hat, daß der Bräutigam, der ein Mädchen heurathet, versichert seyn kann, daß er eine reine Jungfrau erhalte, worauf bei diesen Stämmen sehr viel gehalten wird. Die Türken und andere haben bei ihren Hochzeitsfeierlichkeiten eine eigene Ceremonie, wobei der Bräutigam am Tage der Hochzeit sich und seine Gäste von der Jungfrauschaft seiner Braut überzeugt, allein hier wird doch auch mitunter falsches Spiel gemacht, was bei der Beschneidung nicht stattfinden kann. Diese Art Beschneidung der Mädchen geschieht, wenn sie 5 oder höchstens 7 Jahre alt sind, und es ist eine Feierlichkeit, wobei keine Kosten gescheut werden, und worauf die Aermern schon ein Jahr vorher sparen, um es ja an nichts mangeln zu lassen. Vier bis acht Tage lang vor der Beschneidung wird täglich, und die letzte Zeit den ganzen Tag und tief in die Nacht abwechselnd gesungen und getanzt, den Tag aber, wo diese Operation stattfindet, dauern Tanzen und Singen die ganze Nacht hindurch. Es werden Sänger und Tänzerinnen von Profession hiezu gedungen, Merissa ausgetheilt, kurz alles aufgeboten, um dem armen Geschöpf Unterhaltung zu verschaffen, und es den herben Augenblick der es erwartet vergessen zu machen. Tritt nun die verhängnißvolle Stunde ein, so werden alle Männer aus der Hütte entfernt. Die Mutter und einige Weiber bleiben zurück, theils um das Mädchen während der Operation zu halten, theils um ihr Muth einzusprechen. Sobald als man dasselbe auf ein Angareb gelegt hat, werden ihr von den umstehenden Weibern die Füße, Arme, der Kopf und überhaupt der ganze Körper so fest gehalten, daß sie sich gar nicht bewegen

kann, und sodann nähert sich eine ältliche Matrone mit einem ganz ordinären Barbiermesser und verrichtet die Operation. In diesem Augenblick wird es in- und außerhalb der Hütte bis zum Tollwerden lustig; jeder klatscht in die Hände, daß sie brennend heiß werden, die Trabuka wird so geschlagen, daß das Fell springen möchte, und die Sänger strengen alle ihre Kehlen an, daß man fast taub wird, um die Schmerzenslaute der kleinen Leidenden zu übertönen; dennoch dringen diese durch allen diesen Lärm durch. Der Schnitt geschieht von unten hinauf, und es werden den Mädchen die Schamtheile abgeschnitten; hierauf sucht man das Blut mit Butter zu stillen und legt eine fein geschlagene Baumrinde statt Charpie auf die Wunde, in welch letztere man ein Stückchen Holz von der Stärke eines Federkiels hinein steckt, um den Wundentheil nicht ganz verwachsen zu lassen; die zwei großen Fußzehen werden nun fest zusammen gebunden, und in einer solchen gestreckten Lage muß die kleine Patientin 20 Tage lang auf dem Angareb liegen bleiben. Während dieser Zeit erhält sie nur sehr wenig zu trinken und wird des Tags höchstens zweimal aus dem Bette gehoben. Die Heilung geht gewöhnlich glücklich von statten, allein es geschieht sehr oft, daß ein solches Mädchen im zweiten Jahre oder ein wenig später sich einer zweiten Operation unterwerfen muß, indem sie hier sehr jung heurathen. Wenn daher der Bräutigam mit dem Vater der Braut den Contract hinsichtlich der Ehe geschlossen hat, so übergibt er seiner Zukünftigen ein Modell aus Thon oder Holz geformt und nun geschieht der zweite Schnitt, welchen sie mit mehr Geduld ertragen, weil sie gleich nach überstandenen Leiden in den Ehestand treten. Auch hier dauert es zwanzig Tage bis das Mädchen geheilt ist, worauf der Bräutigam, wie schon gesagt, das Rahat zerhackt und seine Braut in die Melaje kleidet.

Eine andere eben so schmerzvolle, aber auch mehr verabscheute Operation findet an den Sklavenknaben statt, welche als Wächter für die Harems der Türken und anderer Moslems bestimmt sind. Dieses verrichtet ein Schech in Lobeid, Sultan Themr genannt.*) Es werden gewöhnlich Knaben von 8 bis 9 Jahren zu ihm gebracht und verstümmelt. Dieses geschieht in seinem Hofe, wo-

*) Siehe die Hauptstadt Lobeid.

selbst der arme Knabe wie ein anderes Stück Vieh gestreckt auf den Boden gelegt wird. Ueber die Füße und Brust legt man ihm mit Sand gefüllte Säcke, welche so schwer sind, daß der Knabe unter der Last kaum Athem schöpfen kann. Mit einem Schnitt von unten nach oben mit einem ordinären Barbiermesser werden dem Unglücklichen die Geschlechtstheile herausgeschnitten, hierauf das Blut mit zerlassener Butter gestillt und ebenfalls fein geschlagene Baumrinde auf die Wunde gelegt und zur Erhaltung der zum Uriniren erforderlichen Oeffnung ein kleines Stück Blei in der Dicke eines Federkiels hineingeschoben. Der Patient bleibt 20 Tage lang in der Behandlung und wird sodann seinem Herrn zurückgegeben. Mehr als die Hälfte stirbt während der Operation oder während des Marsches nach Aegypten, und nur sehr wenige langen an dem Ort ihrer Bestimmung an. Sie sind auch öfters mehr als das Doppelte theurer wie die gewöhnlichen Sklaven. Der Eunuchen-Schneider erhält für jeden Knaben, den er verstümmelt, zehn Realen à 15 Piaster; auch werden ihm öfters zwei Knaben übergeben, von welchen einer dem Eigenthümer zurückgegeben werden muß, während der andere an Zahlungsstatt gegeben wird. Es werden zwar auch in Sennaar und Oberägypten Verschnittene gemacht, doch sind es die von Lobeid, welche man vorzugsweise sucht.

Wenn Jemand stirbt, so hört man dieses sogleich an dem Geschrei Lu, Lu, Lu, Lu, welches die Weiber anstimmen und das sie stoßweise mit einem nachhaltenden Tone hervorbringen. Nicht nur die Leidtragenden, sondern auch die gerade zur Zeit anwesenden Weiber stimmen in das Klaggeschrei ein; dieses dauert bis zum Sonnenuntergang und erneuert sich des folgenden Tages wieder. Der Verstorbene wird gewaschen, in ein weißes Baumwollentuch gehüllt, wenn er so viele Mittel hatte, auf einer Trage auf den Begräbnißplatz gebracht und daselbst eingescharrt. Die hinterbliebenen Weiber weinen noch durch einige Tage und zwar immer in Gesellschaft ihrer Freundinnen um den Verstorbenen, bis sich dann ihr Kummer gelegt hat und sie, vorzüglich wenn sie noch jung sind, aufs neue sich zu verheirathen wünschen. Dieses Klagen ist nicht allein bei ältern Personen gebräuchlich, sondern wenn ein Kind von wenig Tagen stirbt, wird demselben ebenfalls einige Tage lang gleiche Ehre zu Theil. Die Negerinnen sind sowohl für Freude

als Schmerz sehr empfänglich, und ich habe öfters Weiber gesehen, die sich aus wahrem Schmerz und nicht bloß zum Schein wie unsinnig im Sand herumwälzten und sich in die Arme bissen, daß das Blut herausfloß.

Es gibt Gegenden in Kordofan, wo auch die ackerbauenden Bewohner in einem Jahre zwei verschiedene Dörfer bewohnen, denn in den fruchtbarsten Strichen mangelt es an vielen Orten, vorzugsweise in der trockenen Jahreszeit, gänzlich an Wasser, und ganze Dörfer sind genöthigt öfters einige Meilen entfernte Dörfer wieder zu beziehen, wo sie Ziehbrunnen haben. All' ihr Hausgeräthe überladet keinen Ochsen, und so ist eine solche Umsiedlung sehr bald bewerkstelligt. Bei denjenigen Stämmen, welche sich mit Ackerbau beschäftigen, findet man sehr wenig Pferde oder Kamele, dagegen desto mehr Rinder, Schafe und Ziegen. Die Ochsen müssen daher zum Reiten und Tragen abgerichtet werden. In einigen Dörfern sind die Rindviehheerden sehr bedeutend. Wenn nun die Heerden des Dorfes ausgetrieben werden, so reitet der Hirt auf einem Ochsen derselben entweder vor oder nach, jedes Thier hat seinen eigenen Namen und wird von dem Hirten, wenn es zurückbleibt oder von der Heerde abseits tritt, angerufen. Diese Thiere hören es genau und folgen gleich. Entfernt sich aber eines zu weit von der Heerde und hört den Ruf des Hirten nicht, so reitet dieser demselben nach und bringt es ohne Mühe zurück. Diese Hirten reiten sehr gut und man muß sich verwundern, wenn man einen derselben auf den meistens sehr jungen Ochsen im vollen Galopp daher sprengen sieht. Sie sitzen auf dem bloßen Rücken des Thieres und haben nur eine Schnur durch die Nasenlöcher gezogen, welche ihnen als Zaum dient. In vielen Dörfern, welche sehr isolirt und von andern weit entfernt sind, so daß sich die Heerden nicht so leicht vermischen können, haben diese keine Hirten, sondern wenn in der Frühe die Kühe gemolken sind, so werden die Gehege geöffnet und das Vieh herausgelassen; nun gehen alle zu dem Brunnen, wo sie in ausgehöhlten Baumstämmen zu trinken erhalten, und wenn alle versammelt sind und getrunken haben, geht ein alter Ochse, welcher den Wegweiser macht, voran und die ganze Heerde folgt. Es ist zu verwundern, wie sie jedesmal pünktlich ihrem Führer folgen, welcher sie öfters mehr als zwei Stunden weit vom Dorfe auf einen Weideplatz führt und wieder

zurückbringt; das Allermerkwürdigste ist aber, daß sie, sie mögen eine Viertel- oder zwei Stunden weit entfernt gewesen seyn, dennoch pünktlich eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang wieder bei den Brunnen eintreffen. Ich sah dieses in dem Dorfe Ledet, wo ich die Heerde mehr als zwei Stunden weit vom Ort entfernt antraf, und zu meiner großen Verwunderung keinen Hirten sah. Bei meinem Eintreffen im Dorfe erkundigte ich mich sogleich, was dieses bedeute, und erhielt die Antwort, daß es schon seit undenklichen Zeiten in diesem, so wie auch in mehreren andern Dörfern gewöhnlich sey, daß man die Heerde allein auf die Weide gehen lasse, und daß sich höchst selten ein Stück verlaufe. Um jedoch in einem so seltenen Falle dennoch das verloren gegangene Thier aufsuchen zu können, ist es nothwendig, in der Frühe, wenn die Heerde auszieht, die Richtung die sie nehmen zu beobachten. Einige Monate vor meiner Ankunft, ließ ich mir erzählen, blieb eine Kuh von der Heerde zurück; als sie jedoch in der Nacht auch noch nicht nach Hause kam, bestieg der Eigenthümer bei Tagesanbruch ein Kamel, versah sich auf vier Tage mit Wasser und Brod, ritt der Spur des Weges, den die Heerde den vorhergehenden Tag genommen hatte, nach, und gelangte richtig zum Weidplatze; er umritt solchen in allen Richtungen und fand die Spur eines Kamels und einer Kuh, verfolgte diese zwei Tage lang, bis sie ihn zu einem Lager der Kabobisch brachte, woselbst er auch wirklich seine Kuh noch lebend fand und sie ohne den geringsten Anstand ausgeliefert erhielt. Die Kühe, welche im ganzen Lande nur zweimal des Tags und zwar früh bei Sonnenaufgang und des Abends gemolken werden, geben sehr wenig Milch, und diese wird schon nach einer Stunde sauer und dick; hieran ist wohl am meisten schuld, daß die Binsenkörbchen, in welche die Milch gemolken wird, nie rein ausgewaschen werden können, und es daher unmöglich ist, die Milch längere Zeit aufzubewahren. Das Buttermachen geschieht sehr schnell und ohne große Schwierigkeiten, denn sobald die Milch gemolken ist, wird solche in lederne Schläuche gethan, diese an ein Holz angebunden, hin und her gerüttelt und in kurzer Zeit ist die Butter fertig; auch pflegt man eine kleine gelbe Frucht der Milch beizugeben, welche das Buttern sehr befördert. In vielen Dörfern wird jede Woche einmal Markt gehalten, wo sich ein jeder mit dem Erforderlichen versehen muß, weil sonst an andern Tagen nichts

zu finden ist, was vorzüglich mit Tabak der Fall ist — ein Artikel, der für Viele mehr Werth hat, als Lebensmittel. Einen Beweis hievon mag Nachstehendes liefern. In einem Dorfe, wo gewöhnlich Wochenmarkt gehalten wird, brach ein Feuer aus und die Hütte eines alten Mannes verbrannte mit Stumpf und Stiel. Von der Ferne zusehend tröstete sich dieser mit einem Allah-Kerim (Gott ist gnädig). Später kam er auf mich zu, und ich, eine Jeremiade erwartend, hatte schon ein kleines Geschenk für ihn in Bereitschaft; doch wie wunderte ich mich, als er letzteres zurückwies und mich nur bat, ihm eine Handvoll Tabak zu schenken, da ihm sein ganzer Vorrath mit verbrannt wäre.

Die Kordofaner sind ein sehr gutmüthiges Volk, und man findet überall auf der Reise eine herzliche und freundschaftliche Aufnahme. Langt man des Mittags oder Abends in einem Dorfe an, so sucht man sich nach Belieben eine Hütte aus, welche die Bewohner auch sogleich verlassen und ganz zur Disposition des Gastes lassen. Sie selbst begnügen sich zu ihrem nächsten Nachbar zu gehen, oder sie bringen, wenn es das Wetter erlaubt, die ganze Zeit im Freien zu. Wenn man auch ihre Kost nicht verachtet, so hat man keinen Pfennig Auslagen, weder für sich noch für den Bedienten und Kamele, welche ihr Futter unweit des Dorfes finden. Alle Dienste, die man von ihnen verlangt, leisten sie gerne und ohne den geringsten Widerspruch, und von dem lästigen „Bakschisch" der Aegyptier hört man hier nichts. Das einzige, was dem Fremden lästig fällt, ist, daß sie bald nach seiner Ankunft sich in Menge einfinden und ihren Besuch abstatten. Der Richter und die angesehenen Personen des Dorfes treten in die Hütte ein und die übrigen lagern sich im Freien herum. Nun fangen vorerst die Begrüßungen an, und sodann werden hundert Fragen gestellt, wo man herkomme, wohin man reise, was einem unterwegs begegnet sey, ob man von keinem neuen Kriege und dergleichen hört, kurz sie lassen einen gar nicht zu Athem kommen, und kaum daß man mit einer Antwort fertig ist, sind schon zehn andere Fragen neuerdings gestellt. Noch ärger geht es aber dem Bedienten, von dem man alles zu erforschen sucht; man fragt ihn, wer der Fremde sey, ob es eine vornehme Person wäre, von welcher Nation und was noch sonst wissenswerth ist; hört man, daß es ein Franke sey, dann wird der Zudrang erst recht groß. Alle Kranken des Dorfes

werden herbeigeschleppt und für solche Rath und Medicin verlangt. Alles Protestiren, man sey kein Arzt, hilft nichts, denn ein Franke muß es seyn, und da bleibt nun nichts Anderes übrig, als einem jeden, wenn man sonst keine gewöhnlichen Hausmittel anwenden will, mit der Hoffnung auf den lieben Gott zu trösten. Eine besondere Freude wird ihnen erzeugt, wenn man Kaffee mit Zucker aufwartet oder wenigstens eine Pfeife guten Tabak bringen läßt. Ein jeder macht nur einige Züge aus derselben und reicht solche seinem Nachbar, und so geht die Pfeife immer in der Runde herum. Doch darf man nicht glauben, daß sie sich, wenn die Pfeife leer und der Kaffee ausgetrunken ist, wieder entfernen, im Gegentheil sie werden nur gesprächiger, da die erste Scheu sich verloren hat, und man hat kein anderes Mittel dieser lästigen Besuche sich zu entledigen, als die Stellung anzunehmen, wie wenn man vor allzu großer Müdigkeit vom Schlafe befallen würde. Sehen sie nun, daß man die Augen schließt, so stehen alle sogleich auf und entfernen sich so stille aus der Hütte, daß man es kaum wahrnimmt. Hat man nun die Männer einmal los, so hat man noch nicht das Aergste überstanden, denn nun kommen die Weiber, welche von der Neugierde geplagt sind, einen Franken zu sehen. Sie sammeln sich gewöhnlich in einer Entfernung von der Hütte die man bewohnt, und warten mit Sehnsucht auf den Augenblick, bis man aus der Hütte tritt und sich ihnen zeigt; anfangs scheuen sie sich näher zu treten, doch es bedarf nur eine kurze Zeit oder ein Stück Zucker, welches man ihren Kindern gibt, und sie werden so bekannt als wenn man Jahre lang unter ihnen gelebt hätte. Diejenigen Dörfer, welche auf der Straße nach Dongola oder Kartum liegen, sind wegen der häufigen Durchmärsche der Truppen, und vorzüglich bei den immerwährenden Reisen der türkischen Officiere sehr geplagt. Letztere, wenn sie in einem Ort ankommen, nehmen sogleich von der besten ihnen gestatteten Hütte Besitz; den Einwohnern wird keine Zeit gelassen ihre wenigen Habseligkeiten herauszunehmen, denn mit Peitschenhieben jagt man sie hinaus, und alle Schimpfworte, die nur existiren, werden den armen Leuten zu Theil; sodann wird mit einem befehlenden Ton alles, was man an Lebensmitteln benöthigt ist, verlangt, und wehe wenn es nicht gleich herbeigeschafft wird; dann gibt es von neuem Peitschenhiebe, und Hühner, Tauben u. dgl., was nicht

gutwillig verabfolgt wird, wird von dem Officier oder dessen Bedienten auf der Straße vor den Häusern zusammen geschossen. Von einer Bezahlung ist keine Rede, und deßwegen trifft man in diesen Orten, welche den öftern Durchmärschen der Aegyptier ausgesetzt sind, sehr wenig Geflügel oder sonstige Lebensmittel, denn es wird alles verborgen gehalten. Erfahren sie aber, daß der Reisende ein Franke sey, so wird ihm alles gegeben, was er nur verlangt, und alle Preise, welche sie verlangen, sind sehr billig, ja manchmal nehmen sie gar nichts an. Auch bieten sie alles auf, dem Fremden das zu seiner Weiterreise Erforderliche herbeizuschaffen, wogegen die Türken sehr oft an vielem Mangel leiden müssen. Ueberhaupt sind die Kordofaner, wenn man sie nur ein wenig besser behandeln möchte, das gutmüthigste Volk von der Welt, und von ihren Nachbarn in Sennaar, welche doch einer und derselben Regierung angehören und beide unter demselben Breitengrade liegen, ja großentheils von demselben Stamme sind, sehr verschieden.

Nur diejenigen Dörfer, welche an den Gränzen sind, machen eine Ausnahme, und stehen bei ihren eigenen Landsleuten nicht im besten Rufe. Besonders sind es Haraza an der Straße nach Dongola, Ledet an der Straße nach Kartum, und Caecie an der Straße nach Darfur, wo sich der Reisende besonders in Acht zu nehmen hat; der letztgenannte Ort ist jedoch der schlechteste unter allen. In Haraza hatte ich selbst bei meiner Durchreise einen Auftritt, der von ernsten Folgen hätte seyn können, wenn nicht mein Bedienter mit einer Nothlüge den ältesten Sohn des Schechs in Furcht gesetzt hätte. Es ist nothwendig sich in diesem Ort mit Trinkwasser zu versehen, weil man bis nach dem zwei kleine Tagreisen entfernten Katsmår keines antrifft, und auch die, welche nach Dongola reisen, müssen Vorrath an Wasser bis zu den Felsenhöhlen in Semmeria einnehmen. Der Schech des Orts, welcher der Eigenthümer aller Brunnen zu seyn sich dünkt, läßt dieses nur gegen Geld verabfolgen, und die Djelabi müssen ihm gewöhnlich 1 bis 5 Thlr. zahlen, wenn sie ihre Wasserschläuche füllen wollen. Als ich nun Wasser verlangte, forderte er mir 6 Thlr. ab, denn er glaubte ein Franke müsse ohne weiteres mehr bezahlen, und war auch auf keine Widerrede gefaßt, weil er mich nur mit einem Bedienten allein sah; da ich jedoch schon vorher diese willkürlichen

Erpressungen kannte, auch mir Andere den Rath gaben, denselben keinesfalls mich zu unterwerfen, weil er kein Recht habe, das Wasser, welches Eigenthum des Gouvernements sey, für seine Rechnung zu verkaufen, so verweigerte ich ihm fest die verlangte Summe, worauf er mir nach langem Hin- und Herreden endlich Wasser aus einem Brunnen geben ließ, welches so schlecht war, daß es nicht einmal die Kamele trinken wollten. Sobald ich dieß von meinem Bedienten erfuhr, befahl ich dieses Wasser sogleich auszuschütten und verlangte von dem Schech ein gutes Trinkwasser, um so mehr, als ich wußte, daß es gute Brunnen gebe. Allein dieser wollte mir keines mehr geben, auch von dem schlechten nichts mehr. Ich war nun so erzürnt über das freche Betragen dieses Menschen, daß ich meine Pistole aus dem Gürtel zog und ihm solche mit der Drohung auf die Brust setzte, ihn sogleich niederzuschießen, wenn er nicht augenblicklich den Befehl gebe, mir das zu meiner Reise nothwendige Wasser aus dem guten Brunnen zu verabfolgen. Mein Bedienter bat mich nicht zu schießen, nahm den Sohn des Schechs auf die Seite und sprach leise zu ihm, daß er mir nicht trauen dürfe, indem ich vor 12 Tagen ebenfalls einen Schech in Dongola erschossen hätte, weil er mir einen ähnlichen Anstand gemacht hatte, und daß ich als Franke vollkommen Recht habe jeden, der sich meinen rechtmäßigen Forderungen widersetze, niederzumachen; dieß wirkte, und der früher so widerspänstige Mensch bat mich um Verzeihung und ersuchte mich zugleich in meine Wohnung zu gehen, wo ich in kurzer Zeit das verlangte gute Wasser erhalten werde. Dieß geschah auch wirklich, und außerdem erhielt ich noch von demselben einen fetten Hammel zu meiner Reise, wofür er durchaus keine Zahlung annahm, und mich überhaupt in allem was ich noch verlangte, nach Wunsch befriedigte.

Dieser Schech hat viele und zur Giraffenjagd sehr gut abgerichtete Pferde, und durch ihn wurden die meisten Giraffen, welche nach Europa und Amerika kamen, eingefangen; als ich dort war, hatte er 24 lebendige Söhne und Töchter. Es ist sehr nothwendig, wenn man eine Reise nach Kordofan unternehmen will, vorerst gehörig die Charaktere der verschiedenen Nationen, welche dieß Land bewohnen, zu studiren und sie auch danach zu behandeln, denn was bei einem durch Strenge und Furcht erzweckt wird,

kann bei einem andern nur durch besonders freundliches und einschmeichelndes Benehmen erreicht werden, wogegen man im entgegengesetzten Fall das Schlimmste zu erwarten hätte. Vorzüglich sind es die Neger, die man besonders mit Güte behandeln muß, wogegen bei den Arabern und Dongolawi Strenge und Furcht nothwendig wird. Ich habe während meiner 19monatlichen Reisen in diesen verschiedenen Ländern mehr auszustehen gehabt und daher mehr erfahren, als jene Reisende, welche auch in diese Länder kamen, aber solche nur in Begleitung von Militär und einer Menge Kawassen, Bedienten und sonstigen Reisegefährten wie durchflogen, wogegen ich einen einzigen Bedienten, und die letzte Zeit gar keinen hatte. Oft mußte ich die größten Qualen des Hungers und Durstes erleiden, und eine kurze Zeit mit Heuschrecken und schlechtem Kamelfleisch — an Brod war gar nicht zu denken — vorlieb nehmen. Einmal war ich 36 Stunden ohne Wasser, so weit mein Auge reichte, sah ich nur Sand und Firmament, kein Wurm belebte die traurige Oede, Gerippe von Menschen und Kamelen lagen als Denkmäler des Elends umher zerstreut; ein heißer Wind wühlte glühenden Sand auf, daß die Sonne sich verdunkelte, und ich bei jedem Schritt mein Grab zu finden erwartete; einer unserer Kameltreiber, ganz entkräftet, fand hier sein Grab, und der von dem Winde aufgetriebene Wüstensand bedeckte in kurzer Zeit seine Gebeine. Auf meiner Flucht aus Kordofan nach Sennaar fehlte mir öfters der Schlaf, der so vieles vergessen macht. Was mußte ich nicht erdulden auf meiner Rückreise durch die schreckliche Wüste von Abuhamed nach Krusko am Nil? Die Mittel fehlten mir um ein zweites Kamel anzuschaffen. Auf meinem einzigen Kamele hatte ich meine Sachen und die Schläuche mit Trinkwasser, das Kamel war zu stark geladen, daher konnte ich nicht aufsitzen, und war zwei ganze Tage lang genöthigt, täglich 21 Stunden zu Fuß der Karawane zu folgen in diesem Sande und in der brennenden Hitze. Der Mensch überwindet viel, ja mehr als man glauben kann. Nach 8 Tagen langte ich in Krusko an, wo ich den Naturforscher Hrn. Kotschy antraf; nur er weiß es, wie entkräftet, verhungert und verdurstet ich in seinem Zelte ankam, wo er mich drei Tage lang erquickte, denn er kam von Cairo. *)

---

*) Es versteht sich von selbst, daß diese mit Provision versehen sind, hin=

Ich habe daher alles aufbieten und mich in manche herbe Lage schicken müssen, um wieder lebend herauszukommen. Freilich ist es bei der Strenge des Gouvernements nicht so leicht möglich, daß einem Reisenden, welcher noch überdieß mit einem Passe von letzterm versehen ist, vorzüglich im Innern des Landes ein Leid widerfahre, dagegen aber hat man an den Gränzen, vorzüglich gegen Darfur und Takele, alles Schlimme zu erwarten, denn wer fragt danach, wenn ein einzelner Reisender von diesen öfters nomadisch herumziehenden Völkern ausgeplündert oder gar umgebracht wird. Es müßte ein außerordentlicher Zufall eintreten, daß man die Spur eines Einzelnen, der verloren ging, auffinden sollte, da keiner den andern verräth; es ist daher sehr nothwendig, sich in den Charakter dieser Leute einzustudiren, damit man nie Gefahr laufe mit ihnen in Collisionen zu kommen. Ich erwähne nur einen Vorfall, der am weißen Nil an der Gränze der Scheluk sich ereignete, und mir und meinem Bedienten leicht das Leben gekostet hätte; nur dadurch, daß ich den Charakter dieser Menschen genau kannte, half ich mir aus der Verlegenheit, indem ich ihnen ihre schwache Seite abgewann. Ich hatte am Ufer des Nils mein Zelt aufgeschlagen und schickte meinen Bedienten aus, um das für die Nacht erforderliche Brennholz zu holen; denn es ist nothwendig, daß man in diesen Gegenden, wenn man im Freien am Ufer campirt, die ganze Nacht ein Feuer unterhalte, theils wegen der Krokodile, welche hier in Unzahl zu treffen und die sehr gefährlich sind, theils wegen der Nilpferde; obwohl letztere einem nichts zu Leide thun, so ist dennoch ihre Bekanntschaft nicht angenehm; zudem könnten Löwen und andere Raubthiere bei der Nacht nicht ganz angenehme Besuche abstatten, und man kann sie nur durch ein Feuer, das man die ganze Nacht brennen lassen muß, entfernt halten. Zu gleicher Zeit, als mein Bedienter ausging um sich nach Holz umzusehen, kam ein Boot mit Holz beladen und von einem Neger gerudert über den Fluß herüber und

---

gegen jene welche aus der Belled-Sudan kommen nur mit rothen Linsen zurückkehren. Ein sonderbarer Zufall führte uns beide in fünf Jahren in drei Welttheilen schon das fünftemal ganz unerwartet zusammen; das letztemal auf der Insel Cypern am Ende des verflossenen Jahrs in einem elenden Dorfe.

landete gerade unweit meines Zeltes. Mein Bedienter ging sogleich auf diesen Neger zu und verlangte von ihm eine Quantität Holz, weil in der Nähe keines zu finden war. Der gutmüthige Neger gab ihm sogleich die Hälfte seines Vorraths, allein mein unbescheidener Diener verlangte, als ich mich entfernt hatte, noch mehr, was aber der Neger geradeswegs abschlug; hierauf schimpfte der Bediente und sein Gegner war auch nicht stumm geblieben, bis sich beide zu balgen anfingen. Allein der Neger, als der viel stärkere, prügelte meinen Bedienten tüchtig durch, welcher nun zu schreien anfing. Ich erblickte diese Balgerei, und da ich das Vorgefallene nicht wußte, sondern bloß meinen Bedienten unterliegen sah, nahm ich meine Doppelflinte, schlug auf den Neger an und gebot ihm denselben loszulassen; er sprang sogleich auf, ergriff seine Lanze und schleuderte solche, ehe ich nur bemerken konnte was er zu thun willens war, gegen mich, doch zum Glück streifte diese nur meine türkischen Pumphosen. Er war jetzt ohne Waffe, und ich legte abermals mein Gewehr auf ihn an. Der Neger blieb ruhig und sagte bloß: „schieß zu, ich sterbe, und was ist dieses!“ Ich sah, daß mit Furcht bei ihm nichts auszurichten sey, legte mein Gewehr nieder, ging auf ihn zu und fragte ihn um den ganzen Hergang der Sache, worauf er mir alles erzählte. Als ich nun das Unrecht meines Bedienten einsah, wollte ich den Neger besänftigen, indem ich ihn versicherte, daß ich meinen Bedienten schon bestrafen würde. Allein all mein Zureden half nichts, der Schaum stand dem Neger vor dem Munde, und er erwiederte mir, daß wir beide es noch fühlen sollten. Da er aber sah, daß er allein zu schwach sey, um gegen uns zwei aufzutreten, lief er schnell davon, indem er sein Lu, Lu, Lu *) weit hinaus erschallen ließ. Dieses war für uns kein gutes Zeichen, und setzte uns in keinen geringen Schrecken. An Flucht war gar nicht zu denken, indem wir auf keinen Fall entkommen wären, und so ersann ich

*) Lu, Lu, Lu, Lu; dieses Geschrei hat eine dreifache Bedeutung, nämlich für Freude, Leid und Ausruf bei Gefahr, so wie Aufmunterung zum Kampfe. Nur die Betonung dieser Laute zeigt eines oder das andere an und läßt sich nur durch ein öfteres Hören erkennen, nicht aber beschreiben.

ein Mittel, um wenigstens einen Ableiter gegen die erste Wuth unserer Feinde zu haben. Ich band meinem Bedienten mit einem Stricke die Füße und Hände, legte ihn auf die Erde und nahm einen naheliegenden Baumast in die Hand, indem ich zugleich mich stellte als ob ich den Bedienten ganz unbarmherzig schlüge; dieser spielte seine Rolle auch sehr gut, und schrie als wenn er am Spieße stäke, wenn ich nur die leiseste Bewegung mit der Hand machte, denn schon sahen wir von weitem eine Masse Menschen auf uns zulaufen, deren Lanzen in der Abendsonne schimmerten, und das Geschrei der Weiber, welche den Männern nachfolgten, verhieß uns nichts Gutes; doch je näher sie herbeikamen, desto besser spielten wir unsere Rollen, und mein Bedienter konnte vor Schreien kaum mehr athmen. Nun riefen mir die nächsten zu einzuhalten, und als ich dieses sogleich befolgte, krümmte sich mein Diener wie wahnsinnig im Sande herum. Der Neger, welcher die Veranlassung zu der ganzen Scene gab, trat auf mich zu, nahm mich bei der Hand und sprach: „habe keine Furcht, es wird dir nichts Leides geschehen, weil du das Unrecht, das mir dein Bedienter zufügte, eingesehen und ihn hiefür bestraft hast." Ein ältlicher Mann band sogleich die Stricke von den Händen und Füßen des Inquisiten los, und kam mit mehreren andern auf mich zu, um über das Ganze sich aufklären zu lassen. Es waren Bakara. *) Ich ließ den alten Mann mit dem mehr besprochenen Neger in mein Zelt eintreten, auch mehrere andere folgten nach, worauf ich ihnen Kaffee zu trinken gab und sie aus meiner Pfeife rauchen ließ. Da war die Freundschaft gleich wieder hergestellt und alles besänftigt. Man frug wo ich herkam und wohin ich reise, das Gespräch lenkte sich auch auf andere Gegenstände, und als endlich die Nacht eintrat, entfernten sie sich nach und nach alle bis auf fünf Männer, welche die ganze Nacht bei mir als Wache blieben, in Gesellschaft einige Töpfe Merissa austranken und das Feuer unterhielten, wobei das Holz, welches die Ursache zu dem ganzen Auftritt war, auch ganz verbrannt wurde. Des Morgens als sie von mir schieden, gaben sie mir noch eine junge Gazelle auf die Reise.

---

*) Bakara sind Araberstämme und treiben Hornviehzucht.

Ich kann die Gastfreundschaft und das herzliche Benehmen der Kordofaner nicht genug loben, und habe so viele Beweise ihrer besondern Güte erhalten, daß ich in meinem eigenen Vaterlande und von meinen nächsten Verwandten nichts Besseres erwarten könnte, vorzüglich als ich das Unglück hatte, in der Wüste zu erkranken und nicht mehr die Kraft hatte, auf dem Kamele zu sitzen ohne herunter zu fallen; ich lag erschöpft auf dem Sande, bis mir vom nächsten Dorfe Hülfe geleistet wurde; zum Glück war das Dorf nur eine halbe Stunde entfernt, ein gutmüthiger Bewohner trug mich in seine Hütte, und 30 Tage lang brachte ich in derselben im Bette zu. Ich kann die Theilnahme dieser gutmüthigen Leute, welche sie bei meinen Leiden bezeigten, nicht beschreiben. Einer überbot den andern um mir einen Dienst erweisen zu können. Tag und Nacht saßen einige Weiber und Mädchen abwechselnd an meinem Bette, von denen mir eine des Tags die Fliegen abwedelte und eine andere mit einem Fächer von Straußenfedern Luft machte; die Hitze war öfters 40° R. in meiner Hütte weil sie keine Zugluft hatte. Besonders war es eine junge schöne Sklavin, Agami genannt, welche eine solche Theilnahme für mich zeigte, daß sie öfters Thränen vergoß wenn sie meine Leiden sah. Alle meine Medicamente, die ich aus Vorsorge bei mir hatte, thaten keine Wirkung, ich lag fortwährend im Fieber und war schon nach fünf Tagen so schwach, daß ich mich nicht mehr bewegen konnte, und die guten Weiber mich in und aus dem Bette heben mußten; ich war schon fest überzeugt daß ich meinem gewissen Tode entgegen gehe. Da nun keine Besserung zu sehen war, so band man mir Amuletten an die Arme, legte mir einige unter den Kopf und suchte hiedurch die Krankheit zu heben; ich ließ dieß alles gern geschehen, um nur die guten Leute nicht zu kränken, und man hatte sogar, als meine Krankheit gar nicht nachlassen wollte, aus einem nahen Dorfe eine berühmte Wahrsagerin geholt, welche nun ihre Muschel in den Sand warf und herausprophezeite, daß der Franke noch nicht sterben werde. Sobald sich nun diese entfernt hatte, nahmen mich die Weiber aus dem Bett heraus, setzten mich mit dem Rücken gegen die Thür auf ein Bund Stroh, zogen mir mein Hemd aus, und faßten mich, da ich so schwach war daß ich nicht aufrecht sitzen konnte, unter den Armen. Plötzlich fühlte ich eine Erschütterung an meinem ganzen

Körper daß mir beinahe der Athem ausging, denn man hatte mir einen ganzen Binsenkorb voll kaltes Brunnenwasser über meinen erhitzten Körper gegossen. Hundert andere wären augenblicklich daran gestorben, doch meine etwas festere Constitution widerstand. Ich wurde sogleich abgetrocknet, wieder in das Bett gelegt und sofort mit mehreren leeren Säcken und Schaffellen zugedeckt. Ich fühlte mich etwas besser und gerieth in einen Schlaf, den ich schon lange Zeit entbehrt hatte. Als ich erwachte, sagten mir die Weiber, ich hätte nur sehr wenig geschwitzt und man müsse das Douchebad wiederholen, damit ich recht in Schweiß gerathe; ich ließ dieses Wagstück nochmals geschehen, weil ich keine andere Wahl hatte. Hierauf wurde auf die nämliche Art wie früher verfahren, was mich aber nicht mehr so erschütterte, weil ich schon darauf vorbereitet war. Ich gerieth nunmehr auf dieses Bad in einen solchen Schweiß, daß ich mich nach dem Aufwachen neuerdings in einem Bade zu befinden glaubte. Doch dadurch brach sich meine Krankheit und ich fühlte mich so gestärkt, daß ich das Bett verlassen und im Schatten der Dompalmen einige Zeit herum gehen konnte. Sobald als sich die Kunde im Dorfe verbreitete, daß ich mich besserte, kamen alle zu mir mich zu begrüßen, und mir zu meiner Genesung Glück zu wünschen. Des Nachts wurde vor meiner Hütte ein Feuer angezündet und getanzt, wodurch man mir die große Freude, welche ihnen meine Genesung verursacht habe, bezeugen wollte; ich ließ Merissa herbeiholen und alles war froh und munter. Meine Gesundheit kehrte nunmehr eben so schnell zurück, so daß ich nach einiger Zeit meine Reise wieder antreten konnte. Es wird mir ewig unvergeßlich bleiben, was ich diesen guten Menschen zu verdanken habe, welche ohne alles Interesse und aus wahrer Nächstenliebe sich meiner in einer so traurigen Lage annahmen.

Fünftes Capitel.

Charakter der Einwohner.

Man findet nicht so leicht ein Land, in welchem die Einwohner so verschiedene und gegen einander so grell abstechende Charaktere haben als in Kordofan, denn öfters wenn man nur eine

halbe Tagreise weit von einer Gegend zur andern gelangt, so geräth man in Versuchung zu glauben, daß es schon ein anderes Land sey, welches eine von dem ersteren ganz verschiedene Regierung und Religion habe. Nur ein kleiner Unterschied in der Race der Einwohner, und der Charakter ist schon ganz anders. Man findet eigentlich drei von einander schroff getrennte Racen, nämlich die eigentlichen Neger als die Ureinwohner, dann die Araber oder freien Leute, zu welchen auch die Bakkara gehören, und endlich die aus Dongola Eingewanderten. Die Neger, welche sich mit Ausnahme vieler Sklaven zum Islam bekennen, und fast in allen fünf Kreisen vertheilt angetroffen werden, treiben vorzüglich Ackerbau, weßhalb sie auch weniger Bedürfnisse haben und kennen als die, welche Handel treiben und sohin durch ihre Reisen schon auf manche Bequemlichkeit aufmerksam wurden, welche ihnen jetzt Bedürfniß geworden ist. Diese Neger, vorzugsweise Nuba, haben einen gutmüthigen Charakter, sind sehr gastfreundlich, lieben ihre Kinder außerordentlich und besitzen Ehrgefühl; in ihrem Benehmen sind sie sehr redlich, und hat man es mit einem derselben zu thun, so kann man versichert seyn, nicht übervortheilt zu werden, auch hat man in ihren Wohnungen weniger zu befürchten als in so manchen andern viel sicherer scheinenden europäischen Orten. Sie sind treue Freunde und stehen einander in allen Nöthen bei; sie lieben ihr Vaterland über alles, und nur die äußerste Bedrückung, wie es der Fall unter der Regierung des Defterdars war, konnte einige Dörfer zwingen ihr Vaterland zu verlassen. Werden sie jedoch erzürnt, so achten sie dann auch ihr Leben nicht um sich nur rächen zu können, aber bei ihrer Gutmüthigkeit ist dieß ein äußerst seltener Fall, und wenn man sieht daß ein solcher Neger in Wuth geräth, so darf man nur gute Worte und keinesfalls Strenge anwenden um sie wieder zu besänftigen; es ist daher sehr nothwendig, sie wie kleine Kinder zu behandeln. Ihre Geistesfähigkeiten sind jedoch sehr beschränkt, und sie stehen eigentlich zu sagen auf der untersten Stufe. Auch ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie je an Geistesbildung vorwärts schreiten werden, denn wie etwas vor hundert Jahren geschah, so machen sie es auch noch jetzt. Ihre Wohnungen, ihre Geräthe, kurz alles ist eben so wie es zu Zeiten ihrer Voreltern war; man sieht auch an allen ihren Arbeiten, daß sie solche ganz

so verrichten wie es früher der Fall war, und auf eine Verbesserung eines oder des andern Gegenstandes oder Aufsuchen neuer Gegenstände zu denken, kommt ihnen gar nicht in Sinn. Es ist dieß um so mehr zu verwundern, als diese Neger mei Ackerbauer sind, feste Wohnplätze haben und daher, wie doch so viele andere zuerst auf ähnlicher Stufe der Bildung gestandene Völker, nach und nach sich vervollkommnen könnten; allein hier findet man einen fortwährenden Stillstand in der Ausbildung. Man trifft wohl unter ihnen einzelne an, die etwas lesen und schreiben können, doch das will gar nichts sagen, und sohin steht bei ihnen noch alles in tiefem Dunkel. Auch trägt das Klima zu dieser Stumpfheit des Geistes nicht wenig bei, und es ist eine erwiesene Sache, daß selbst Europäer, wenn sie mehrere Jahre in diesen Ländern zugebracht haben, an ihren Geisteskräften sehr leiden, und mit der Zeit vieles vergessen. Den Negern steckt aber diese Unempfindlichkeit schon im Blut, und es ist daher unwahrscheinlich, daß sie je auf eine höhere Stufe der Civilisation kommen werden; Westafrika kann vielleicht eine Ausnahme machen.

Diese Menschen sind, wenn sie bekannt werden, sehr treuherzig und machen aus ihren Handlungen selten, und auch erst dann ein Geheimniß, wenn sie durch eine Mittheilung ihr persönliches oder auch das allgemeine Interesse gefährdet glauben. Desselben Charakters sind auch die Einwohner gleicher Race in den angränzenden Ländern, was man vorzüglich an den Sklaven, welche daher gebracht werden, zu bemerken Gelegenheit findet. Diese Sklaven sind meistens Heiden, und dieß ist eigentlich die Hauptursache, weßhalb sie und die ihnen verwandten Stämme etwas härter behandelt werden. Bekennen sie sich jedoch mit der Zeit zum Islam, so werden sie, wenn auch nicht frei, doch schon mehr als zur Familie gehörig behandelt. Das Loos dieser Unglücklichen ist aber auch schrecklich, denn ihres besten Gutes, der Freiheit, beraubt, müssen sie auch alle schweren Arbeiten und zwar in Fesseln verrichten, welche man ihnen anlegt um sie an der Flucht in ihre oft sehr nahen heimathlichen Gebirge zu hindern. Diese Fesseln sind jedoch nicht so wie bei uns die sogenannten Springeisen der Sträflinge, sondern bestehen aus einem Ringe an beiden Füßen, welche durch eine eiserne Spange auseinander gehalten sind, die sich in zwei kleinen, an die größeren angebrachten Ringen bewegt, und dem

Sklaven nur einen Schritt machen läßt, ohne daß er je die Füße zusammenbringen kann. Die großen Ringe sind auf einer Seite so weit offen, daß das Fußgelenk hineingehen kann, und werden sodann aus Mangel eines Hammers mit einem Steine zusammengeschlagen, wozu man den Sklaven auf die Erde legt und ihm unter den Fuß einen Stein schiebt, welcher als Amboß dient. Es wird wohl alle mögliche Vorsicht hiebei angewandt, allein bei jedem Schlag empfindet der Unglückliche einen Schmerz. Man findet auch einige, doch höchst selten, welche Schlösser haben. Um die Ringe werden Fetzen herumgewickelt, damit der Fuß durch das Eisen nicht wund gerieben werde. Noch größeren Schmerz aber erleiden die Sklaven beim Abnehmen der Eisen ohne Schlösser. Denn da wird die eine Seite des Ringes an einen Baum angebunden, der Sklave legt sich auf den Rücken, und nun ziehen mittelst eines an der entgegengesetzten Seite angebrachten zweiten Strickes ungefähr acht Personen so lange, bis der Ring eine solche Oeffnung erhält, daß der Fuß heraus kann; es dauert manchmal eine Viertelstunde, bevor diese Ringe abgenommen sind.

Diese Neger sind im Anfang ihrer Sklaverei meist sehr ernst, sprechen, außer wenn sie gefragt werden, sehr wenig, und ihre Gedanken sind fortwährend an die Heimath gefesselt; sie ersinnen alle möglichen Mittel um sich flüchten zu können, und darum legt man ihnen auch die Eisen an. Es sind durchgehends starke Männer, welche zum Ackerbau verwendet werden, und nur wenige von dieser Gattung kommen nach Aegypten. Viele von ihnen wissen, daß der Urin mit der Zeit das Eisen durchfrißt, und so gelingt es auch daß sie nach und nach sich der Fesseln entledigen und sodann die Flucht ergreifen; ein Neger, welcher auf diese Art sich befreite, erzählte mir dieses selbst, doch leider mißlang seine Flucht, denn er wurde wieder ergriffen und zurückgebracht. Er hatte 14 volle Monate gebraucht, bis das Eisen so mürbe war, daß er es mit einem Stein vollends abschlagen konnte. Es gibt auch mehrere welche keine Fesseln tragen, vorzüglich jene, welche schon längere Jahre bei einem Herrn und sohin genau gekannt sind, und doch trifft es sich, daß auch diese nach vielen Jahren ein Heimweh empfinden und die Flucht ergreifen. Während meiner Anwesenheit geschah es selbst, daß ein solcher, der bereits 7 Jahre

lang im Hause ohne Fesseln ging, plötzlich ohne eine Ursache zu haben die Flucht ergriff. Ein anderer Sklave, welcher Fesseln trug, bot sich bei seinem Herrn an, den Entlaufenen zurückzubringen, wenn er dann keine Fesseln mehr tragen dürfe, und betheuerte hiebei, daß er lebenslang sein Sklave bleiben wolle und seine Freiheit nicht verlange. Der Herr war freilich etwas unschlüssig, doch wagte er es, ließ den Sklaven, dem er noch ein Kamel mitgab, ausziehen, und wirklich brachte dieser in kurzer Zeit den Flüchtling zurück. Der Herr hielt sein Wort, nahm ihm die Fesseln ab und kaufte ihm eine Sklavin zum Weibe, wogegen der Entlaufene in Fesseln geschmiedet wurde. Die Mädchen gehen frei herum, weil man nicht so leicht befürchten darf, daß sie entlaufen, indem sie doch in Bälde zurückgebracht würden, da sie zu furchtsam sind und sogleich in den nächsten Orten erkannt würden. Doch geschieht es auch daß sie entkommen, was ich einmal selbst erlebte. Ein Sklavenhändler in Lobeid hatte acht Mädchen in einem Hause beisammen, welche nach Cairo bestimmt waren und welche er in einem Zimmer, das keine Fenster hatte, eingesperrt hielt. Um jedoch noch sicherer zu seyn, stellte er Nachts sein Angareb quer vor die Thüre und schlief darauf; doch wie erschrack er, als in der Frühe alle Mädchen aus dem Zimmer verschwunden waren. Er lief wie unsinnig herum, ging zu allen Nachbarn und bat sie ihm suchen zu helfen; doch alles war vergebens und der Mann glaubte nicht anders, als der Gottseybeiuns habe sie herausgeholt. Allein er wurde eines andern belehrt als er später bei genauer Nachforschung in der Wand des Zimmers ein großes Loch fand, durch welches die Mädchen durchgeschlüpft waren, und vor welches sie eine Strohdecke vorgehängt hatten. Sie hatten einige Tage zuvor Wasser an die Lehmwand geschüttet, und hierauf das Loch mit leichter Mühe gegraben, denn diese Art Häuser schmelzen wie Zucker, auf den man Wasser schüttet. Es kam aber auch keines von diesen Mädchen mehr zum Vorschein. Die Kordofaner behandeln ihre Sklaven sehr menschlich, dagegen aber sind es die Türken und leider auch zwei Europäer, welche sich seit einigen Jahren kein Gewissen machen, an ihnen die größten Grausamkeiten auszuüben, ja sogar ihre Hände mit dem Blut der Unglücklichen zu besudeln. Es war ein italienischer Arzt, welcher seinem Sklaven eigenhändig einen Strick um den Hals band und

ihn erdrosselte; ein anderer, ein Renegat, machte mit dem eigenen Rasiermesser seinen Sklaven zum Verschnittenen, wegen eines kleinen Vergehens das er sich zu Schulden hatte kommen lassen; derselbe starb aber in Folge dieser Operation. Auch Mohammed Bey, Gouverneur von Kordofan, welchen jedoch Mehemed Ali gegen Ende des Jahrs 1838 nicht ohne vielen Grund entsetzte, war äußerst grausam gegen seine Sklaven, wovon folgende Thatsache einen Beweis liefern kann. Eine Sklavin seines Harems hatte sich eines kleinen Vergehens schuldig gemacht, worüber er so erzürnte, daß er sie in einen abgelegenen Brunnen zu werfen befahl, um sie zu ersäufen. Einer der Bedienten, welcher des andern Tags zu diesem Brunnen kam, fand das Mädchen noch am Leben, zeigte es sogleich dem Gouverneur an, ob er das Mädchen, dem das Wasser nur bis an die Arme ging, herausziehen solle, allein dieser fühlte kein Mitleiden mit der Unglücklichen sondern befahl Sand in den Brunnen zu werfen, bis die Arme verschüttet war.

Die Arab, oder freien Leute, zu welchen auch die Bakkara und alle andern nomadisirenden Stämme gehören, sind von den Ureinwohnern gänzlich verschieden, sie züchten Kamele und anderes Vieh, und treiben nur sehr wenig Ackerbau. Die zahlreichsten Bakkarastämme sind el Giomme Hababin, Schech Abdel Machmud, Elhawasma, Schech Musa, el Messeria, Schech Labaied, el Nassarie, Hababin, el Hommer u. s. w. Außer diesen sind noch die Kabobisch, Schech Sale, zu erwähnen. Diese Arab, wie sie sich nennen, sind ebenfalls von schwarzer Farbe, und nur ein Stamm der Bakkara (Hababin) ist kupferroth, obgleich sie unter gleicher Zone leben und gleiche Lebensart führen. Daß alle diese Stämme bei der großen Völkerauswanderung im 7ten Jahrhundert aus Arabien nach Afrika herüber gewandert sind, bezweifle ich sehr. In ganz Arabien ist mir kein Volksstamm bekannt, der von schwarzer Farbe wäre, und während tausend Jahren hat sie auch das afrikanische Klima nicht so schwarz gemacht als sie jetzt sind. Und wäre diese Schwärze durch das Klima hervorgebracht, warum sind die rothen Bakkara, wie man sie hier nennt, nicht schwarz geworden, denn die kupferrothe Farbe geht leichter in das Schwarze über, als weiß in schwarz. Ihre Gesichtszüge haben nichts Aehnliches mit denen der Araber, sie gleichen auch nicht den Negern, sie haben keine hervorstechenden Backenknochen

und keine aufgeworfenen Lippen, ihre Haare sind mehr glatt als gerollt, und viele tragen Zöpfe. Sie sind zum Theil noch aus ungemischtem Blut, und sprechen ein schlechtes Arabisch, wogegen andere arabische Stämme, die noch viel weiter von dem eigentlichen Arabien entfernt sind, wie manche Beduinenstämme, ihre reine Sprache beibehalten haben. Es hat viel mehr Wahrscheinlichkeit, daß sie seit Jahrtausenden ihre Wohnplätze in Afrika, an dem rothen Meer und in angränzenden Wüsten, und die sogenannten rothen Bakkara ihren Wohnsitz unter dem Wendekreis hatten; ihr Profil und die Art wie sie ihre Haare tragen, ist ganz gleich mit jenen Figuren, welche man an den Denkmälern von Ober-Aegypten und Nubien antrifft. Ihre Gemüthsart ist aber ebenfalls von der der Neger sehr verschieden, denn sie sind dumm, stolz, sehr mißtrauisch, verachten alle die nicht ihres Stammes sind, und suchen einen jeden, mit dem sie es zu thun haben, zu übervortheilen. Man kann sich nicht genug vor ihnen in Acht nehmen, und es ist immer nothwendig, wenn man mit ihnen über etwas einen Handel schließt, daß es in Beiseyn anderer, die nicht aus ihrem Stamme sind, geschehe, denn sonst ist man der Betrogene. Die Keuschheit ihrer Weiber und Töchter ist besonders lobenswerth.

Die Dongolawi, ein über einen großen Theil von Afrika, jedoch unter verschiedenen Namen ausgebreiteter Stamm, sind von großer athletischer Statur, an denen man wenig Fleisch, sondern nur Sehnen und Muskeln sieht. Auch sie haben gut geformte Gesichtszüge, jedoch etwas tief liegende, aber wie ein Stern blitzende Augen; ihr Bart ist schwach, sie tragen bloß einen Schnurrbart, seltener auch einen Knebelbart, und man sieht ihnen nicht so leicht das Alter an, außer wenn sie schon sehr bejahrt sind, und ihr Bart weiß geworden ist. Ihre Farbe ist verschieden, und geht von Bronze bis in das tiefste Schwarz, was davon herrührt daß sie sich schon viel mit fremdem Blut vermischten. Ihre Sprache hat mit der Nubasprache in den Wurzelworten viel Aehnlichkeit. Es sind die bemitteltsten Einwohner Kordofans, und fast der ganze Karawanenhandel ist in ihren Händen. Auch der kleine Handel mit den Negerbergen wird von ihnen betrieben, wo sie Sklaven, Elfenbein u. dgl. eintauschen. Sie sind aus Dongola in Kordofan eingewandert und man findet sie auch in

andern Negerstädten, wo sie sich meistentheils des Handels wegen ansässig gemacht haben. Oefters sind es auch Schulden oder andere Vergehen, weßhalb sie flüchtig wurden und sich anderwärts niederlassen mußten. Sie sind sehr froher Laune, aber scheuen jede Arbeit. Man erfährt aus ihrem Munde nie eine Wahrheit, und sie sind das lügenhafteste Volk, das man nur auf Gottes Erdboden treffen kann; sie lassen eher sich todtschlagen, bevor sie die Wahrheit sagen, besonders wenn es ihr eigenes Interesse betrifft. Sie stehlen nicht, aber betrügen wo sie nur können. Wenn man mit ihnen Handel treibt, so darf man es ja nicht wagen, ihnen Geld anzuvertrauen, denn dieß ist verloren, und sie lassen viel lieber Weib und Kind im Stich. Dankbarkeit kennen sie nicht, und wissen bloß zu schmeicheln. Nimmt man von ihnen etwas an, so kann man auch versichert seyn, daß sie den andern Tag wenigstens das Doppelte dafür verlangen. Ihre Weiber sind sehr leichtfertig. Vor den Bedienten aus diesem Stamme muß man sich sehr in Acht nehmen, und ich rathe einem jeden Europäer, der eine Reise nach Kordofan macht, seine Bedienten in Kairo zu nehmen.

Sechstes Capitel.

Die Bakkara (Hirtenvölker).

Von diesen Nomaden, welche keine bestimmten Wohnplätze besitzen, und jährlich einigemal solche wechseln, gibt es verschiedene große und kleine Stämme im Land; sie bewohnen die südlichen, südöstlichen und südwestlichen Gegenden von Lobeid. Jeder Stamm, groß oder klein, hat seinen Schech, welcher fast als ein selbstständiger Herrscher betrachtet werden kann, indem außer einigen Unterschechs, die übrigen aus dem Stamm von diesem ganz abhängig sind, und eher als Leibeigene betrachtet werden können. Sie zahlen an Kordofan Tribut, bestehend in etwa 12,000 Ochsen, auch etwas Gold und Sklaven, doch muß er gewöhnlich mit Gewalt erhoben werden. Sie sind nicht so wie die andern Einwohner in die Kreise eingetheilt, sondern werden nur, wenn die Zeit zur Tributzahlung eintritt, stammweise aufgesucht, und — geplündert. Sie treiben keinen Ackerbau, außer am See Arrat, wo wenig

und sehr schlechter Reis gebaut wird, sonst bloß Rindviehzucht, und besitzen außer Rindviehheerden auch einige Pferde und Kamele. Die Schechs sind durchgehends wohlhabend und treiben starken Handel mit Vieh, Butter und Sklaven, welche letztere sie in den benachbarten Ländern rauben; sie sind sehr kriegerisch und räuberisch, und leben in fortwährendem Kampfe nicht nur mit ihren Nachbarn, sondern selbst unter einander, denn wo zwei Bakkarastämme einander begegnen, oder sonst in der Nähe sich befinden, geht es nie ohne Blutvergießen ab, und der Streit endet nicht eher, als bis der schwächste Theil unterliegt oder zum Weichen gebracht wird. Wenn die trockene Jahrszeit eintritt, so ziehen sie in die entferntesten Gegenden, die von der Regierung Kordofans gar nicht gekannt sind, und in welche man sich auch nicht einzudringen getraut, um die Abgaben einzufordern, indem es für die Truppen nicht ohne Gefahr wäre. Denn eine große Macht abzusenden, ist dem Gouvernement nicht wohl möglich, weil man auf viele Hindernisse stoßen würde, und eine geringe würde dem Zwecke nicht entsprechen und sehr leicht abgeschnitten und aufgerieben werden. Sohin bleibt dieses Volk während der trocknen Jahreszeit von allen Contributionen frei. Doch die Regierung leidet keinen Schaden hiedurch, indem man sicher weiß, daß sie in kurzem diese Gegenden, welche außerhalb Kordofan liegen, zu verlassen gezwungen sind, und sodann von selbst in die Hände ihrer Dränger fallen. Es gibt vielleicht kein Volk, welches so viele und so gefährliche Feinde hätte. Alle Negerstämme insgesammt verfolgen wegen der geraubten Sklaven die Bakkara von einer Gegend zur andern, und suchen sich auf alle mögliche Art an ihnen zu rächen; die Regierung bietet auch allem auf, dieses Volk auf die unbarmherzigste Art zu quälen, und endlich kommen noch die Zwistigkeiten unter den Stämmen selbst; alles dieß zusammen genommen wäre schon hinreichend, sie zu einem fortwährenden Wechsel ihrer Wohnungen zu zwingen.

Doch ihre größte Plage ist ein kleines Thier, eine Fliege, Johara genannt, welche in der nassen Jahrszeit in sehr vielen Gegenden Inner-Afrika's zahlreich erscheint und höchst verheerend ist. Ihr Biß ist für den Menschen gar nicht schädlich, für das Vieh aber sehr gefährlich, und man hat Beispiele daß in manchen Gegenden ganze Heerden von diesem Geziefer in kurzer Zeit getödtet

wurden. Am meisten aber leiden die Kamele, welche mit ihrem kurzen Schweif sich dieser Plage nicht erwehren können und zu Grunde gehen müssen. Bei den Scheluk, Schabun, Runga, Kulla u. dgl. findet man keine Kamele, und man kann diese Länder bloß in der trocknen Jahrszeit besuchen. Umstände haben öfters die Djelabi verhindert, ihre Rückreise mit Kamelen bei Zeiten aus den besagten Ländern anzutreten, und sie verloren alle ihre Kamele durch den Biß dieser Fliege, welche auch hauptsächlich Schuld ist, daß die Bakkaras die für sie sonst sichern und für ihre Viehzucht äußerst vortheilhaften Gegenden verlassen, und sich in die Hände der Türken liefern müssen. Ihre Lebensweise ist sehr einfach und besteht bloß in der Pflege ihres Viehes und zuweilen in kriegerischen Uebungen.

Ich brachte einige Zeit am See Arrat bei einem Bakkarastamme zu, und hatte sonach hinlänglich Zeit, mir von allem Kenntniß zu verschaffen, indem sie vor mir kein Geheimniß hatten, da sie für gewiß wußten daß ich kein Türke sey, und mich außerordentlich gastfreundschaftlich aufnahmen. Ich würde aber keinem Europäer rathen, sich ihrer Treue anzuvertrauen oder in ihre Nähe sich zu wagen, ohne vorher mit einem ihrer Schechs Bekanntschaft gemacht zu haben; sein Leben wäre allen möglichen Gefahren ausgesetzt, denn sie kennen den Namen Europäer oder Franken, wie man sie sonst nennt, gar nicht, und betrachten einen jeden, der von weißer Farbe ist, als einen Türken und somit als ihren Feind. Doch ist man mit ihnen bekannt, so kann man auch aller Gastfreundschaft und des vollkommensten Vertrauens sicher seyn. Ihre Nahrung besteht bloß in Fleisch und Milch, und an letzterer ist solcher Ueberfluß, daß man die Pferde damit tränkt, was diesen besonders gut bekommt; ich sah auch fast durchgehends sehr schöne Pferde bei ihnen. Brod essen sie sehr wenig, auch wird es als ein Luxusartikel angesehen, und bloß bei den Schechs gefunden. Ihre Wohnungen bestehen aus Zelten mit Ochsenhäuten gedeckt, welche sie in einzelnen Abtheilungen aufschlagen, und so dann das ganze Lager, wie auch die Plätze, in welche sie das Vieh zusammen treiben, mit Dornsträuchern einzäunen. In der Mitte des Lagers gewöhnlich auf einer kleinen Anhöhe befindet sich die Hauptwache, welche von einer gewissen Anzahl waffenfähiger Männer bezogen und täglich gewechselt wird; die Mann=

schaft ist mit leichten Wurflanzen 3—6 Stück an der Zahl und mit Schilden bewaffnet, und hat ihre Tarabuka (Trommel) bei sich, um bei dem geringsten Vorfall sogleich das ganze Lager allarmiren zu können. Auch wird bei dieser Wache die ganze Nacht das Feuer unterhalten. Gewöhnlich tanzen sie die halbe Nacht hindurch, um munter zu bleiben, sind aber stets auf jeden Angriff vorbereitet, und können nicht so leicht überrumpelt werden. Die Weiber und Mädchen bringen die Zeit der Wache mit ihren Männern oder Brüdern auf der Hauptwache zu, und nehmen an den Tänzen Antheil. Der Tanz ist von dem der übrigen Kordofaner ganz verschieden, und hat etwas Phantastisches, wirklich Imposantes an sich. An vier Ecken werden öfters große Feuer angezündet, und an jedes derselben die Trommler, Sänger und Händeklatscher gestellt. Die Tänzer selbst befinden sich in der Mitte und in zwei Reihen, in einer die Weiber, in der gegenüberstehenden die Männer mit ihren Lanzen, welche sie öfters nach dem Tact zu ihrem Tanze auf den Boden stoßen. Anfangs ist derselbe gemäßigt, doch gerathen sie sehr bald in Ekstase, und die Männer schwingen unter einem furchtbaren Geschrei die Lanzen, als ob sie solche gegen die Weiber, welche den Feind vorstellen sollen, wirklich schleudern wollten; letztere nehmen dann immer eine demüthige Stellung an und zeigen ihre Ergebenheit gegen die Angreifer. Man muß wirklich diesen Tanz mit eigenen Augen gesehen haben, um sich einen deutlichen Begriff davon machen zu können, und ich kann versichern, daß man nichts Malerischeres sehen kann, als diese tanzende Gruppe, bei dunkler Nacht, zwischen vier großen Feuern, und bei der außerhalb herrschenden Todtenstille, welche nur theilweise durch den einfachen Ruf des Nachtvogels, das Gebrüll eines Löwen oder das Geheul der Hyänen unterbrochen wird; dabei bilden die ausdrucksvollen Gesichter der Tanzenden das herrlichste Gemälde. Die Weiber und Mädchen sind gegen diejenigen, welche sie kennen, sehr freundlich und gesprächig. Sie reichten mir alle die Hand, und fragten wohl zehnmal hintereinander, wie es mir gehe, und was ich essen oder trinken wolle. Auch sind sie nichts weniger als scheu, und ich hatte sogar Gelegenheit, der Toilette der Frau eines Schechs beizuwohnen. Diese Dame saß auf einem Angareb (Bettstelle) von einer Menge junger und schöner Negermädchen umgeben, von

welchen eine jede einzelne ein besonderes Geschäft hatte. Die eine wedelte ihr mit einer Handvoll der schönsten weißen Straußfedern die Fliegen ab, die andere brachte die Haare in Ordnung, was wohl einige Stunden Zeit erfordert, um die ganz zusammen geklebten Locken mit einem spitzigen Holzstifte aufzumachen; eine dritte wusch ihr die Füße, und eine vierte rieb zwischen zwei Steinen Schwefel zum feinsten Mehle. Wieder eine andere hielt eine Kürbisschale mit Merissa in der Hand, um der Gebieterin, sobald sie es verlange, eine Kühlung zu reichen; ein Mädchen kam und hielt zerlassene Butter, mehr als ein Pfund in der Schale, welche der Dame, sobald alle Haare aufgelöst waren, über den Kopf gegossen wurde; was auf den Rücken herabtröpfelte, ward wieder von einem Mädchen über den ganzen Körper eingerieben; endlich wurde der Kopf eingepudert. Händevollweis streute man das feine Schwefelpulver auf die Haare, wo auch ein jedes Körnchen hängen blieb. In die Nasenlöcher wurde sodann ein massiver goldener, an die Arme zwei, beinahe zwei Zoll breite elfenbeinerne Ringe gesteckt. An die Stirne hing man ihr drei Stück Bernstein in der Größe eines Goldstücks, und um den Hals einige Schnüre böhmischer Glasperlen. Um die Lenden wurde ein Stück Baumwollenzeug gewickelt, ein Zipfel über die rechte Schulter geworfen, und somit die Toilette dieser schwarzen Fürstin geendet; hierauf besah sie sich nochmals im Spiegel, welchen eine halbe Kürbisschale mit reinem Wasser gefüllt vorstellt. Man glaube jedoch nicht, daß diese Frauen hierbei auch nur das Geringste außer Acht lassen, was den Anstand nur irgend verletzen könnte, denn wenn sie gleich, so wie alle übrigen Bewohner dieser heißen Gegenden, außer einem Baumwollenzeug oder ledernen Schurz (Rahat) um die Lenden beinahe ganz nackend gehen, so findet man nirgends eine Verletzung des sittlichen Anstandes. Die Weiber sind durchgehends schön zu nennen, und werden auch von ihren Männern nicht schlecht behandelt; ihre Arbeit besteht in Kochen und der Besorgung der übrigen häuslichen Bedürfnisse; doch geht es in den Kampf, so bleiben auch sie nicht müßig, ermuthigen die Männer durch ihr Geschrei, und tragen alles bei, um einen hartnäckigen Widerstand zu veranlassen.

Die Männer besorgen das Vieh und gehen auf den Sklavenraub, wozu ihnen die wenigen, aber ausgezeichnet schönen und

dauerhaften Pferde besonders dienlich sind. Wenn ein Bakkarastamm in der Nähe der Negerberge sich befindet, so wird die berittene Mannschaft ausgesandt, um Knaben und Mädchen einzufangen; dieses Geschäft ins Große zu treiben, wie Mehemed Ali, haben sie noch nicht den Muth gehabt. Sie begeben sich an Orte, wo sich diese Kinder befinden, z. B. bei einzelnen Viehheerden oder Brunnen, lagern sich daselbst im Hinterhalt und nehmen sobald sich eines dieser Kinder denselben nähert, solches zu sich aufs Pferd, und jagen im Galopp davon. Geschieht dieß auch in der Nähe einer Ortschaft oder einer Negerschaar und entsteht Lärm darüber, so sind sie doch immer ihres Raubes sicher, weil die Schnelligkeit der Pferde sie bald aus dem Bereich ihrer Verfolger bringt, die ohnedieß keine Pferde haben. Sie leben sehr zufrieden und finden sich sehr glücklich, was mich auch einer ihrer Schechs versicherte, indem er noch beifügte: wir haben schöne Pferde, schöne Weiber, gute Kost, leiden sonst keinen Mangel und können uns auch reich nennen; doch unsere Feinde, die uns rings umgeben, und vorzüglich die Fliege, welche unserm Vieh so gefährlich wird, verbittert uns das Leben, denn um der letztgenannten Plage zu entgehen, sind wir gezwungen die sichern Gegenden zu verlassen. In der Nähe der Neger dürfen wir auch nicht bleiben, weil sie sonst wegen der ihnen geraubten Kinder gegen uns in Masse aufstehen und uns alle vertilgen würden, und so sind wir nun gezwungen, aus allen diesen Uebeln noch das kleinste zu wählen und uns in die Hände der Türken zu liefern, welche uns mit aller Härte und Grausamkeit behandeln, und was wir ihnen nicht gutwillig abgeben, mit Gewalt rauben, doch Allah kerim (wie Gott will). Die Regierung in Kordofan verfährt in der That mit aller erdenklichen Grausamkeit gegen dieses Volk, denn sobald sie aus den entfernteren Gegenden zu fliehen genöthigt sind und in der Nähe Kordofans erscheinen, werden sogleich Truppen abgesandt, um den Tribut von ihnen einzufordern. Ich war selbst Augenzeuge, wie dieses geschah, und sah nichts als ein ganz unbarmherziges und grausames Verfahren, welches leider der dortigen Regierung ganz gewöhnlich ist. Ein Major mit drei Subalternofficieren und 200 Mann Infanterie, nebst einigen Beduinen zu Pferd und etwa 50 Mann Landvolk, wurde von Lobeid aus beordert, von den nächsten Bakkara den jährlichen Tribut,

bestehend in 1000 Stück Ochsen, einzuholen. Die Bakkara, von der Ankunft ihrer Feinde bereits in Kenntniß gesetzt, boten allem auf, sie bei ihrer Ankunft auf das beste zu bewirthen. Es wurden täglich mehrere Rinder und Schafe geschlachtet, Merissa in Ueberfluß verabfolgt, alle Arten Lustbarkeiten veranstaltet, kurz alles angewandt, ihren Peinigern den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Officiere sowohl als Soldaten befanden sich bei diesem Leben vier Tage hindurch recht wohl, machten ihren Kef, und es ging alles friedlich und vergnügt vorüber, doch am fünften Tage änderte sich plötzlich die Scene. Der Major ließ einen Schech zu sich rufen. Mit allen üblichen Schimpfworten ihn begrüßend, sagte er zu ihm mit einem barschen Ton: weißt du noch, daß du mir voriges Jahr das allerschlechteste und magerste Vieh gegeben hast, von welchem mir ein großer Theil unterwegs crepirte, welchen Schaden ich Mehemed Ali aus meinem Eigenen ersetzen mußte! Um mich nun für dieses Jahr vor einem ähnlichen Schaden zu bewahren, mache ich dich hierauf aufmerksam, und damit es dir in besserem Gedächtniß bleibe, werde ich sogleich Sorge tragen. Hierauf befahl er dem Schech sich auf die Erde zu legen. Alles Bitten, alles Flehen und alles Versprechen half nichts. Zwei Corporale ergriffen den Verurtheilten, warfen ihn mit Gewalt zu Boden, und machten sich bereit, mit den in Händen habenden Nilpferdpeitschen an dem Schech die vom Major dictirte Strafe zu exequiren. Der Delinquent bot nochmals alles auf, den Major mit Bitten zu erweichen, und Nachsicht von demselben zu erflehen, versicherte zugleich, gegenwärtig nicht nur ein sehr gutes Vieh verabfolgen, sondern überdieß dem Major für den im vorigen Jahr gehabten Schaden ein Geschenk geben zu wollen. Das war es, was der Major verlangte, doch um den Schech noch mehr zu ängstigen und freigebiger zu machen, stellte er sich noch etwas unerbittlich, bis er endlich dem Flehenden erlaubte aufzustehen und nach Haus zu gehen, um die versprochenen Geschenke zu holen. Dieser eilte auch sogleich, sein Versprechen zu erfüllen, und gab dem Major vier große, massive goldene Nasenringe und jedem Officier zwei Sklaven. Dadurch wurde die frühere Harmonie wieder hergestellt, die verlangte Zahl Ochsen und zwar von den besten ausgesucht, und sodann der Rückmarsch nach Lobeid angetreten. Es geschieht bei allen Tributerhebungen, daß die Commandanten,

wenn sie für die Regierung das Erforderliche eingeholt haben, sich aller möglichen grausamen Hülfsmittel bedienen, um noch für sich und die Ihrigen ein Geschenk zu erpressen. Ein Schech der Bakkara erzählte mir, was auch später die Soldaten bestätigten, daß vor zwei Jahren, als der Tribut durch einen Major bei einer kleinen Bakkarahorde bereits erhoben war, und außerdem der Commandant sowohl als die Officiere bedeutende Geschenke erhalten hatten, diese damit noch nicht zufrieden, sich eines besondern grausamen Mittels bedienten, um noch mehr herauszupressen. Ein Feldwebel, in das Geheimniß eingeweiht, stellte sich betrunken, und ging in das Zelt des Schechs, in welchem die Weiber sich befanden. Er benahm sich daselbst so unanständig, daß die Weiber ihn fortgehen hießen. Er that es nicht und bemächtigte sich einer Frau, welche, als sie sich des Zudringlichen auf keine andere Weise erwehren konnte, zu schreien anfing. Auf dieses Geschrei kamen sogleich einige Bakkara, welche in der Nähe sich befanden, in das Zelt, und einer derselben versetzte dem Feldwebel, als er dessen unanständiges Betragen sah, einen Stoß. Dieß wollte der Soldat; er fing sogleich einen Lärm an, begab sich zu dem Commandanten und beklagte sich, daß ein Bakkara es gewagt habe, einen Soldaten Mehemed Ali's zu schlagen; für diese Beleidigung verlangte nun der Commandant eine eclatante Genugthuung, und ließ sich sogleich durch seine Soldaten aller Weiber und Mädchen des Schechs bemächtigen, und behielt diese als Geisel. Hierauf wurde der Schech geholt, und ihm angedeutet, zur Genugthuung für die einem Soldaten der Regierung angethane Beleidigung sogleich andere 200 Ochsen zu stellen, und um diesem Befehle mehr Nachdruck zu geben, und dem Schech größere Furcht einzujagen, ließ der Unmensch ein Weib und zwei Sklavinnen vor den Augen des Schechs durch Unterofficiere in Stücken hauen, und demselben bekannt machen, daß alle seine Weiber und Sklavinnen ein gleiches Loos zu erwarten hätten, wenn die geforderte Lieferung von 200 Ochsen nicht sogleich geschehe. Der Schech hiedurch in die größte Angst versetzt, versprach dieses zu erfüllen, und in einigen Stunden war die anbefohlene Zahl Ochsen gestellt, welche nun auch unter die in dieß Geheimniß Eingeweihten ausgetheilt wurden. Da nun gegenwärtig auf Befehl des Vicekönigs die Ochsenlieferungen nach Aegypten einstweilen eingestellt sind, so

haben auch die Bakkara keine solchen Plackereien mehr zu erdulden, man wird sie aber auf andere Art peinigen. Denn seit mehreren Jahren mußten diese südlichen Provinzen, als Dongola, Sennaar und Kordofan, jährlich gegen 12,000 Ochsen liefern, nur allein für Aegypten, wovon auf Kordofan allein 8—9000 Stück kamen, wovon durch die schlechte Aufsicht, die man bei diesem Transport anwandte, beinahe mehr als die Hälfte unterwegs umfiel, und sohin die Regierung mehr Schaden als Nutzen hatte. Man hatte wohl von Deppa bis Kairo in der Entfernung von einer Tagreise Schuppen errichtet, und daselbst für diesen Transport Gras oder gehacktes Stroh aufbewahrt, allein da diese Schunen, wie man sie hier nennt, stets unter schlechter Aufsicht standen, und die Aufseher den größten Theil der Fourage verkauften, so traf es sich auch, daß den Ochsen immer eine spärliche Nahrung verabreicht wurde, und die ohnedieß erschöpften Thiere keine Erholung fanden; auch wurde der Fehler begangen, daß man das am Wege ermattete oder sonst erkrankte Vieh nicht ausruhen ließ, sondern solches stets mit dem gesunden forttrieb, bis es umfiel. So ging durch schlechte Verwaltung alljährlich die Hälfte Vieh zu Grunde, welche bei einer besseren Pflege hätte erhalten, und so der ohnedieß bedeutenden Consumtion im nördlichen Aegypten ein großer Vorschub geleistet werden können.

Siebentes Capitel.

Kabobisch.

Oestlich von Bacher Abiad (weißer Nil) wohnt dieses Nomadenvölkchen, dessen Stammverwandte auch in der Provinz Dongola sich finden. Sie sind in ihrer Lebensweise etwas von den Bakkara verschieden, verbleiben das ganze Jahr in Kordofan, nur wechseln sie öfters ihre Weideplätze. Sie treiben fast keinen Ackerbau, auch sehr wenig Viehzucht. Ihre Beschäftigung besteht bloß darin, die Transporte, welche die Regierung nach Dongola und Sennaar sendet, auszuführen, und die Karawanen der Djelabi, welche nach allen Richtungen von Afrika abgehen, mit den nöthigen Kamelen zu versorgen. Sie selbst ziehen die wenigsten

dieser Thiere auf, sondern kaufen solche im Land. Man kann sich keine Vorstellung machen, welche genaue Kenntniß der Wege nach allen Richtungen der Wüste sie haben. Bei Tag oder Nacht orientiren sie sich so leicht, daß sie auf das genaueste die Entfernung von dem Punkte, wo sie sich befinden, zu jedem andern Ort angeben können. Ihre Seh- und Hörkraft ist so scharf und fein, daß sie auf die größten Entfernungen Gegenstände, die ein Europäer nur mit bewaffnetem Auge erkennen kann, bestimmt unterscheiden, und des Nachts auf eine große Strecke Wegs den Gang der Kamele wahrnehmen können, ja oft auch in der Angabe der Zahl derselben sich nicht um vieles irren. Sie sind deßhalb der Regierung zur Versendung der verschiedenen Producte und den übrigen Karawanen des Landes beinahe unentbehrlich; ihre Schechs, welche die eigentlichen Herren sind, betrachten ihre Untergebenen als Leibeigene und behandeln sie auch darnach; durch Negermädchen ist dieser Stamm schon sehr vermischt. Die Schechs erwerben durch die Stellung der erforderlichen Kamele einen bedeutenden Gewinn, um so mehr als alle Auslagen, die sie sonst unterwegs haben, fast für nichts gerechnet werden können; denn das Futter für die Kamele finden sie auf dem Wege, und die Knechte erhalten bloß etwas Mehl zum Brodbacken, was indeß nicht alle Tage geschieht, oder Dochen, welchen sie in Wasser kochen und Belille nennen; mit einem Säckchen dieser harten Pillen machen sie die größten Reisen und sie können Hunger und Durst zum Erstaunen lang ertragen. Heuschrecken sind für sie ein Leckerbissen, der Kopf, die Flügel und die ersten Glieder der Hinterbeine werden abgerissen, der Körper an einen hölzernen Spieß gesteckt und über Kohlen gebraten; ich konnte mich anfangs nie entschließen selbe zu kosten, allein zwei verhängnißvolle Tage, deren man in Afrika viele erlebt, nöthigten mich auch von diesen zu essen; die harten Pillen oder Belille waren mir zu trocken, und wollten nicht durch den Schlund gehen, daher nahm ich die Zuflucht zu den Heuschrecken; es wollte anfangs doch nicht recht von statten gehen, allein ich tröstete mich mit Johann dem Täufer. Kranken Kamelen, welche die Karawanen öfters zurücklassen müssen, wird, wenn sie von den Kabobisch angetroffen werden, sogleich der Hals abgeschnitten, und ein tüchtiges Mahl bereitet, das übrige Fleisch laden sie auf die Kamele und verzehren es noch, wenn auch die Maden schon dar-

an herumlaufen. Zum Brodbacken bedienen sie sich keiner Doga, sondern sie backen es auf eine ähnliche Art, wie es mehrere Negerstämme thun, d. h. sie legen in einem Kreise mehrere Steine dicht an einander, suchen aber gewöhnlich kleine Steine, wenn solche vorhanden sind, weil sie sich schneller erhitzen, zünden sodann darauf ein großes Feuer an, und sobald das Holz zu Kohlen verbrannt ist, nehmen sie diese von den Steinen weg, legen auf letztere den aus Dochenmehl gemachten Teig ungefähr drei Finger hoch, und auf diesen wieder die Kohlen; in kurzer Zeit ist das Brod gebacken, oder besser gesagt die obere und untere Rinde verbrannt und inwendig der Teig noch ganz roh. Lohn erhalten sie keinen, im Beiram gibt man ihnen ein Stück Baumwollenzeug und einen Thaler als Geschenk. Auf den Reisen muß man diese Kinder der Wüste gut behandeln, denn wenn man auch sonst am Leben keine Gefahr zu befürchten hat, so schaden sie doch denen die mit ihnen hart verfahren, auf eine sehr empfindliche Art, indem sie sich gewöhnlich dadurch rächen, daß sie in die Girbe oder Wasserschläuche mit ihren Lanzen einen fast unbemerkbaren Stich geben, wodurch das Wasser vor der Zeit ausgeht. Sie nennen sich Sultane der Wüste und man ist ganz in ihren Händen. Sie können wohl leicht einen Tag, auch mehr ohne zu trinken aushalten, allein die Reisenden werden hiedurch furchtbar gemartert, und so ist es besser, diesen armen Leuten, welche sonst auf keine Weise sich aufdringen und um ein Geringes alle erforderlichen Dienste leisten, kein Leid zuzufügen. Alle ihnen übergebenen Waaren und Güter werden gut besorgt, indem ihr Schech, mit welchem der Accord über alle Ladungen abgeschlossen wird, für die richtige Besorgung verantwortlich ist, und alles was von seinen Leuten etwa geraubt wird, oder sonst durch deren Nachlässigkeit zu Grunde gehen sollte, ersetzen muß; daher bezahlt man nur die Hälfte im voraus. Auf meiner Reise nach Kordofan fand ich bei der Felsenschlucht Semmeria 17 Kamelladungen Gummi und Ochsenhäute am Wege liegen, welches die Kabobisch aus einer mir unbekannten Ursache zurückließen und mit den Kamelen fortritten. Gummi und Häute hatten sonst keinen Schaden gelitten, und wurden auch später richtig nach Dongola gebracht. Doch machte der Divan von Lobeid an den Schech eine Forderung von 30,000 Piastern als Schadenersatz der angeblich zu Grunde gegangenen Gegenstände, und er

mußte diese auch bei Heller und Pfennig bezahlen. Diese Gegenstände hatten der Regierung circa 1000 Piaster gekostet, eine Ochsenhaut bezahlt die Regierung mit drei Piastern, das Gummi mit 15 Piaster den Cantar; selbst von dem ausgelegten Capitale hatte die Regierung nichts verloren, denn die Sache fiel in der trockenen Jahreszeit vor. Und so findet diese grausame Regierung fast jedesmal Mittel, auch bei diesem sonst mit wenigen Abgaben belegten Volke Erpressungen zu machen, und ihnen den wirklich blutig verdienten Lohn wieder zu entreißen, denn es wird jedesmal die Zahlung so genau bemessen, und so viel von dem bedungenen Accord abgezogen, daß ihnen nur so viel übrig bleibt, um nicht zu verhungern.

Man hat genau berechnet, daß die Kabobisch bei den vielen tausend Kamelladungen, welche die Regierung und die vielen Djelabi nöthig haben, bedeutend gewinnen müssen, indem sie sonst keine weiteren außerordentlichen Auslagen haben. Um nun diesen Gewinn zum eigenen Vortheil zu schmälern, wird alles aufgeboten, und alle erdenklichen Mittel ersonnen, die Schechs zu einem Schadenersatz anhalten zu können. Das Gummi, gewöhnlich 4 Cantar auf eine Kamelladung gerechnet, wird vom Baum frisch gesammelt verschickt. Von Kordofan nach Dongola sind zwanzig Tagreisen; durch Wind und Wärme trocknet das Gummi ein, und verliert an Gewicht. Bei der schlechten Verpackung wird am Wege auch vieles verstreut, in Dongola selbst bleibt solches auch wieder mehrere Tage an der Sonne liegen, bevor es gewogen wird, und so ist es freilich eine ganz natürliche Folge, daß bei jeder Ladung ein Abgang stattfindet, und nun wird dem Schech der Schaden und zwar zu dem Preise angerechnet, um welchen die Regierung das Gummi in Alexandria an die Europäer verkauft. Es trifft sich daher sehr oft, daß dieser von der ganzen ausgemachten Fracht nur den vierten Theil und auch solchen nicht immer in baarem Gelde erhält; denn man zwingt ihn, Baumwollenstoffe, welche in Dongola fabricirt werden, an Zahlungsstatt anzunehmen, und rechnet ihm das Stück, das an Ort und Stelle von der Regierung um 12 Piaster verkauft wird, zu 20 Piaster an. Durch solche Bedrückungen aller Art auf das äußerste gebracht, entschlossen sich die Untergebenen eines kleinen Schechs mit ihm im Jahr 1838 Kordofan zu verlassen, und sich einen andern Wohnplatz in Darfur

zu suchen. Doch auch dabei gewann das arme Volk nichts, und gerieth wie man zu sagen pflegt aus dem Regen in die Traufe. Denn als sie nach Darfur kamen und sich in den Schutz des Sultan Mohammed Fadel begeben wollten, ließ ihnen dieser alle Kamele bis auf einige wenige, welche Brod und Wasser trugen, wegnehmen, und sie wieder über die Gränze weisen, und so wurden sie genöthigt in Kordofan ihren alten Peinigern wieder in die Hände zu fallen. Als Mehemed Ali auf seiner letzten Reise in Kartum ankam, und dieß alles erfahren hatte, ließ er Sale, den großen Schech der Kabobisch, zu sich rufen, schmeichelte ihm, um ihn zu gewinnen, auf alle mögliche Weise, indem er ihm sogar die große Ehre erwies, sich an seine Seite niedersetzen zu dürfen, und versprach, als er sich von allem diesem Volke zugefügten Unrecht überzeugt hatte, die nöthige Abhülfe zu treffen. Der Vicekönig ließ auch sogleich die Kamelfracht von 45 auf 80 Piaster erhöhen, und so wurde der Schech Sale wieder zufrieden gestellt. Mehemed Ali fragte ihn auch bei dieser Gelegenheit, wie es komme, daß er, ein noch so junger Mann, schon einen grauen Bart hätte? worauf ihm dieser zur Antwort gab: daran sind deine Türken Schuld, daß ich vor der Zeit ergraut bin, denn sie drücken und quälen mich auf alle nur erdenkliche Art, und machen mich so altern. Mehemed Ali tröstete ihn, und verließ ihn sodann mit allen den süßen Worten, welche ihm bei jeder Gelegenheit eigen sind. Die Regierung sieht auch zu gut ein, wie nothwendig es sey, mit diesem Völkchen in gutem Einvernehmen zu bleiben, weil die Dienste, welche sie leisten, fast unersetzbar sind, und auch sonst mit Gewalt gegen diesen Stamm nichts auszurichten ist, denn sobald sie nur im geringsten merken sollten, daß man Zwangsmittel gegen sie anwenden wollte, würden sie in kurzer Zeit aus Kordofan verschwinden. Allein nach Darfur ist es eine zu gewagte Sache für sie, südöstlich und südlich ist die mörderische Fliege, welche vorzugsweise den Kamelen so verderblich wird und sie auch zum Theil zwingt zu bleiben. Doch wissen sie sich, wenn man Gewalt gegen sie anwenden will, zu sichern, wie mir ein Officier, der zugegen war, erzählte. Als die Regierung mehrere hundert Kamelladungen Güter absenden wollte, und an die Kabobisch Couriere mit dem Befehl absandte, die nöthige Zahl Kamele nach Lobeid zu stellen, weigerten sich diese zu gehorchen;

man sandte demnach ein bedeutendes Militärcommando ab, um sie zu zwingen; allein man täuschte sich sehr, denn die Kabobisch, hievon unterrichtet, nahmen alle ihre Kamele zusammen, flohen in die Wüste, und alles war vergeblich sie einzuholen. Immer waren sie eine halbe Tagreise voraus, ja man konnte sie öfters in der Ferne erblicken aber nicht einholen, denn mit allen Wegen und allen Orten genau bekannt, war es ihnen sehr leicht, ihre Verfolger zu täuschen, und ihnen zu entkommen; ja als sie am dritten Tage in der Gegend eines Brunnens ankamen, ließen sie ihre Kamele saufen, versahen sich mit dem nöthigen Wasser, verschütteten sodann den Brunnen und zogen weiter. Als nun die nachsetzenden Soldaten ebenfalls mit Kamelen an dem Brunnen anlangten, und diesen zerstört fanden, sahen sie sich gezwungen, da es ihnen an Wasser fehlte, wieder umzukehren und die Verfolgung der Kabobisch gänzlich aufzugeben; so mußte sich die Regierung gedulden, bis jene gutwillig sich stellten.

Ihre Kleidung besteht in einem Stück Baumwollenzeug, welches sie um den Körper wickeln, und nur sehr wenige von ihnen tragen Hemden; Kopfbedeckung haben sie keine, außerdem tragen sie auf Reisen ein Schaf- oder Ziegenfell, so wie die Bergleute das Schurzfell umgebunden, um sich niedersetzen zu können, welches sonst auf dem brennend heißen Sande unmöglich wäre; einige Wurflanzen und ihren Schild führen sie stets bei sich. Die Reisenden, welche jene Gegenden besuchen, können auf keine billigere Art reisen, als wenn sie sich der Kabobisch bedienen. In Dongola halten auch die Dongolawi Kamele, ich rathe aber jedem die Kabobisch vorzuziehen, denn obgleich die Regierung von Lobeid nach Debba oder Dolip am Nil, in der Provinz Dongola, jetzt 80 Piaster zahlt, so geben die Djelabi für denselben Weg 60 Piaster, auch zuweilen 45, und von Lobeid nach Kartum 30 Piaster, und die Kabobisch besorgen auch lieber die Ladung der letztern, weil ihnen der, wenn auch geringere Preis doch immer ganz und in baarem ausbezahlt wird, wogegen die Regierung ihnen große Abzüge macht, und sie noch Waaren an Zahlungsstatt anzunehmen zwingt.

Achtes Capitel.

Dar-Hammer.

Dieses Volk ist vor mehreren Jahren aus Darfur in Kordofan eingewandert; doch befindet sich noch ein starker Zweig desselben in Darfur. Ihre Beschäftigung ist Kamelzucht und Ackerbau; sie besitzen die schönsten Kamele in ganz Kordofan, doch machen sie keine Transporte so wie die Kabobisch, sondern treiben bloß Handel mit den Kamelen, welche sie an die Djelabi, Kabobisch und andere benachbarte Stämme verkaufen. Für die Regierung müssen sie jedoch zu den Sklavenjagden und sonstigen großen Expeditionen nach Kairo die erforderliche Anzahl dieser Thiere stellen. Sie bilden die Gränzwache gegen Darfur, indem immer einige tausend kampffähige Männer, mit Schild und Lanzen, und ein Theil mit großen zweischneidigen Schwertern bewaffnet, bereit sind, um einen allenfallsigen Angriff von Darfur aus zu hindern. Doch geschah dieß bis jetzt noch nie, wohl aber so mancher Raubzug, den die Dar-Hammer in die nächsten Orte Darfurs unternahmen, und der von der ägyptischen Regierung nicht nur tolerirt, sondern wozu auch aller mögliche Vorschub geleistet wird, indem man mehrere Beduinen zu Pferde solchen Einfällen beigibt. Dieses geschieht für die Regierung, weil fast immer die Zahl der Kamele, welche diese verlangt, dem Schech der Dar-Hammer zu stellen unmöglich wird, und diese in Darfur sodann geraubt werden. Als vor einigen Jahren der Schech sich im Divan zu Lobeid äußerte, daß er außer Stand sey die verlangten Kamele zu geben, und er, um der an ihn gemachten Forderung entsprechen zu können, nach Darfur gehen und solche dort stehlen müsse, wurde dieser Vorschlag nicht nur sogleich genehmigt, sondern auch dem Schech zur Ausführung dieses so nützlichen Projects eine Anzahl Beduinen zu Pferde mitgegeben; so geschieht es nun immer ohne eine weitere Anfrage, daß wenn Mangel an Kamelen ist, man in den nächsten Orten Darfurs einen Einfall macht und diese raubt. Zu verwundern ist es bloß, daß Darfur sich dieses alles gefallen läßt, und keine Repressalien ausübt.

Zwölf Stunden von Lobeid entfernt ist der Wohnort des Schechs der Dar-Hammer. Ich hatte ihn in Lobeid kennen ge-

lernt, und machte ihm einen Besuch. Er nahm mich auf das beste auf, und ich fand Gelegenheit einem Divan, den er in seinen geräumigen Tukkolis hielt, beizuwohnen. Gegenüber der Thüre auf einem Angareb saß der Schech und ihm zur Seite eine seiner vier Weiber, welche er täglich wechselt, und welche sodann bei dem Divan gegenwärtig seyn müssen; an seiner Seite lehnte sein Ritterschwert mit einem massiven silbernen Griff und Knopf, letzterer in der Größe eines Hühnereies. Kläger und Angeklagte saßen im Halbkreis auf dem Boden. Zu den Füßen der Frau stand ein großer irdener Topf mit Merissa, wovon diese auch während der Verhandlung fleißig beiden Theilen aus einer Schale darreichte. Doch geschah dieß alles mit einer gewissen Ceremonie, welche beweisen sollte, daß der Schech als Schiedsrichter keine Parteilichkeiten kenne, und ihm beide Theile gleich seyen. Der Ausspruch des Richters ist immer kurz und bestimmt, und wird auch jedesmal unbedingt angenommen und befolgt, indem diese guten Leute stets von dem Grundsatze ausgehen, daß ihr Oberhaupt sich nie trügen kann. In ihrem häuslichen Leben sind die Dar-Hammer von den übrigen Stämmen Kordofans wenig oder gar nicht verschieden, und im Ganzen eine der gutmüthigeren Einwohnerclassen dieser Provinz. Sie schnalzen auch mit der Zunge wenn sie Ja und Nein sagen wollen, wie die meisten Bewohner Kordofans; und man muß dieß Schnalzen öfters gehört haben, um den Unterschied zwischen Ja und Nein zu unterscheiden. Ich habe während meines Aufenthalts in Kordofan nie etwas gehört, daß sie einen Fremden schlecht behandelt, beraubt oder gar getödtet hätten, abgerechnet die Einfälle in Darfur, die sie jedoch als nichts so Schlimmes betrachten, weil es unter dem Schutz und so zu sagen auf Befehl der Regierung geschieht. Ihr großer Schech, ein schöner Mann, in der Tracht von den übrigen nur durch sein großes, mit einem silbernen Griff versehenes Schwert unterschieden, wird von seinen Untergebenen allgemein geliebt, und alle seine Befehle mit einer solchen Genauigkeit befolgt, daß nicht so bald eine Regierung sich dessen rühmen kann. Er war stets beritten, wenn er außerhalb des Hauses sich befand, und sein Pferd könnte an jedem europäischen Hofe die Zierde des Marstalls seyn, denn ich sah auf meiner ganzen Reise nicht ein so schön gebautes Thier, und von einer so reinen Race wie dieses. Die

Dar=Hammer sind sehr gastfrei gegen jedermann, und es braucht bei diesen Kindern der Natur nur sehr wenig um sich beliebt zu machen, indem sie wirklich sehr wenig Bedürfnisse kennen, und sohin mit einer Kleinigkeit befriedigt werden. Die Weiber sind nicht schön, doch gewöhnlich von sanftmüthiger Natur, besorgen das Haus so wie die Kinder, und beschäftigen sich in den und zwar nicht wenigen müßigen Stunden mit ihrem einfachen Putz. Ihre Tracht ist wie bei den andern, nicht einmal ihr großer Schech hat eine Kopfbedeckung, was ihnen um so leichter wird, als sie ein ohnedieß sehr buschiges Haar haben, welches so dicht ist, daß die Sonnenstrahlen selbes nicht so leicht durchdringen können.

Wo kein Wasser ist, kann Mensch und Thier nicht leben, ein großer District von Dar=Hammer macht aber eine Ausnahme; es scheint unbegreiflich und doch ist es so. Jedes Jahr, gewöhnlich drei Monate, ist in verschiedenen Gegenden kein Trinkwasser vorhanden, nachdem das in kleinen Teichen, welche sie Fula nennen, gesammelte Regenwasser ausgetrocknet ist. Ziehbrunnen oder Cisternen gibt es keine, mit Ausnahme der Brunnen Nedger. Diejenigen Ortschaften, welche von diesen Brunnen weit entfernt sind, sind genöthigt, für drei Monate alle Weiber, Kinder, alte und kränkliche Leute, die Ziegen, Schafe und einen Theil der Kamele nach den Brunnen Nedger und nach Kätschmar zu schicken; nur die erwachsenen Männer bleiben zurück, wie auch einige Kamele. Um das ihnen mangelnde Trinkwasser zu ersetzen, thun sie folgendes. Sie bauen große Felder mit Wassermelonen an, welche zur Zeit des Wassermangels zu reifen anfangen. Die reifen werden täglich abgeschnitten, der Saft ausgepreßt, aber nicht getrunken, sondern zur Merissa benutzt, so wie zum Kochen der Assida und Woika. Kleider brauchen sie sich keine zu waschen, denn sie haben keine, und diejenigen, welche ein Hemd tragen, thun es auch sonst nicht, selbst bei dem größten Ueberfluß von Wasser. Die Kamele, welche zurückbleiben, erhalten täglich zweimal frische Melonenschalen anstatt des Wassers, in der Regel läßt man die Kamele nur alle drei bis vier Tage einmal saufen; da sie täglich durch die Schalen so viel Wasser erhalten als ihnen nöthig ist, so leiden sie nicht im geringsten an Durst.

Neuntes Capitel.

Volksstämme die an Kordofan angränzen, Scheluk, Nuba, Takele ꝛc.

In der Richtung von Südosten gränzen an die ursprüngliche Provinz Kordofan die Scheluk, die Denky oder Jenky, wie man sie auch nennt; letztere wohnen am östlichen Ufer des weißen Nils. Das Land der Scheluk in der westlichen Gegend des weißen Flusses umfaßt einen sehr großen Strich Landes, welches nach dem Innern sich bedeutend ausdehnt. Beide Völkerstämme, die Scheluks sowohl als Denky, scheinen in Hinsicht ihres Körperbaues, so wie ihrer Sitten und Gebräuche einerlei Volk zu seyn, allein die Sprache ist verschieden. Die Sultane der Scheluk waren einst sehr mächtig. Selbst Sennaar, dessen Gebiet sich bis an die Gränze von Dongola zog, hatten sie erobert, und letzteres Land wurde von einem aus des Sultans Familie bis zum Jahr 1821 beherrscht, allein durch die Uebermacht der ägyptischen Truppen wurde Sennaar unter Mehemed Ali gebracht. Der Sohn des letzten Königs von Sennaar lebt noch gegenwärtig in einem elenden Dorfe; Mehemed Ali hat ihn aus besondern Rücksichten zum Dorfrichter gemacht, wo er in sehr bedrängten Umständen lebt. Die Scheluk und Denky erkennt man sogleich, wenn sie auch unter mehreren andern vermengt sind: sie haben etwas länglich gedrückte Köpfe, besonders aber sind sie daran kenntlich, daß ihnen die untern vier Schneidezähne mangeln, welche sie sich im zehnten oder zwölften Jahre ausziehen, was eine Art religiöser Ceremonie seyn, und so viel ich mir sagen ließ, wie ein Act der Beschneidung oder Taufe gelten soll. Sie sind von starkem Körperbau und überaus lustig, doch werden sie als Sklaven sehr wenig geschätzt, und stehen in Kordofan und Sennaar stets unter dem Preise der übrigen Sklaven; dieß rührt hauptsächlich davon her, weil sie äußerst dumm, faul und kindisch sind, und zu keinem Dienst verläßlich gebraucht werden können. Man sieht sie auch den ganzen Tag herumlaufen, oder Spiele treiben, die nur den Kindern Freude machen können; sie sind auch ungetreu, und dürfen nie allein gelassen, sondern müssen immer andern Sklaven so zu sagen zur Aufsicht zugetheilt werden. Nur diejenigen machen manchmal eine Ausnahme, welche ganz jung von Hause wegkommen. Sie werden auch nur zu den niedrigsten Arbeiten verwendet, und beinahe

nur wie die Lastthiere behandelt. Mehemed Ali, welcher das erste Linieninfanterieregiment fast aus lauter Negern errichten ließ, gab in letzterer Zeit den Befehl, keine von diesem Stamme mehr zu recrutiren, indem ihr Dienst nicht nur von gar keinem Nutzen ist, sondern wegen ihrer ausgezeichneten Dummheit nur alle möglichen Nachtheile sich erwarten ließen. Denn man hatte Beispiele, daß Soldaten aus diesem Stamm, wenn sie auf einem Posten standen, dem ersten besten, der vorüberging, und sie um ihr Gewehr ansprach, solches ohne Zögern überließen gegen ein kleines Geschenk, ja auch noch die Patronen dazu hingaben; man war daher jedesmal genöthigt diese Menschen fortwährend unter Augen zu halten, und sie in keinem Falle sich selbst zu überlassen. In mehreren Erd- und Reisebeschreibungen werden die Scheluk als Cannibalen bezeichnet. Dieß ist aber unrichtig, denn alle Erkundigungen, die ich hierüber von den Djelabi eingezogen, stimmen überein, daß diese Behauptung falsch sey, und man nie auch nur das geringste gehört hätte, was diese Meinung bestätigen könnte. Als ich auf meiner Flucht von Kordofan in Tura am weißen Fluß anlangte, sagte man mir, daß ein Europäer sammt einer starken Begleitung im ersten Orte der Scheluk sich aufhalte, um für Mehemed Ali acht Stück Nilpferde zu fangen, und die Häute zum Ausstopfen zu präpariren. Ich reiste von Tura gleich ab, in zwei starken Tagmärschen zu Kamel langte ich an Ort und Stelle an, die Nilpferdjäger traf ich wohl an, der Europäer, mit Namen Bartolo, hatte aber einige Tage früher die Reise nach Kartum auf dem östlichen Ufer angetreten. Ich wohnte der Jagd auf ein Nilpferd bei; sie hatten bereits fünf erlegt, allein selbe waren so schlecht präparirt, daß sie mit der Zeit verderben mußten, was auch geschehen ist; sie liegen jetzt in Cairo ganz unbrauchbar. Hier hatte ich Gelegenheit die Scheluk ein wenig kennen zu lernen, so weit der kurze Aufenthalt mir Gelegenheit gab. In ihrem Lande sind sie eben so faul wie als Sklaven auswärts, man sieht sie nur herum liegen, und auch nicht die geringste Arbeit verrichten. In der trockenen Jahreszeit schlafen sie nicht in ihren Hütten, sondern Jung und Alt schläft vereint wie eine Viehheerde im Freien. Die Scheluk gehen ganz nackend, und erst, wenn sie sich verehelicht haben, binden sie einen Streif Baumwollenzeug um die Lenden; die meisten tragen nur einen Streifen eine Hand breit, um die Schamtheile zu

bedecken. Ihre Weiber werden sehr mißhandelt, und gewöhnlich ist ein Aberglaube die Ursache davon; denn geht der Mann auf die Jagd, und verfehlt bei einem Wurfe mit der Lanze das Wild, oder tritt sich einen Dorn in den Fuß, so muß seine Frau die Schuld tragen, denn er beschuldigt sie, daß sie in dem Augenblick, wo er den Fehlwurf that oder sich einen Dorn eintrat, die Ehe gebrochen habe, und da hilft nichts, sie bekömmt Schläge. Ist jedoch der Ehebruch erwiesen, und die Klage bei dem Schech vorgebracht, so erhält sie mit einem etwas gekrümmten Stock drei Schläge auf den Kopf, den ersten in die Mitte, sodann auf jeder Seite einen Schlag, und zwar so unbarmherzig, daß das Blut sogleich hervorquillt. Diese Strafen kommen sehr häufig vor, weil der Ehebruch bei den Scheluks nicht ungewöhnlich ist. Auch habe ich bei dieser Negerrace die größten Zeugungsglieder zu bemerken Gelegenheit gehabt.

Die Producte, die sie ihrem Boden abgewinnen, sind als nichts zu betrachten. Sie bauen nur so viel Dochen, als sie glauben von einer Erntezeit zur andern auslangen zu können; auf unvorhergesehene Fälle einer Mißernte oder eines andern Unglücks denken sie gar nicht, legen daher auch keine Vorräthe an. Ihr Vieh soll nur an einigen Orten zahlreich seyn, und wächst ohne alle Pflege und Wartung auf. Salz haben sie keines und müssen dieses von Sennaar oder Kordofan beziehen; der größte Theil der Bevölkerung hat nie Salz gegessen. Alle übrigen Bedürfnisse, die sie mit leichter Mühe selbst erzeugen könnten, tauschen sie von ihren Nachbarn ein, und zwar wieder gegen solche Gegenstände, die ihnen die Natur ohne alle weitere Beihülfe liefert. Ueberhaupt ist dieser Stamm das non plus ultra aller Trägheit und Dummheit und wenig von Thieren unterschieden. Sie sind deßhalb auch nicht für Reisende so gefährlich, wie andere Stämme, welche stets auf Raub bedacht sind, und nur auf wenigen von ihren Bergen wohnen Räuber von Profession; die andern warnen auch jedesmal die vorbeireisenden Djelabi, sich diesen Gegenden nicht zu nähern. Ihr vorzüglicher Reichthum besteht nur an einigen Orten in Elfenbein, welches sie aber auch ohne viele Mühe gewinnen. Sie stellen die Zähne reihenweise um ihre Hütten in Form einer Umzäunung und tauschen solche an die Djelabi aus, welche in diese Gegenden kommen. Elephanten gibt es in diesem Lande

so viele, daß sie in Heerden zu mehreren Hunderten herumstreifen, doch leben sie den größten Theil des Jahres einzeln, bis sie sich dann zu einer gewissen Zeit, gewöhnlich vor dem Regen, in Heerden sammeln, und über den weißen Nil nach der Richtung von Fassokel ziehen. Ein altes Weibchen macht jedesmal den Führer, und bestimmt den Platz zum Uebergang über den Fluß; letzterer geschieht sodann mit einem furchtbaren Toben, welches man sich um so leichter erklären kann, wenn man diese schwimmenden Felsen in einer solchen Menge im Wasser beisammen weiß. Sie saugen mit ihren Rüsseln das Wasser ein, und spritzen es wieder aus, wie ein Springbrunnen, so daß die Strecke Wassers, in welchem sie ihr Wesen treiben, in einen Geyser verwandelt scheint; sie schwimmen ungeachtet ihrer Schwere doch mit einer solchen Leichtigkeit, daß es fast unglaublich ist, allein man hat mich versichert, daß wenn diese Thiere einzeln übersetzen, das Wasser oftmals ganz ruhig bleibt, und man diesen Klumpen wie von einer unsichtbaren Macht fortgeschoben glaubt. Sind sie auf ihrer Wanderschaft, so herrscht die größte Ordnung in der Heerde; ihr Führer, das Weibchen, wendet sich öfters um und gibt Laute von sich, wenn ein Elephant aus der Colonne sich entfernt hat, damit er sich dem Zuge wieder anschließe; öfters geschieht es, daß eine Heerde ihren Zug mitten durch ein Dorf nimmt, ohne daß sie den Hütten oder den Einwohnern den geringsten Schaden zufügen; einzeln thun sie es niemals. Von diesen Elephanten bleiben viele zurück, sie ahnen ihren Tod, und wählen sich dann einzeln ein Thal in der Nähe des Flusses, wo sie bis zu ihrem Ende verbleiben, welches immer früher geschieht, als die großen Heerden von ihren Wanderungen zurückkehren. Sie werden auch nicht gestört, weil der Tod ohnedieß in kurzer Zeit sie ereilt, und sodann den Negern zu einer sichern Beute macht. Es werden auch Jagden auf diese Thiere gemacht, jedoch nur dann wenn sie einzeln und zerstreut angetroffen werden; denn sobald sie sich in großen Heerden gesammelt haben, wäre es äußerst gefährlich sie anzugreifen. Das Elfenbein ist der einzige Handelsartikel in dieser Gegend. Außer diesem findet man bei einigen Scheluk, aber mehr bei den Jenky Goldsand, welchen sie in den Gebirgen des blauen Flusses holen, doch nur in geringer Quantität; auch wissen diese blöden Menschen den Werth desselben nicht zu schätzen, und kümmern

sich wenig um das Aufsuchen. Die Djelabi machen die besten Geschäfte mit ihnen. Der jetzige Sultan der Scheluk heißt Denap, sein Reichthum besteht in Elephantenzähnen. Von mehreren Djelabi wurde mir versichert, daß in den Scheluklanden ein in Sennaar und Kordofan gänzlich unbekanntes Thier sich vorfinde. Die Scheluk nennen es Denk, es soll größer als eine Ratte seyn, eine aschgraue Farbe haben und im Ganzen den Affen an Gestalt sehr ähnlich seyn; die Vorder- und Hinterfüße gleichen den Händen und Füßen des Menschen; der Schweif ist sehr kurz. Dieses Thier lebt von Gummi und klettert auf die Bäume, kann jedoch nicht so wie der Affe von einem Ast zum andern springen. Kamele gibt es keine im Land wegen der verderblichen Fliege, welche hier Johara heißt.

Ungefähr 20—30 Stunden südöstlich und südlich von Lobeid wohnen die freien Neger, welche aber auch zum Theil an Kordofan tributpflichtig sind; doch wird dieser Tribut immer nur mit Gewalt von diesen Stämmen erhoben; sie sind insgesammt an Körperbau und Gesichtszügen einander vollkommen ähnlich, sprechen jedoch verschiedene Sprachen, so daß man öfters in einem Tagmarsche ganz fremde Dialekte und Sprachen trifft; doch scheint es, daß die Takele, Kodero und Schabun im Grunde einerlei Sprache haben. Der größte Stamm, der mir bekannt ist, nennt sich Nuba und nimmt eine große Strecke des Gebirgszuges ein. Die Nuba sind Republicaner, und erkennen kein anderes Oberhaupt als den Schech des Ortes, welcher aber auch nur eine passive Rolle spielt, und seine Gerichtsbarkeit über die Gränzen eines Dorfes nicht ausdehnen darf. Auch wird ein solcher Schech, sobald er der Mehrzahl mißfällt, seiner Würde entsetzt, und an seine Stelle ein anderer durch Stimmenmehrheit gesetzt, was auch hauptsächlich Ursache ist, daß diese Art Richter ihren Aussprüchen keinen Nachdruck geben dürfen, und nur das Urtheil der Menge entscheidet. Es hat sich schon öfters der Fall ergeben, daß ein Schech, welcher theils durch seine persönlichen Vorzüge, theils durch Vermögen sich ein großes Ansehen unter diesem Stamme erworben, endlich die Absicht hatte, sich zum Sultan oder Alleinherrscher der gesammten Nuba aufzuschwingen, allein dieß gelang nie, denn sobald die Nuba-Neger nur die leiseste Ahnung von einem solchen Vorhaben hatten, wurde der unglückliche Usurpator

sogleich ermordet. Ihre Schechs sind daher auch bloße Figuranten, und werden nur so lange geduldet, als sie der Freiheit des Volkes oder ihren sonstigen Rechten nicht zu nahe treten. Alle die Negerstämme, welche ungefähr bis 10° der Breite wohnen, sind leicht von einander zu unterscheiden, mehrere an den Ohren- und Nasenringen, andere wieder an dem Mangel der untern Schneidezähne, andere an einem Loche in der Unterlippe, in welches sie den Zahn von irgend einem Thier stecken, der sodann mit der Oeffnung verwächst. Noch andere haben Einschnitte im Gesicht. Diese Neger haben durchgehends ein vollkommen wolliges Haar, welches aber den Kopf nur sparsam bedeckt, aufgeworfene dicke Lippen und klein gedrückte Nasen. Viele unter ihnen sind weniger schwarz, als die in den südlichern Gegenden wohnenden Neger, haben auch keine so hervorstehenden Backenknochen und sind im Durchschnitt wohlgeformt. Die Mädchen haben schöne Brüste, sie sind von unten nach oben gewölbt, und oben etwas hohl.

Diese Nuba wohnen in Dörfern, welche sie meistens auf den unzugänglichsten Stellen des Berges bauen, und sich möglichst in Vertheidigungsstand setzen; ihre Wohnungen sind von Stroh und mit Dornen umzäunt, auch gibt es Häuser von Stein. Doch muß ich bemerken, daß bei jenen Stämmen, wo monarchische Regierung ist, die Bewohner weit friedlicher leben als jene republicanischen, wo ein Berg gegen den andern öfters wegen Kleinigkeiten zu Felde zieht, und der Stärkere den Schwächern zu Sklaven macht und verkauft.

Das Klima jener Gegenden ist weit gesünder, als es in Kordofan der Fall ist. Die Kleidung der Einwohner ist sehr einfach, und besteht bloß bei erwachsenen Personen aus einem Stück Baumwollenzeug, bei den meisten aber nur aus einem handbreiten Streifen, wobei sie um die Hüften eine Schnur befestigen, und den Streifen an Bauch und Rücken befestigen. Außerdem tragen sie Ohrenringe von Messing oder Eisendrath, und nur das weibliche Geschlecht böhmische und venetianische Glasperlen um den Hals. Einige Männer tragen ein Band ungefähr eine böhmische Elle lang über die Schamtheile gehängt. Dieses Band ist wirklich mit großer Geduld und Mühe verfertigt, und besteht aus Knöpfchen von der Größe eines Hemdknopfes von Straußeierschalen, welche in der Mitte ein Loch haben und mit Bindfaden an einander be-

festigt werden; ich gab mir die Mühe die einzelnen Knöpfe eines dieser Bänder, das ich besitze, zu zählen, und fand deren 6860 Stück; oben und unten werden sie öfters noch mit kleinen eisernen Spulen und Glasperlen geziert. Wenn man nun nimmt, daß diese Menschen keine gut schneidenden Instrumente besitzen, welche ihnen die Arbeit erleichtern könnten, so wird man leicht ersehen, welche besondere Geduld erforderlich ist, diesen Gürtel zu verfertigen. Auf einigen Bergen färben sich die Weiber im Nubagebirge die Haare roth, und zwar indem sie eine Art rothen Sandstein zu einem feinen Pulver reiben, dieses mit Butter anmachen, und eine Art Pommade verfertigen, womit sie die Haare einreiben; gewöhnlich hält sich diese einige Tage in den Haaren, und gibt ihnen ein nicht ganz besonders gefälliges Aussehen. Den Mädchen werden auch zur Verzierung auf den Wangen, den Armen, der Brust und dem Leibe Messerschnitte gemacht. Der Hausrath der Nubaneger ist sehr arm, und besteht bloß in einigen Töpfen zum Wasser, zur Merissa und zum Kochen, und einigen Kürbisschalen zum Trinken; auch dienen letztere, mit Wasser gefüllt, dem weiblichen Geschlecht statt des Spiegels, welchen die Mädchen des Tages öfters in Anspruch nehmen. Die Waffen der Männer, welche diese fortwährend bei sich tragen und nur auf kurze Zeit ablegen, sind Schild, Lanzen mit eisernen oder hölzernen Spitzen, letztere immer vergiftet, zweischneidige kleine Messer, und eine Art Sichel, die aus einem anfangs gerade gehenden, dann aber herzförmig gebogenen Schneideisen besteht, in der Länge von ungefähr zwei Fuß; diese nennen sie einen Turbatsch, und gebrauchen sie im Kriege zum Ausparieren der Säbelhiebe, auch schleudern sie solche bei einem Angriffe dem Feind in die Füße.

Ihre Lieblingsbeschäftigung ist Tabakrauchen. Man sieht sie auch den ganzen Tag nicht anders als mit der Pfeife im Munde; die jungen Mädchen rauchen selten, die alten Weiber aber legen die Pfeife keinen Augenblick bei Seite, und wenn sonach mehrere von ihnen in einem Klumpen beisammen hocken, und, wie anderwärts, die Chronique scandaleuse vornehmen, so glaubt man einen Ofen zu erblicken. Die Tabakspfeifen dieser Nubaneger sind von Thon oder Holz, und sie wissen denselben ein gefälliges Aussehen zu geben; das Rohr ist von Holz, nur einen Finger lang, in dieses wird ein dreizölliges dünnes eisernes Rohr hinein-

gesteckt, welches als Mundstück dient. Den Tabak pflanzen sie selbst; er ist jenem von Kordofan fast gleich, hat ein kleines Blatt und dicke Stengel. Es ist wohl sehr wahrscheinlich, daß die Neger schon seit undenklichen Zeiten rauchen, und der Tabak nicht allein aus Amerika stammt. Die Kost der Nubaneger ist bedeutend besser, als die der Einwohner von Kordofan; denn Rindvieh, Ziegen, Schafe, Schweine, Hühner, Butter, Honig findet man auf vielen Bergen im Ueberfluß. Zu den Lieblingsgerichten aber gehört die Ratte, welche auf manchem Berge als Luxusartikel gilt; es ist die Feldratte, welche kein so ekelhaftes Aussehen hat, wie die europäische; hier wird sie mit der ganzen Haut an einem Spieße gebraten, und dann wird erst das Fell abgezogen. Außer den genannten Thieren dient ihnen auch das Wild, welches in ihren Gebirgen häufig getroffen wird, als Nahrungsmittel, und stets wissen sie junge Giraffen, Strauße, Hasen und Antilopen verschiedener Art in Schlingen zu fangen und zu ihrer Nahrung zu verwenden. Das Brod ist ihnen ein besonderes Bedürfniß, und man wendet auch alle Sorgfalt auf den Ackerbau. Doch trifft es sich sehr oft, daß bei wenig Regen ein Mißwachs entsteht, oder durch die in diesen Gegenden so häufigen Heuschrecken eine ganze Ernte aufgezehrt, oder auch durch die räuberischen Türken geplündert wird; hierauf tritt gewöhnlich ein großer Brodmangel ein, der oft von den schrecklichsten Folgen ist. Man hat Beispiele, daß dann die Eltern ihre Kinder um einige Handvoll Dohen verkaufen. Ich selbst sah ein Mädchen, welches ein Djelabi um 50 Handvoll Dohen gekauft hatte. Der Bruder gibt seine Schwester preis, um nur etwas weniges Mehl zu gewinnen, und so sich und die Seinigen einige Tage mit Brod zu versehen. Ein Djelabi erhielt acht Ochsen für eine Kamelladung Dohen, welche ungefähr in drei Cantar bestand, und ein anderer kaufte um denselben Preis acht Kinder; in solchen unglücklichen Fällen steht also der Preis eines Menschen dem eines Thieres gleich. Es ist zu verwundern, daß bei einem Ueberfluß an animalischen Speisen eine Hungersnoth entstehen konnte, allein es ist gewiß, daß bei einem Getreidemangel diese Neger jede andere Nahrung fast verachten, und lieber alles Elend erdulden. Diese Noth ist, wenn sie eintritt, immer von sehr traurigen Folgen. Die Neger gehen sodann auf Raub aus, und plündern die nächsten Dörfer,

oder stehlen wo sie etwas finden; dieß veranlaßt die größten Streitigkeiten, welche immer einen Krieg mit sich führen, wo sodann der Kampf so lange währt, bis der schwächere Theil unterliegt, und von dem Sieger als Sklaven verkauft wird. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel der Nuba sind Gummi, Straußfedern, Elfenbein, Tamarinden, Honig und Sklaven, und mit diesen wird bloß Tauschhandel getrieben; um Gummi bekümmert sich, seit das Monopol Mehemed Ali's eingetreten ist, Niemand, weil die Fracht bis Kordofan fast noch einmal so viel betragen würde, als er dafür bezahlt. Und daher müssen jährlich Tausende von Cantar verderben, wo Hunderte von Familien ihren Unterhalt erwerben könnten. Den Werth des Geldes wissen die Nubaneger nicht zu schätzen, und nehmen für die Waaren, welche sie produciren, immer andere an, welche zu ihren Bedürfnissen gehören. Gewöhnlich führen ihnen die Djelabi Baumwollenstoffe, Messing, Eisendrath, Glasperlen, Spielmarken u. s. w. zu, und tauschen gegen diese Sachen die genannten Waaren ein. Unter sich selbst besteht der Tausch in Tabak, Salz und kleinen Muscheln. In der Gegend von Schabun gewinnen die Neger auch Gold, welches in den Wildbächen der Gebirge gefunden und von den Einwohnern in Federkielen von großen Raubvögeln aufbewahrt wird; allein sie legen keinen so großen Werth auf dieses Metall, und wissen es auch nicht zu schätzen; nur die Dongolawi, welche seit undenklichen Zeiten sich wegen des Handels in jene Gegenden gezogen und daselbst einheimisch gemacht haben, wissen große Vortheile hieraus zu ziehen. Dieses Gold in Kielen kommt in Kordofan im Handel vor, und wird dem baaren Geld öfters vorgezogen; auch wird es hier in Form von Ringen gegossen. Es scheint, daß bei Schabun die Neger keine feuerfesten Tiegel besitzen, um das Gold zu schmelzen, wie es der Fall bei andern Negern und Galla-Stämmen ist. Diese Dongolawi sind an einigen Orten mit Negermädchen verheurathet, woraus auch eine Art gemischte Sprache entstanden seyn soll, wie man mich versicherte; doch behalten sie ihren Charakter vom Vater, und man erkennt gleich einen Dongolawi, wenn er auch von einer Negermutter geboren ist.

Die Nubaneger sind größtentheils Heiden, und nur wenige unter ihnen bekennen sich zum mohammedanischen Glauben. Ihre Religionsbegriffe sind aber auch sehr beschränkt, und man sieht

fast gar keine religiöse Ceremonie. Sie glauben zwar an ein höheres Wesen, setzen es aber unter den Mond, und daher wird das Ende des Mondmonats besonders beobachtet. Viele denken sich die Sonne darunter, welche den Regen hervorbringt, weil ohne Regen nichts wachsen würde; sie wissen genau den Monat zu bestimmen, wann der Regen beginnt, und zählen von jedem Anfang des Monats an. Sie sind keine Götzendiener, doch fehlt es nicht an Aberglauben, und ehe sie irgend ein Geschäft oder sonstige Arbeit vornehmen, werden gewisse Anzeichen abgewartet, und danach ihre Handlungen eingerichtet. Setzt sich z. B. des Nachts eine Eule auf irgend ein Haus, und läßt ihren traurigen Ruf daselbst ertönen, so ist dieses ihnen ein sicheres Zeichen, daß jemand im Hause in kurzer Zeit stirbt; noch mehr Eindruck aber macht auf diese armen Geschöpfe ein Rabe, wenn solcher, was nun freilich sehr oft geschieht, in ein Dorf geflogen kommt und sich auf einen Baum oder ein Haus setzt. Alles entsetzt sich darüber, alle Munterkeit im Dorfe verschwindet, der Gesang und die Musik verstummen, und an einem solchen unglücklichen Tage wird nicht getanzt, denn die Ankunft eines Raben ist ein bestimmtes Zeichen, daß die Türken kommen um sie auszuplündern, und wohl noch als Sklaven mitzunehmen. Auch glauben sie sehr an Gespenster. Das Andenken der Verstorbenen wird bei ihnen auf einigen Bergen gefeiert, und zwar zu einer bestimmten Zeit alle Jahre. Des Abends zündet man auf den freien Plätzen große Feuer an, jeder nimmt einen brennenden Ast als eine Fackel in die Hand, und so bewegt sich nun der ganze Zug zuerst auf den Begräbnißplatz und hierauf zu den Häusern, in welchen das vergangene Jahr einer gestorben ist; es wird sodann ein Gesang zu Ehren des Todten angestimmt, und nach diesem das brennende Holz in die Luft geworfen, so wie man in einigen Ländern Europa's die Johannesfeuer anzündet. Wenn der erste Regen fällt, so wie auch am Ende der Ernte, wird gleichfalls ein Fest gefeiert, und hiebei alles, was das Haus liefern kann, zu einem Schmaus verwendet, wo es nun freilich an Merissa auch nicht fehlen darf. Ihre Lieblingsunterhaltung besteht in Gesang und Tanz. Alles, was nur sich bewegen kann, tanzt, Männer und Weiber, öfters auch die Alten, und es vergeht kein Tag, wo nach Sonnenuntergang sich nicht die ganze Einwohnerzahl eines Dorfes auf einem

freien Platze versammelt und tanzt. Die Begleitung geschieht mit Gesang, Händeklatschen, Trommel und öfters mit einer Pfeife. Singen jedoch hört man vorzüglich die jungen Mädchen den ganzen Tag, und sie verrichten auch keine noch so kleine Arbeit, ohne dabei zu singen. Wenn die Sonne hinter den Bergen verschwindet, so werden auf allen Bergen große Feuer angezündet und getanzt, wobei der Gesang von einem Berge zum andern ertönt und fast einer Art singender Begrüßung ähnlich ist.

Der Charakter dieser Nuba ist gutmüthiger als man bei einem halbwilden Volke erwarten sollte, und wenn sie nur ein wenig überzeugt sind, daß man keine Absicht hat ihnen zu schaden, so kann man auch sicher seyn, von ihnen mit aller Gastfreundschaft aufgenommen zu werden, trotz aller der Mißhandlungen und Bedrückungen, die sie zeitweise von den angränzenden Türken zu erleiden haben, und die ihnen fast einen unauslöschlichen Haß gegen alle Weißen einflößen. Auch tragen die Djelabi viel dazu bei, indem sie den Negern erzählen, daß jene Sklaven, welche in die Hände der Weißen kommen, in jenen Ländern gemästet und sodann geschlachtet werden. Sind die Djelabi einmal in Kordofan und treten sie ihre Reise nach Cairo an, dann machen sie den armen Sklaven begreiflich, daß diejenigen Weißen, wie Araber und Türken, welche die wahre Religion haben, dieß nicht thun, sondern nur die Giaur oder Ungläubigen, womit sie den Namen Franken belegen, daß sie es seyen, welche das Fleisch der Neger essen. Deßwegen hat man oft Beispiele in Cairo, daß wenn ein Franke einen Sklaven kauft, dieser zu weinen anfängt, weil ihn die Furcht bemeistert, geschlachtet zu werden. Ein Nubaneger, welcher gut arabisch sprach, sagte mir ganz gelassen: „wir Schwarze sind doch bessere Menschen als ihr Weißen, denn wenn unsere Kinder in euer Land kommen, so schlachtet ihr sie, wir könnten es ja mit dir auch so machen; wir sind aber gut und thun es nicht, folglich sind wir besser als ihr.“ Mit Güte richtet man bei diesen Naturkindern alles aus, mit Strenge erreicht man nur das Gegentheil, denn wenn sie sehen, daß man bei ihnen Gewalt anwenden will, so werden sie boshaft, jähzornig und widerstreben mit aller ihrer Kraft, denn es sind Kinder der Freiheit, welche lieber ihr Leben opfern, als einen Zwang erleiden. Verlangt man einen Dienst von ihnen, so müssen alle gütlichen Vorstellungen und alle

mögliche Behutsamkeit angewandt werden, um sie in einer guten Stimmung zu erhalten, im Gegenfall hätte man nur üble Folgen zu gewärtigen, weil sie eher den Tod erleiden, als durch Mißhandlung sich zu einer noch so unbedeutenden Sache zwingen lassen.

Vielweiberei ist im allgemeinen nicht gebräuchlich; jeder nimmt sich nur eine oder zwei, und bloß die Schechs haben mehrere. Will nun einer ein Mädchen als Weib zu sich nehmen, so handelt er vorerst mit dem Vater den Preis aus, um welchen sie ihm überlassen wird; dieser ist freilich sehr verschieden, und hängt von der Jugend, Schönheit oder sonstigen guten Eigenschaften der gewählten Braut ab; er besteht in einer gewissen Anzahl Kühe, Ziegen oder Schafe, und dieses gehört als persönliches Eigenthum der Braut an. Ist man handelseinig geworden und alles ausgeglichen, so zieht der Bräutigam mit allen jungen Männern des Dorfes zu der Hütte der Auserwählten, wo nach einigen einfachen Ceremonien diese von der Mutter und den nächsten Anverwandten dem Bräutigam übergeben, und von letzterem unter Gesang, Trommeln und Pfeifen in seine Hütte geführt, und sodann allen Gästen ein Mahl verabreicht wird. Den Schluß macht ein allgemeiner Tanz, an dem Alles Theil nimmt, und die Hochzeit hat ein Ende. Sie leben in ihren Familienkreisen sehr einig; trifft sich jedoch der Fall, daß der Mann sein Weib aus was immer für einer Ursache verstößt, und sie wieder zu ihrer Familie zurückkehren muß, so behält sie ihr Heurathsgut, und nimmt alles was sie von ihrem Manne erhalten, wieder mit sich.

Ihr Feldbau ist einträglich, und erfordert bei dem ungemein üppigen Boden sehr wenig Arbeit, weßhalb ihre Arbeiten auf dem Feld sowohl bei der Saat als bei der Ernte ungemein schnell beendigt sind, und außer diesen zwei Zeitpunkten nichts geschieht, als daß man das Unkraut mit dem Haßeiaseh auskratzt. Nach dem ersten Regen eilen sie auf die Felder und stecken den Dochen; dieses geschieht wie in Kordofan, was ich im zwölften Capitel beschreiben werde. Tabak wird auch stark gebaut, weil sie das Rauchen ungemein lieben; hat die Pflanze ihre Reife erlangt, so werden die Blätter abgenommen, getrocknet, und sodann nach einer vorangegangenen Anfeuchtung in Gestalt eines Brodes geformt. Wollen sie nun rauchen, so brechen sie ein verhältnißmäßig großes Stück hievon ab, reiben es zwischen den Händen

fein und stopfen ihre Pfeifen damit. Der Tabak ist jedoch so stark, daß ein Europäer, bevor er solchen rauchen kann, ihn 24 Stunden lang in Wasser legen muß, um demselben die Schärfe zu benehmen, und selbst dann ist es beinahe unmöglich, zwei ihrer kurzen Pfeifen hintereinander auszurauchen. Sie treiben auch Tauschhandel mit diesem Product. Mit diesen beiden Artikeln ist ihr ganzer Feldbau bestellt, und in der Zeit von der Saat bis zur Ernte macht bloß die Viehzucht, Jagd und das Lanzenwerfen ihre Beschäftigung aus.

Die meiste Plage macht ihnen jedoch das Einsammeln des Honigs, indem sie, nackt und bloß, gar keine Schutzmittel gegen den Stich der ergrimmten Bienen haben. Wenn daher ein Bienenstock geöffnet wird, so müssen sie vorerst mit Baumzweigen so viel wie möglich die Bienen wegzujagen trachten, und dann den Honig herausbrechen; allein ungeachtet aller dieser und anderer Vorsichtsmaaßregeln trifft es sich fast immer, daß die guten Thierchen, über den Einbruch in ihre friedlichen Wohnungen ergrimmt, sich hundertweise auf den ungebetenen Gast setzen, und allen ihren Zorn an ihm auslassen; nun bleibt diesem kein anderes Mittel übrig als sich auf die Erde zu werfen und im Sande herumzuwälzen, allein die Folgen der erhaltenen Züchtigung sind immer mehrere Stunden lang zu spüren.

Ihre Kriegsübungen bestehen vorzüglich in Lanzenwerfen, und zur Vertheidigung mit dem Schild sich zu bedecken. Bei den Uebungen bedienen sie sich meistentheils der Stengel von den Dochenpflanzen, welche sie auf einander werfen, und sie sind so geübt, daß sie selten ihr Ziel verfehlen; in der Vertheidigung aber wissen sie sich eben so geschickt mit dem Schild zu decken und die gegen sie geworfene Lanze aufzufangen, indem sie hiebei ihren Körper auf die Erde beinahe in einen Klumpen zusammendrücken, und mit dem Schilde ganz bedecken. Ihre Angriffe geschehen immer mit einem fürchterlichen Geschrei, welches durch die Weiber, die im Hintertreffen sich befinden, stets vermehrt wird, und mit einer solchen Schnelligkeit, daß dem Angreifenden wenig Zeit übrig bleibt, sich in Verfassung zu stellen; wird aber der erste Choc ausgehalten, und ihnen die Stirne geboten, so prellen sie eben so schnell zurück und wiederholen nicht so bald einen zweiten Angriff, sondern beschränken sich auf den kleinen Krieg. Unter einander

sind die Kämpfe stets furchtbar, und endigen bloß mit dem Fall der einen oder andern Partei, welche sodann als Sklaven verkauft werden. Doch haben diese Nubaneger noch zwei weit schrecklichere Feinde, und diese sind die Türken und die Bakkara; von ersteren werden sie mit Gewalt und von letztern mit List geraubt und zu Sklaven gemacht. Sie sind daher Tag und Nacht auf einen Anfall vorbereitet, sie lassen auch des Nachts ihr Feuer fortwährend brennen, um nicht in der Dunkelheit in Verwirrung zu gerathen.

Doch auch das Feuer verursacht ihnen manche Noth und Plage, denn da sie keine Feuermaterialien besitzen, so dürfen sie auch niemals ihr Feuer ausgehen lassen; wenn wirklich ein solcher Fall eintritt, oder sie bei ihren Arbeiten oder auf Jagden vom Dorfe weit entfernt sind, so machen sie es auf folgende Art. Sie nehmen alsdann zwei trockene Hölzer, machen in eines derselben mit dem Messer oder einem spitzigen Steine ein Loch, aber nur so groß, daß das andere knapp hinein paßt, legen das erstere auf die Erde, halten es mit den Füßen fest und setzen in das Loch das zweite, welches sie dann mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit reiben, und in das Loch, um die Reibung zu vermehren, noch einige Sandkörner werfen. Diese Arbeit erfordert eine große Anstrengung, und es müssen immer zwei Personen dabei seyn. Unter das Holz wird etwas trockenes Gras oder ein altes Stückchen Baumwollenzeug gelegt, welches, sobald das geriebene Holz zur Kohle wird, die herabfallenden Funken auffängt und dann glimmt, nun wird noch mehr trockenes Gras und etwas dürres Holz zugelegt, und durch eine schnelle Bewegung in der Luft zur Flamme gebracht. Auch in Kordofan thun sie das nämliche; geht in der nassen Jahreszeit in einem kleinen Dorfe das Feuer aus, was öfters geschieht, so kommen sie, wenn das Dorf von einem andern Orte weit entfernt ist, in die größte Verlegenheit, weil alles Holz und Gras sehr naß ist. Ein Scheluk erzählte mir, daß sie zwanzig Tage in ihrem Dorfe kein Feuer zu Stande brachten; das nächste Dorf war zehn Stunden von dem ihrigen entfernt, sie hatten oft den Versuch gemacht, einen brennenden Ast aus jenem Dorfe zu holen, und auf dieser Strecke mehr als fünfzig Feuer angezündet, um es nach und nach ins Dorf zu bringen, und viermal hatte ihnen der Platzregen ihre Mühe verdorben, wie

sie schon nahe am Ziel waren; mit weichem Holz bringt man kein Feuer zuwege, und in jener Gegend gab es kein hartes. In Lobeid kam ich selbst in die größte Verlegenheit, weil ich keinen Feuerstein mehr hatte, und auch nicht einer auf dem Bazar zu kaufen war; mein Bedienter schaffte indeß gleich Rath; er ging zu einem Soldaten, natürlich zu einem Scheluk, der ihm um den hohen Preis von 9 kr. seinen Stein von der Flinte losschraubte, mit der er auf dem Posten stand.

Südöstlich von Kordofan und etwa fünf Tagmärsche entfernt liegt das Reich Takele; dieses wird von einem Sultan beherrscht, welcher ganz unabhängig regiert, und seine Residenz in Tassin hat. Der Sultan und ein großer Theil seiner Bewohner bekennen sich zum Islam. In frühern Zeiten zwar, als noch Kordofan mit allen diesen Reichen Darfur unterworfen war, zahlte Takele seinen Tribut dahin, und selbst noch als Kordofan von Mehemed Ali mit den Waffen in der Hand unterjocht ward, wurde dieser Tribut jährlich entrichtet, weil man es als eine natürliche Sache ansah, daß dem Eroberer das Gleiche wie dem früheren Herrscher gebühre; als jedoch die Türken späterhin auch hier ihre goldene Regel in Anwendung bringen wollten, und mit nichts zufrieden auch den bezahlten Tribut erhöhen, ja alles als ihr Eigenthum betrachten wollten, weigerte sich der Sultan von Takele Folge zu leisten, und widerstand allen gemachten Anforderungen mit den Waffen in der Hand. Mehemed Ali unternahm drei fruchtlose Feldzüge gegen dieses Land, und mußte endlich, nachdem er mehr als die Hälfte aller seiner dahin gesandten Truppen verloren hatte, seine Plane aufgeben. Takele hat viele Truppen, die zwar irregulär sind, aber dennoch den Aegyptiern einen großen Schaden zufügten; denn sie überfielen jedesmal die sorglosen Türken, und flohen, nachdem sie ihnen eine Niederlage beigebracht hatten, wieder in ihre Berge, wohin man ihnen nicht zu folgen wagte. Der Commandant der ägyptischen Truppen rächte sich nun dadurch, daß er die Ernte, welche gerade zu dieser Zeit noch auf dem Felde stand, herausreißen und verbrennen ließ; damit hatte aller Krieg ein Ende, denn als die Türken sahen daß nichts zu rauben, nichts zu plündern sey, zogen sie sich zurück, und von der Zeit an ward auf Takele kein Angriff mehr unternommen. Uebrigens können die Djelabi von Lobeid und Bara ungehindert dahin ihren

Handel treiben, und eben so die von Takele nach Kordofan, und es haben sich schon viele Dongolawi von Kordofan in Takele angesiedelt, indem ihnen dieses Land mehr Vortheile gewährt. Takele ist durchgehends gebirgig, und es soll eine Gebirgskette dort seyn, welche über zwei starke Tagreisen in der Länge habe, und nur für einen Berg gilt. Gewöhnlich zählen die Einwohner von Takele die Größe ihres Landes nach der Anzahl der Berge, die bewohnt sind, und sagen sonach Takele habe 99 bewohnte Berge; die von Nuba haben einen Berg mehr und sagen hundert; es ist daraus zu schließen, daß Nuba größer als Takele ist. Doch darf man diese Zahlen nicht so genau nehmen, weil sie jede große Zahl, wenn sie die Zahl 30 überschreitet, mit 99 bezeichnen, und so sagen sie z. B. statt 40 oder 80 Stück Schafe, ebenfalls 99 Stück. Ich habe selbst Neger aus entfernten Gegenden getroffen, deren ganze Zahlenkenntniß auf fünf beschränkt war, und diese hatten den Namen der fünf Finger, nämlich eins der Daumen, zwei der Zeigfinger, drei der Mittelfinger 2c. Bei solchen Menschen ist man gar übel daran, wenn man sie um eine gewisse Summe befragt, denn man kann nie eine genügende Antwort erhalten.

Dieses Land ist industriöser als Kordofan, und es wird daselbst auf den Ackerbau und die Baumwollenpflanzung bedeutend mehr Aufmerksamkeit verwendet als bei ihren Nachbarn; auch verarbeiten sie ihre Baumwolle selbst zu Stoffen, und liefern noch andere Industrieerzeugnisse. Sie haben auch schöne Pferde, aber nur wenige, und man muß ein verwegener Reiter seyn, um von diesen muthigen Thieren, auf welche sie sehr viel halten und die sie nicht so leicht verhandeln, nicht abgeworfen zu werden. Man findet nur dann Gelegenheit, ein solches Thier zu kaufen, wenn bei einem Einfall der räuberischen Bakkara, oder sonst bei einem Kampfe mit den Nachbarn ein Takeler getödtet und sein Pferd Beute des Siegers wird; ich glaube die Abstammung dieser Pferde aus Darfur ableiten zu müssen. Auf Elephanten machen sie Jagden und treiben Handel mit Elfenbein nach Kordofan. In den Gegenden, wo man keine Pferde hat, werden die Elephanten in Gruben gefangen; da aber, wo sie Pferde besitzen, machen sie es auf folgende Art. Zwei Reiter begeben sich auf die Jagd, und suchen gewöhnlich einen großen Elephanten auf, weil solche ihnen mehr Vortheile bringen; haben sie einen Elephanten entdeckt, so

reitet der erste in einer Entfernung von etwa hundert Schritten heran, ihm gerade gegenüber, so daß der Elephant den Reiter ganz im Gesicht hat; der zweite Reiter nähert sich bis auf hundert Schritte von hinten, steigt vom Pferd ab, auf dessen Stehenbleiben er sich schon verlassen kann, nähert sich ganz langsam dem Elephanten von hinten, und mit einem scharfen Säbel haut er mit einem Hieb dem Thier das Fersengelenk durch; von dem heftigen Schmerz in die höchste Wuth gesetzt und den Reiter vor sich sehend, setzt er diesem nach, und indessen gewinnt der, welcher ihn verwundet hat, Zeit sich auf sein Pferd zu schwingen und sich davon zu machen; der Elephant kann den ersten Reiter nicht weit verfolgen, einestheils weil der Reiter schon einen Vorsprung hat, und das Pferd schneller ist als der Elephant, anderntheils weil er sich gewissermaßen die Ferse abtritt, sich verblutet, endlich niederstürzt, und auf diese Art leicht eine Beute der Jäger wird.

Da die Feuergewehre hier noch nicht bekannt sind, so werden die Löwen auf folgende Weise getödtet. Man sucht das Lager desselben auf, wo er gewöhnlich der Mittagsruhe pflegt, der Platz muß aber so beschaffen seyn, daß derjenige Baum, unter dem der Löwe ausruht, etwas entfernt von andern Bäumen steht; ist der Platz so geeignet, so begibt sich der Neger schon vier Stunden vor Mittag auf jenen Platz, besteigt den Baum gegenüber demjenigen, unter welchem der Löwe seine Mittagsruhe hält; der Löwe ist während dieser Zeit auf Raub aus, zwischen 10 und 11 Uhr kommt er gewöhnlich zurück, um seine Siesta zu machen, denn die Hitze steigt; der Löwe bekümmert sich nicht was jener auf dem Baume macht, wenn er ihn auch zufällig sehen sollte, und der Jäger verhält sich ruhig bis zwischen 12 und 1 Uhr. Dieser hat einen Sack voll kleiner Steine, ferner fünf bis acht scharfe Wurflanzen bei sich. Ist nun der Sand auf der Erde brennend heiß, daß selbst der Löwe nicht frei herum gehen kann, so fängt der Jäger den Löwen mit Steinen zu werfen an, und zwar alle gegen den Kopf, denn sie sind darinnen sehr geübt; bei den ersten, zweiten bis vierten Würfen, die er am Kopf erhält, findet es der stolze König der Thiere nicht der Mühe werth aufzustehen; da aber die Steine immer häufiger kommen, und auch einer von den vielen ans Auge trifft, so wird ihm doch endlich

die Sache zu arg, er läßt ein furchtbares Gebrüll als Signal der Rache ertönen, mit einem Sprunge nähert er sich dem Baum, welcher den Feind trägt, der ihn in seiner Ruhe stört, aber schon steckt eine Lanze in seinem Körper; er brüllt noch stärker, die Wunde schmerzt ihn aber in diesem Augenblick nicht so sehr, als der brennende Sand an seinen Füßen, und er kehrt noch einmal zu seinem vorigen Lager zurück; hier bekommt er noch einen Steinwurf, er wird wüthend, stürzt sich aufs neue zu dem Baum, aber eine, zwei, auch mehrere Lanzen werden nun auf ihn geschleudert; jetzt nimmt er die Flucht, er winselt und heult vor Schmerzen, der viele Blutverlust entkräftet ihn, der Jäger auf dem Baum verfolgt ihn mit seinen Blicken und in kurzer Zeit sieht er das Königsthier todt dahingestreckt.

Die Einwohner von Takele gehören zum Schlage der wohlgebauten Neger, und alle die ich antraf, waren von einem gefälligen Ansehen. Die Tracht ist die nämliche wie bei allen Negern, nur die vornehmeren tragen weiße und blaue Hemden; ihre Gebräuche sollen dieselben seyn, wie bei den Nuba; nur bei jenen, welche Mohammedaner sind, finden sich einzelne Ausnahmen. Der Sultan selbst soll ein äußerst guter Mann seyn, und alle die ihn kennen, loben ihn sehr. Er wird auch von seinen Unterthanen fast angebetet, und es nähert sich ihm auch keiner anders als kniend, indem er ein Gebet in die hohle Hand hinein murmelt, und erst dann aufsteht und sich niedersetzt, wenn der Sultan ihm die Erlaubniß ertheilt hat. Der Divan, wo er die Audienzen ertheilt, ist ein aus Steinen erbauter großer Saal, mit Säbeln, Lanzen und sonstigen Trophäen ausgeziert; hier halten sich stets 18 bis 20 Mann seiner Leibwache auf, sitzen mit Lanzen versehen, mit untergeschlagenen Beinen in der Mitte des Saales, und machen eine Art Spalier. Täglich mit Sonnenaufgang begibt sich der Sultan, nachdem er vorher sein Gebet verrichtet hat, in den Divan, nimmt alle Verhandlungen selbst vor, und ertheilt auch sogleich Bescheid; er liebt die Jagd und seine Weiber, deren er 300 in seinem Harem haben soll, welches in Tassin auf einer Felsenspitze von Stein erbaut ist, nicht leicht erstiegen werden kann, und nur Einen Zugang hat. Der Bruder des Sultan von Takele, den ein bekannter Djelabi zu mir in Lobeid in das Haus brachte, hatte bloß ein blaues Hemd und Sandalen an, und trug

nicht einmal eine Takie. *) Ich hatte früher die Absicht, eine Reise nach Takele zu machen, weil dieses Land noch nie der Fuß eines Europäers betreten hat, und dieß war auch die Ursache, weßhalb ich die Bekanntschaft dieses alle Jahre nach Lobeid kommenden Prinzen von Takele suchte; er kam nun fast alle Tage während seines Aufenthalts zu mir in das Haus, erzählte mir von seinem Lande, und versicherte mich, daß sein Bruder, der Sultan, mich mit Vergnügen in seinem Staate aufnehmen würde und ich nichts zu befürchten hätte, indem derselbe sehnlich wünsche, einen Franken kennen zu lernen. Doch der Gouverneur und die türkischen Officiere widerriethen mir mein Vorhaben, indem sie mich versicherten, daß ich allen möglichen Gefahren mich aussetzte, weil die Türken in Takele verhaßt wären, und alle Weißen ohne Unterschied daselbst für Türken angesehen würden. Ich war deßhalb genöthigt meinen Plan aufzugeben, und mich bloß auf die Notizen zu beschränken, die mir durch diesen Prinzen und die in dieses Land reisenden Djelabis mitgetheilt wurden. Später habe ich mich indeß überzeugt, daß die Besorgnisse, auf die ich aufmerksam gemacht wurde, nicht gerade von Bedeutung waren, und ein Europäer entweder durch den Bruder des Sultans, oder einen Djelabi, ganz ohne alle Gefahr nach Takele gelangen könnte, wenn er nur durch die benannte Vermittlung vorher dem Sultan ein kleines Geschenk übermachen ließe; sodann würde dieser eine Escorte auf die Gränze senden, unter welcher man sicher seine Reise fortsetzen dürfte; nur wäre es vor allem nothwendig, mit einer oder der andern der genannten Personen hinlänglich bekannt zu seyn, um auf deren Bürgschaft für einen Franken und nicht für einen spionirenden Türken gehalten zu werden. Dieser obenbemerkte Prinz versicherte mich, daß sein Bruder gerne einen Europäer aufnehmen möchte, um durch ihn etwas zu lernen, und vorzüglich was das Militär betrifft eine gute Anleitung zu erhalten, und dieses dürfte wohl für manchen annehmbar seyn, indem ich überzeugt bin, daß der Sultan von Takele einen solchen Instructor sehr gut halten würde, und dieser überdieß noch den Vortheil hätte, über das Land und vielleicht auch über die Gränznachbarn sichere Nachrichten einzuholen. Der Prinz, welcher sehr

*) Eine weiße Kappe, welche man unter dem Tarbusch trägt.

oft zu mir kam, suchte mich auf alle Art und Weise zu bereden, mit ihm nach Takele zu reisen, und ich war schon über alle Furcht hinaus und wollte diese Reise wagen, als meine sonstigen Verhältnisse mich zwangen meinen Plan zu ändern. Dem Prinzen machte ich lange Zeit früher vor seiner Abreise ein Geschenk mit einem Tarbusch, *) den er auch während seiner Anwesenheit in Lobeid fortwährend trug; am Tage vor seiner Abreise aber brachte er mir solchen wieder zurück und bat mich solchen aufzuheben, bis er wieder käme, indem er denselben in Takele nicht tragen dürfte, weil sein Bruder, der Sultan, auch keinen hätte.

An der Spitze des irregulären Militärs steht ein General oder Seriasker, wie ihn die Türken nennen, welcher zwar jedesmal vom Sultan ernannt wird, jedoch nach der Sitte des Landes vorerst eine That ausführen muß, die ihn dieses Postens würdig macht, und dieß ist gewöhnlich entweder ein Ueberfall in ein oder das andere Nachbarland, oder sonst ein Beweis persönlicher Tapferkeit und Unerschrockenheit. Diese Probe fällt nicht immer für den Aspiranten vortheilhaft aus, denn als im Jahre 1838 der bereits ernannte Oberbefehlshaber der Takele'schen Truppen dieses Heldenstück auszuführen hatte, war er selbst der verlorene Theil. Er überschritt nämlich mit etwa hundert Mann Lanzenträger die Gränze, und fiel in den nächsten Bakkarastamm ein. An einem Mogrebinen, welcher sich zufällig daselbst befand, sollte der Heldenmuth bewiesen werden. Der General zu Pferd, und bloß mit einem breiten Schwert bewaffnet sprengte gegen den Mogrebi vor, schwang sein Schwert in der Luft, und glaubte schon mit einem einzigen Streich dem armen Wüstenbewohner den Garaus zu machen, doch dieser zu Fuß und nur mit einer Pistole bewaffnet, wich dem ihm drohenden Streiche geschickt aus, und streckte dann den tapfern General mit einem Schuß zu Boden; als dieß die Begleiter desselben sahen, ergriffen sie sogleich die Flucht, und der Mogrebi ward Besitzer des Pferdes und der Waffen des niedergestreckten Generals; man kann sich daraus einen kleinen Begriff machen, in welchem Zustand die Armee von Takele sich befindet.

Auch Sklaven werden aus Takele ausgeführt, welche sie in den Kriegen mit ihren Gränznachbarn erbeuten, allein sie selbst

*) Eine rothe Mütze mit einer seidenen Quaste.

werden auch nicht verschont, und leiden viel theils von den räuberischen Bakkara, theils durch ihre eigenen Landsleute, welche alle Mittel ersinnen, ihnen mit Gewalt oder List die Kinder zu rauben und sie als Sklaven zu verkaufen. Ich selbst habe in dem Hause eines Europäers in Cairo ein Mädchen gekannt, welches aus dem elterlichen Hause mit ihrer jüngern Schwester auf eine Art geraubt wurde, daß man sich in der That wundern muß, unter diesen rohen Naturmenschen eine solche Verschlagenheit zu finden; zugleich kann diese Geschichte als Beweis dienen, wie man allenthalben mit diesen armen Schwarzen verfährt. Ein Sklave in Takele geraubt und von einem Türken in Kartum gekauft, erhielt, wie es öfters der Fall ist, nach dem Tode seines Herrn die Freiheit und kehrte in seine Heimath zurück; der Schech des Orts, ein Abyssinier von Geburt, welcher noch sehr jung in diese Gegend kam, aus Liebe zu einer Negerin zum mohammedanischen Glauben übergetreten war, und sich daselbst ansässig gemacht hatte, nahm diesen Sklaven, dessen Eltern bereits todt waren, und der sonst keine Anverwandten mehr traf, in seinem Hause gastfreundlich auf und versah ihn mit allem was er bedurfte. Er blieb mehrere Monate in dem Hause des Schechs, und wußte sich bei allen, vorzüglich den Kindern, durch sein gefälliges Betragen so einzuschmeicheln, daß er nicht als Fremder, sondern als ein Glied der Familie angesehen wurde. Eines Tags, als die Frau des Schechs zu einer kranken Freundin in eine etwas entfernte Hütte gerufen wurde, und der Schech selbst auf dem Feld arbeitete, wurde dieser freie Neger bei den Kindern zu Hause gelassen; er unterhielt diese auch einige Zeit mit verschiedenen Spielen, entfernte sich dann auf kurze Zeit, und forderte, als er zurück kam, die älteste Tochter, ein Mädchen von eilf Jahren, auf, ihm mit ihrer etwas jüngeren Schwester zu folgen, um die Mutter abzuholen. Die Kinder, nichts Arges ahnend, willigten mit Freuden ein, und gingen mit diesem Menschen aus dem Hause; er führte sie sogleich außerhalb des Orts und gab vor, auf einem etwas kürzeren Wege zur Hütte der Freundin ihrer Mutter zu gelangen. Unterwegs suchte er die Mädchen durch Erzählungen von Mährchen, und indem er ihnen bald eine Blume zeigte, bald eine Frucht brach, zu zerstreuen, um sie nicht merken zu lassen, daß er mit ihnen auf einem ganz ungebahnten Weg fortgehe; nach mehreren Stunden und vielfältigen

Versicherungen sogleich die Mutter zu treffen, kamen sie in eine offene Gegend im Walde an, wo mehrere Männer im Busche versteckt lauerten und deren Pferde daselbst weideten. Hier versicherte dieser Undankbare nochmals den Kindern, sie recht bald und zwar in Gesellschaft aller dieser Männer zu ihrer Mutter zu bringen, und gab ihnen einige Erfrischungen. Als die Nacht angebrochen war, kamen noch einige Männer zu Pferde, und sogleich brach Alles auf. Der Räuber nahm die beiden Mädchen zu sich aufs Pferd, die jüngere vor, die ältere hinter sich, und betheuerte nochmals sie recht bald zu der Mutter zu bringen, welche ihrer bereits warte. Es ging nun die ganze Nacht fortwährend zu Pferde im Walde reitend, und um die Mädchen, welche vor Müdigkeit in Schlaf verfallen wollten, vor dem Herunterfallen zu schützen, band er beide mit einem Strick an sich. Die jüngere glaubte immer noch, daß es zur Mutter gehe, doch die ältere fing zu schreien und zu weinen an, und klagte laut, sie wisse, daß man sie beide gestohlen habe, und als Sklaven verkaufen wolle. Nun änderte der Unmensch sein Betragen, er schlug die armen Mädchen ins Gesicht, und drohte sie zu ermorden, wenn sie noch einen Laut von sich geben; so ging es vier Nächte immer weiter, denn bei Tage mußten diese räuberischen Bakkara — denn solche waren es — sich im Wald oder sonstigen öden Orten verstecken, um nicht von den Einwohnern bemerkt und aufgegriffen zu werden. Endlich trafen sie in einem Lager von ägyptischen Truppen ein, der Räuber brachte die zwei Mädchen zu dem Befehlshaber, und machte ihm mit denselben ein Geschenk, versteht sich gegen ein anderes Geschenk von gleichem Werthe. Der Commandant, von den Thränen dieser zwei Kinder gerührt, suchte solche zu besänftigen, ließ ihnen Erfrischungen reichen und befragte sie sodann wo sie herkämen. Als sie nun den Namen ihres Vaters und ihren Wohnort nannten, zugleich dem Türken die Art und Weise, wie dieser undankbare Mensch sie aus dem elterlichen Hause raubte, erzählten, wurde derselbe ergrimmt, und ließ dem Räuber sogleich einige hundert Streiche auf die Fußsohlen geben. Er beruhigte die weinenden Kinder, versprach ihnen sie wieder nach Hause zurückzubringen, und erzählte ihnen auch, daß ihr Vater den Tag vorher im Lager angekommen, und nachdem er sie daselbst nicht getroffen, wieder nach Hause zurückgeeilt wäre, um sie auf einer

andern Seite zu suchen. Es fand sich nun, daß der ägyptische Commandant ein Freund des Vaters, und ihm vor einigen Jahren ein großer Freundschaftsdienst von letzterem erwiesen worden war. Er ließ nun sogleich einen Unterofficier kommen, übergab ihm die zwei Mädchen mit dem Befehl, sie zu ihrem Vater wieder zu bringen, und ihm auf der Gränze Nachricht zu geben. Dieser bestieg ein Kamel, nahm die Mädchen zu sich, und erfreute sie durch die Versicherung, in zwei Tagen an der Gränze von Takele zu seyn, und sie dann durch andere sichere Gelegenheit zu ihrem Vater zu schicken. Allein wie getäuscht fanden sie sich, als sie nach zehn Tagen in Kartum eintrafen, und eine ihnen ganz unbekannte Stadt erblickten, wo dieser zweite Räuber sich ihnen in seiner wahren Gestalt zeigte. Er eilte mit ihnen gleich zum blauen Nil, miethete eine Barke um seine Reise nach Cairo fortzusetzen; doch hier wurde er angehalten, und sogleich vor den Gouverneur gebracht. Auf die Frage, wo er herkomme, und auf wessen Auftrag er diese zwei Sklavinnen transportire, gab der Unterofficier vor, von dem die Gränztruppen commandirenden Officier diese Mädchen mit dem Auftrag erhalten zu haben, sie nach Cairo zu bringen. Der Gouverneur verlangte einen schriftlichen Ausweis, und als der Unterofficier diesen verloren zu haben vorgab, und auch die Aussagen der beiden wiederholt geraubten Mädchen bestätigten, daß er diese gestohlen habe, und von seinem Trupp desertirt sey, erhielt er die gebührende Strafe. Die Mädchen wurden zu der Frau eines Unterofficiers gebracht, und ihnen gesagt, daß sie mit dem nächsten Transport wieder an den Freund ihres Vaters, den die ägyptischen Truppen an der Gränze commandirenden Officier, gesendet würden, welcher sie sodann zu ihren Eltern bringen lassen werde. Doch dieses Glück ward ihnen nicht zu Theil. Der Unterofficier, dem sie zur Obhut übergeben waren, kam in einer Nacht mit einem Djelabi in einem Hause zusammen. Dieser weckte die Mädchen, die bereits schliefen, hieß sie zur Reise nach ihrem Wohnort sich vorbereiten, brachte sie ans Ufer des blauen Nils, wo sie übergesetzt und schnell auf einem bereit gehaltenen Kamel weiter fortgeschafft wurden. Schon des andern Tags früh wurden sie einem zweiten Sklavenhändler übergeben, der sie in das Haus eines Türken in Cairo verkaufte, von welch letzterem der Europäer, in dessen Hause ich das ältere Mädchen

traf, sie kaufte. Man sieht, daß diese armen Schwarzen von allen Seiten ein trauriges Schicksal erwartet, und daß fast unbedingt Sklaverei ihr Loos wird.

Zehntes Capitel.

Religion.

Der größte Theil der Einwohner Kordofans bekennt sich zum Islam; doch sind sie weniger fanatisch als andere Mohammedaner, was wohl daher rühren mag, daß in dieser südlichen Gegend selten Christen und Juden gar keine zu treffen sind, und somit auch kein Anlaß zu Religionshaß sich findet. Ich fand jedoch im allgemeinen, daß, mit Ausnahme der Dongolawi, die wenigsten rein dem Koran zugethan sind, und ihre Glaubensansichten noch ganz in der Kindheit liegen, auch kümmern sie sich nicht viel um die verschiedenen Religionsceremonien, und leben, außer daß sie an eine Gottheit glauben und manchmal ihren Propheten anrufen, in der tiefsten Unwissenheit. Es gibt sehr wenige Moscheen im Lande, und selbst diese werden nur von den daselbst wohnenden Türken und Dongolawi besucht. Daher wird auch dem Koran wenig Folge geleistet, und jeder lebt nach seiner natürlichen Religion, die er im elterlichen Hause durch Sehen und Hören sich eingeprägt hat. Daher kommt es, daß allerlei Meinungen und Ansichten sich einmischen; sie glauben außer an Gott auch noch an eine Macht des Bösen und mengen in ihren Islam viel heidnischen Aberglauben. Eine wesentliche Ursache dieser Unwissenheit ist die geringe Sorge der Regierung um Einrichtung von Schulen, deren man bei den meisten Stämmen fast gar keine findet. Mit Ausnahme der Fakirs und Tekirs gibt es sehr wenige, die schreiben können; sie sind es, welche den Koran lesen, und das Gelesene dem Volke mittheilen sollen. Die ersten sind die Religions- und Schullehrer; auf eine hölzerne Tafel schreiben sie einige Sprüche aus dem Koran nieder, und lassen es ihre Schüler nachschreiben; können diese einmal so viel, so haben sie schon genug gelernt, verlassen die Schule, und es vergeht kein Jahr, so haben sie alles wieder vergessen. Sie sind auch Amulettenschreiber, wo-

mit sie öfters auf schändliche Art das Volk hintergehen; sie schleichen sich in die Familien so ein, wie die Geistlichen in Italien; sie wissen die kleinsten Geheimnisse auszuholen, mischen sich in alle häuslichen Angelegenheiten, und gelten öfters mehr im Hause als der Herr selbst; durch sie werden auch die Heurathen gestiftet, und ohne ihren Rath überhaupt kein Geschäft gemacht. Gewöhnlich ist dieses Amt eines Fakir erblich vom Vater auf den Sohn, und wird nicht so leicht in eine andere Familie übertragen. Sie machen auch Gelübde, z. B. das ganze Leben hindurch keinen Tabak zu rauchen, Merissa oder Kaffee zu trinken, jeder wählt sich was er will; kurz sie sind das was die Derwische bei den Türken sind, allein mit dem großen Unterschied, daß sie nicht für Heilige gehalten werden. Bei den Dongolawi traf ich die größte Zahl von Fakirs; auch sind sie hier strenger in der Ausübung des mohammedanischen Glaubens, mit der einzigen Ausnahme daß sie den Branntwein sehr lieben. Sie treiben keinen Ackerbau, sind aber Kaufleute, Mäkler u. s. w.; in der Regel sollen alle schreiben und lesen können; sie tragen, wie die Fakirs eine große Schnur von großen hölzernen Perlen um den Hals; der größte Theil von ihnen sind Heuchler und es ist besser, nichts mit ihnen zu thun zu haben.

Die mohammedanischen Neger leben insgesammt in der größten Unwissenheit; man findet bei ihnen die wenigsten Fakirs und mit Ausnahme der Beschneidung wenig Zeichen, daß sie sich zum Islam bekennen. Sie haben auch besondere Begriffe, z. B. von der Erschaffung der Welt, und mengen viel Aberglauben unter den ihnen im Ganzen wenig bekannten Koran. So erzählte mir ein alter Neger, wie es komme, daß der liebe Herrgott weiße, schwärzliche und ganz schwarze Menschen auf der Welt leben lasse. Als nämlich nach dem Begehen der Erbsünde das erste Paar Menschen aus dem Paradies vertrieben wurde, kam unser Herrgott täglich um nachzusehen, ob auch seine Befehle befolgt werden, und sie sich im Schweiße ihres Angesichts ihr tägliches Brod erwürben. Eva, oder wie die Neger die erste Mutter nennen, Hauve, gebar täglich viele hundert Kinder, die sie auch dem Abu (Gott Vater) immer zeigen mußte, welcher solche in alle Theile der Welt aussandte, um sich dort selbst fortzupflanzen. Es traf sich nun einmal, daß Hauve mehrere hundert Kinder zur Welt

brachte, welche von einer dunkleren Hautfarbe waren; als Abu kam, diese sah, gab er der Hauve einen Verweis und sagte, er wolle keine solchen Kinder mehr sehen, und nahm sogleich diese schwärzlichen Kinder weg und versetzte sie nach dem heutigen Abyssinien. Kurz darauf gebar Hauve wieder eine große Zahl solcher Kinder, und aus Furcht vor dem Abu sperrte sie solche in den Ofen, und wollte sie verheimlichen; allein Abu, welcher bei seiner Ankunft sogleich einen Verdacht hatte, und von der Hauve auf wiederholtes Anfragen nach den letzten Kindern keine genügende Auskunft erhielt, suchte selbst überall nach, und fand diese Kinder im Ofen, und als sie herauskrochen, waren alle von dem Ofenruß gänzlich schwarz. Aufgebracht über das abermalige Vergehen der Hauve nahm er ihr abermals diese Kinder weg und schwur, daß sie zum Angedenken des Vergehens ihrer Mutter immer so schwarz bleiben sollten, so wie sie aus dem Ofen heraus gekommen, und nichts auf der Welt solle im Stande seyn diese Farbe abzuwischen; dieß sind nun die Stammeltern der Neger. Ueberhaupt kleiden die mohammedanischen Neger ihren Glauben gerne in Mährchen und sonstige Albernheiten ein, was ihnen sodann so eingeprägt bleibt, daß es beinahe unmöglich wird sie eines andern zu belehren. Sie glauben auch sehr stark an eine Seelenwanderung nach dem Tode, und lassen vorzüglich den Affen die große Ehre, von menschlichen Seelen belebt zu seyn, die wegen irgend eines Verbrechens während des Lebens die Strafe nach dem Tode in einem Affenkörper erleiden müssen. Sie fügen nicht so leicht einem Affen ein Leid zu, und tragen Sorge, daß sie nicht an Futter Mangel leiden; wenn sie sehen, daß man eines dieser Thiere mißhandelt, werden sie böse, und mir selbst, als ich einmal meinen Affen wegen eines Vergehens züchtigte, gab ein alter Neger einen ernsten Verweis und setzte hinzu: warum schlägst du deinen Affen, kann es nicht wohl dein Großvater seyn, dessen Seele nach seinem Tode in den Körper dieses Thieres eingeschlossen wurde? Auch die Elephanten und Papagaien setzen sie in die gleiche Kategorie mit den Affen, und behaupten, daß vorzüglich erstere nicht so verständig handeln könnten, wenn nicht eine menschliche Seele in ihrem Körper wohnte.

In Kordofan duldet man auch keine solche Schechs oder Heilige, welche Narren oder verstellte Betrüger sind, wie solche so

häufig in Aegypten vorkommen, und welche von dem Volke für heilig gehalten und so zu sagen angebetet werden. Im Gegentheil, wenn wirklich ein von der Mutter Natur stiefmütterlich behandeltes Geschöpf vorkommt, behandeln sie zwar einen solchen Unglücklichen nicht schlecht, doch wird derselbe schon in der eigenen Familie so viel wie möglich verborgen gehalten und Sorge getragen, daß er mit Niemanden so leicht in Berührung komme. Von den eben genannten Heiligen (Schechs), wie solche bei den Mohammedanern vor und nach dem Tode verehrt werden, sind mir in ganz Kordofan nur zwei bekannt. Einer von diesen starb vor mehreren Jahren, und zu seinem Grabe, welches ungefähr zwei Stunden von Lobeid entfernt ist, wallfahrtet das Volk selbst aus den weitesten Gegenden; sie machen daselbst Gelübde, wenn der Heilige ihnen dieses oder jenes Verlangen gewähren würde. Die Opfer, welche man dann zu seinem Grabe bringt, bestehen in Schafen, Getreide &c., erstere werden Montag und Donnerstag daselbst geschlachtet, und an die blinden Bettler, welche sich an den genannten Tagen dort einfinden, vertheilt. Hierauf verrichtet der Opfernde ein kurzes Gebet und das Gelübde ist erfüllt.

Der zweite Schech lebt noch in Lobeid und heißt Beduy; dieser ist ein frommer Mann, und nichts weniger als ein Scheinheiliger, weßhalb er auch von allen geliebt und geschätzt wird. Er schlichtet die Händel, ertheilt allen, die ihn darum ansprechen, freundschaftlichen Rath, und kennt keine Parteilichkeit, nimmt auch in keinem Fall ein Geschenk an; er lebt ganz einfach, seine Nahrung besteht in nichts als Garat; *) er läßt sie zu Mehl reiben, und Brod daraus backen; nur einmal des Jahres ißt er Fleisch. Ich habe ihn einigemal besucht, und mich mit ihm über verschiedene Gegenstände unterhalten und zu ersehen Gelegenheit gefunden, daß er meist natürliche gesunde Begriffe von allem hat. Was jedoch seine Religion betraf, so war er ganz Mohammedaner, und vertheidigte seine aufgestellten Sätze mit dem größten Eifer; doch habe ich ihn nie von der christlichen oder einer andern Religion mit Verachtung reden hören, wie es an vielen Orten geschieht, und er bemitleidet bloß diejenigen, die nicht so glücklich waren, dem wahren Glauben, so wie er, anzugehören. Er ist mit

*) Eine Baumschote, mit welcher in Kordofan das Leder gegerbt wird.

einem Wort mohammedanischer Missionär. Er hat schon Tausende von Proselyten unter den heidnischen Negern gemacht, indem er den größten Theil des Jahres in den Gebirgen herumzieht und den Islam zu verbreiten sich bemüht. Er verficht auch seine Sache nach dem buchstäblichen Sinne des Korans mit dem Schwert in der Hand, und hat sogar in einem Kampfe für seine heilige Sache einen Sohn verloren. Die Fakirs fürchten ihn sehr und hüten sich ungemein in seiner Nähe ihr Wesen zu treiben; sie werden aber auch von ihm verachtet. Es wäre wohl Zeit, daß Europa sein Augenmerk hinsichtlich des Missionswesens auf diesen Theil Afrika's wenden möchte. Später wird man daran denken, dann ist es zu spät. Haben die Neger einmal den Islam angenommen, so kann sie nichts auf der Welt mehr bewegen, ihre gefaßten Meinungen zu ändern. Wie ich aus vielen sichern Quellen vernommen habe, so sind nur noch wenige Provinzen im innern Afrika, wo nicht der Islam schon angefangen, festen Fuß zu fassen. Meistens sind es die Djelabi, welche die Neger zu bekehren suchen, und es ist ihnen auch theilweise gelungen. Noch muß ich bemerken, sollten sich katholische und protestantische Missionsgesellschaften entschließen, Missionäre dahin zu senden, so sollen sie sich nicht niederlassen, wo der Islam schon herrschend ist, alle Mühe und alles Geld wäre verloren. Sennaar, Korbofan sind nicht geeignet, wollte man auch dort nur die Neger aus entfernten Ländern, die man um ein billiges Geld kaufen könnte, bekehren, und sie dann wieder in ihre Heimath schicken. Der Umgang mit Mohammedanern und die Erlernung der arabischen Sprache würde alles vereiteln. Nuba, Kodero, Scheluk, Runga, Kulla rc., das sind Länder, wo noch etwas zu erreichen ist; geschieht es nicht bald, so sind diese und noch viele andere Staaten für das Christenthum verloren.

Eilftes Capitel.

Krankheiten.

Ich habe während meiner ganzen Reise keine Provinz getroffen, welche ein so ungesundes Klima hatte, welche so viele und

so verschiedenartige Krankheiten erzeugt. Alles was sich in diesem Lande befindet, Eingeborne und Fremde, unterliegen diesen Uebeln, mehr oder weniger, nur daß die Europäer viel eher ein Opfer des Todes werden, als die Schwarzen; von allen den Weißen, welche in diese Gegenden kommen, kann man mit Bestimmtheit zwei Drittheile für geopfert annehmen. Die Türken und Aegyptier, welche im Dienste Mehemed Ali's dahin versendet werden, schmelzen zusehends, und müssen fortwährend durch Neuangestellte ersetzt werden. Von den seit 17 Jahren in Kordofan angestellten 16 europäischen Aerzten und Apothekern starben sieben, und von acht Engländern, welche zur Eröffnung der Eisenminen in diese Provinz abgesandt wurden, starben in weniger als zwei Monaten sechs, und die andern zwei konnten nur durch eine eilige Flucht aus dieser ungesunden Gegend dem Tode entgehen. Der englische Capitän Woodfall, welcher dieß Land im Jahr 1831 besuchte, fand auch seinen Tod. Vorzüglich während der Regenzeit brechen alle Krankheiten mit einer doppelten Wuth aus, und kein Haus, keine Hütte ist von Kranken leer, so daß man ganz Kordofan als ein großes Spital ansehen kann. Der Mangel an europäischen Aerzten, welche sich nur beim Militär und nur in Lobeid befinden — bei meinem Aufenthalt war gar keiner da, denn derjenige, den ich traf, starb kurze Zeit darnach — ist ein Umstand, der das Uebel noch vermehrt, und es hat sich auch mehrentheils getroffen, daß auch diese dem Klima ihren Tribut zahlen mußten, und sohin außer Stand gesetzt wurden, andern Leidenden Hülfe zu leisten. An eingebornen Aerzten fehlt es zwar nicht, doch kann man sich leicht vorstellen, welcher Curart man unterworfen ist, und zu diesem allem kommt das den Mohammedanern so liebe Allah Kerim (wie Gott will)! eine Hauptursache, daß man selten Mittel sucht, ein leichtes Uebel noch im Entstehen zu unterdrücken, und bevor die Eltern den Kindern, oder diese den Eltern in Krankheiten Hülfe leisten, müssen vorerst alle Fakirs und sonstigen Amulettenschreiber, oder resp. Schwärmer und Wahrsagerinnen nutzlos angewendet worden seyn. Die vorzüglichsten Krankheiten sind Fieber, Dysenterie, Geschwüre am Hals (Durore genannt), Wassersucht, Blattern, Fadenwurm, Hautausschlag und Lustseuche. Dem Fieber unterliegt alles, und jede Vorsicht, jede geregelte Lebensweise ist im Durchschnitt unnütz.

Ich fand im Gegentheil, daß Leute, welche hitzige Getränke, als Branntwein, Merissa oder Bill-Bill genossen haben, viel mehr von dem Fieber oder der Dysenterie verschont blieben, als andere, die durch eine strenge Diät und alle möglichen Vorsichtsmaaßregeln diesem Uebel ausweichen wollten und viel eher dahin gerafft wurden. Ich selbst habe diese Lebensweise beobachtet, leider aber das Gegentheil von dem empfunden, was ich in Europa oder in einem sonst besseren Klima hätte erwarten können, denn während meiner eilfmonatlichen Anwesenheit in dieser Gegend konnte ich nur sehr wenige Wochen zählen, wo ich von Fieber und Dysenterie frei gewesen wäre. Alle meine auf die Reise mitgenommenen Arzneien waren fruchtlos, bis ich den Rath einiger Alten befolgte und, wiewohl nur mäßig, Merissa und Branntwein trank, fand ich mich von diesen beiden Krankheiten befreit. Der vorzüglichste Stoff zu diesen genannten Krankheiten liegt, außer dem schnellen Wechsel der Temperatur, vorzüglich im Genusse des Wassers. Das meiste Wasser ist schlecht, vieles ist voll von Infusionsthierchen, wenn man selbes nicht bevor kocht, wozu nicht immer Gelegenheit vorhanden ist, oder Branntwein beimischt; geschieht dieß nicht, so ist in wenig Tagen das Fieber oder die Dysenterie eine unausbleibliche Folge.

Die Heilarten der Kordofaner sind verschieden, und bestehen außer den vorhin erwähnten abergläubischen, auch in solchen Mitteln, welche man in Europa im gemeinen Leben unter die Artikel einer Roßcur setzt. So trinken z. B. die vom Fieber Befallenen, wenn alle Amuletten oder sonstigen Beschwörungsmittel fruchtlos angewendet wurden, während drei oder vier Tagen täglich eine Schale mit ungefähr ein Pfund zerlassener Butter, oder eine große Quantität Milch, worein sie früher durch 24 Stunden Sandal gelegt haben. Beides verursacht ein starkes Abweichen, und ich sah mehrere durch diese Mittel geheilt vom Fieber. Zum Stillen der Dysenterie gebrauchen sie saure Milch, in welche sie über Nacht Dabaldia, eine Baumfrucht, legen, welche verstopft. Dagegen verursacht die Frucht, in geringer Menge genossen, einen leichten Stuhlgang; doch sind diese Curen nur bei den Eingebornen anzuwenden, und für den Europäer jedenfalls tödtlich. Für Wassersucht kennen sie keine Mittel, und es sterben auch mit geringer Ausnahme alle von dieser Krankheit Befallenen. Sobald sich der

Fadenwurm zeigt, wird der entzündete Theil mit einem glühenden Eisen gebrannt, und eine kleine Oeffnung angebracht; sobald diese gemacht ist, zeigt sich auch gleich der Wurm, und nun verfährt man so wie bei dem Bandwurm: man ergreift den aus der Oeffnung gedrungenen Theil des Wurms, wickelt solchen behutsam um ein Stückchen Holz, und fährt so lange damit fort, bis nach und nach der ganze Wurm herausgewunden ist; zerreißt derselbe jedoch, bevor er ganz herausgezogen wurde, so erneuert sich die Krankheit. Bei den Blattern reiben sie den Körper mit Erde ein, oder wälzen sich so lange im Sand herum, bis die Blattern aufgerieben werden, und der ganze Körper mit einer Sandkruste bedeckt ist; diese lassen sie sodann so lange an sich, bis die Blattern abtrocknen. Ein komisches Aussehen hat jedoch ein von Blattern befallener Schwarzer, wenn letztere sich ablösen; denn nun entstehen lauter weiße Flecke, welche erst mit der Zeit roth, und endlich wieder schwarz werden, so daß der Neger eine Zeit lang in einen Schecken verwandelt wird. In dieser Krankheit müssen sie sehr viel leiden, denn wegen Mangel an Kleidung und sonstiger Bedeckung können sie sich nicht so leicht warm erhalten, und stehen sohin unaussprechliche Qualen aus. Es werden viele ein Opfer dieses Uebels, doch der größere Theil wird geheilt.

Die Halsgeschwüre, Durore genannt, eine einheimische Krankheit, welche in der Regenzeit häufig sich vorfindet, sollen, wie die Eingebornen sagen, aus Verkühlung entstehen. Man öffnet sodann die Geschwulst mit einem glühenden Eisen, und sobald der Eiter hervorgedrungen, legt man eine aus Thon und Butter verfertigte Salbe auf. Die Lustseuche war im verflossenen Jahrhundert in diesen Gegenden noch ganz unbekannt, und ist erst in der neuern Zeit durch das aus Aegypten dahin verlegte Militär dieser Provinz eingeimpft worden. Man kann sich denken, welche Verheerung sie anrichtet, nachdem die armen Kinder der Natur oft eine geraume Zeit solche sich nicht erklären können, und sohin vernachlässigen. Zwar sind sie jetzt etwas gewitzigt, und gebrauchen einige Heilmittel, doch sind diese von geringem Nutzen, und vorzüglich in der Regenzeit alles vergeblich. Auch ist diese Krankheit so hartnäckig, daß sie bei den meisten in der trocknen Jahreszeit geheilt in der Regenzeit wieder ausbricht, was auch sehr natürlich zu erklären ist, indem die Heilung bei der Unkunde des

Uebels und bei so schlechter Behandlung mehrentheils nur oberflächlich und nie gründlich geschieht, weßhalb auch sehr viele davon zeitlebens krüppelhaft bleiben. Sie gebrauchen gewöhnlich eine Erde, Traiba genannt, *) welche abführend wirkt. Die Klystiere werden auf folgende Art gegeben: man nimmt ein Knöchelchen von einem Hühnerfuße, und nachdem man solches vom Marke gereinigt hat, wird ein Schafsdarm befestigt, in letzteren ein Decoct von Garra **) geschüttet, und das Beinchen in den After gesteckt; sodann quetscht einer so lange den Darm, bis das Lavement in den Körper eindringt. Wenn man noch zu allem Mangel an Aerzten und Heilmitteln die Unsauberkeit, in der diese Menschen leben, rechnet, so wird man sich leicht vorstellen können, was diese Leute in ihren Krankheiten zu erdulden haben. Man kann sich auch keine Vorstellung von dem Elend machen, welches man in den Hütten antrifft, die manchmal mit Kranken angefüllt sind; von Wartung und Pflege ist gar keine Rede, jeder bleibt sich selbst überlassen, und so geht auch natürlicherweise mancher zu Grund, der bei einer auch nur geringen Pflege sehr leicht hätte gerettet werden können, doch — Allah Kerim!

Präservativmittel gibt es für alle diese Krankheiten keine, und einem in diesen Gegenden reisenden Europäer könnte ich nichts Anderes anrathen, als sich möglichst vor süßer Milch und Wassertrinken zu hüten, lieber das Wasser abzukochen, und vorzüglich in der Regenzeit den Leib und die Füße warm zu halten, die Speisen stark zu pfeffern und lieber etwas zu wenig als zu viel zu essen; hat einer die Dysenterie, wobei in Aegypten Reis und Gummiwasser angewandt wird, so soll man ja hier nicht gleichfalls dazu greifen; man verdirbt sich nur den Magen noch mehr; Schalen von Granatäpfeln, in kaltes Wasser einige Stunden eingeweicht, habe ich die letzte Zeit bei einigen angewendet, und auch guten Erfolg bemerkt. Es ist übrigens unrichtig, wenn man glaubt, daß der Genuß geistiger Getränke in diesen tropischen Ländern schädlich wäre; im Gegentheil habe ich selbst, leider aber

---

*) Man findet diese Erde bei Schendy, auch am weißen Nil soll sie an einigen Orten vorkommen.

**) Gleicht an Gestalt und Größe den Pommequinten, es wächst auch auf die nämliche Art, der Geschmack ist sehr unangenehm.

erst zu spät die Erfahrung gemacht, daß eine mäßige Quantität Branntwein, wenn man keinen Wein hat, oder Merissa, täglich getrunken, sehr conservirt, und alle welche die Mittel dazu haben, befinden sich wohl dabei, und werden nicht so leicht von Fieber oder Dysenterie angefallen; nur versteht es sich von selbst, daß jedes Uebermaaß ebenfalls schadet.

Zwölftes Capitel.

Das Militär.

Die Truppen, welche in Kordofan vertheilt sind, bestehen aus drei Bataillonen des ersten Linieninfanterie-Regiments, das Bataillon zu 1000 Mann, 800 Beduinen zu Pferd, welche man auch Mograbi nennt, und etwa 40 Mann Artillerie zur Bedienung der wenigen Feldstücke, welche auf den Sklavenjagden verwendet werden; auch kamen noch im Anfange 1839 ungefähr 200 Mann irregulärer türkischer Reiter hinzu, welche man aus Dongola hieher verlegte, die aber nur auf eine unbestimmte Zeit daselbst zu bleiben hatten, und in kurzem in ihre Station zurückverlegt zu werden hofften. Der Stab liegt in Lobeid und der Oberst des Regiments (Bey), der bereits erwähnt wurde, ist zugleich Militär- und Civilgouverneur von Kordofan. Von demselben Regiment liegen noch zwei Bataillone in Sennaar. Dieses Regiment war ursprünglich das erste, welches Mehemed Ali in Assuan in Aegypten auf europäischen Fuß aus Negern zusammensetzte; man hat zwar zu verschiedenen Zeiten Hunderte von Aegyptiern demselben einverleibt, sie wurden aber meistens ein Opfer des Klima's, oder gingen in wenigen Jahren auf den Sklavenjagden zu Grunde. Es ist unumgänglich nothwendig, daß die ganze Garnison aus Schwarzen bestehe, denn die Weißen können sich nicht acclimatisiren. Ich habe aber auch unter allen den Truppen Mehemed Ali's, die ich in den verschiedenen Theilen seines Reiches gesehen hatte, keines gefunden, welches so schlecht equipirt, so schlecht exercirt, und beinahe so ohne Disciplin wie dieses gewesen wäre. Die Soldaten haben nur eine Montur aus weißen Baumwollstoffen, und es wäre auch wirklich ganz unzweckmäßig, dieselben in einem so heißen

Lande in Tuch zu kleiden; wenn man aber annimmt, daß die ohnedieß nicht sehr der Reinlichkeit ergebenen Neger sich mit dem Waschen nicht viel abgeben, auch keine Seife dazu erhalten, aus eigenem Beutel aber diese anzukaufen keine Lust haben, und bei allem diesem noch, zu Conservirung des Körpers, denselben öfters mit Butter einschmieren, so wird man sich bald das Bild eines kordofanischen Soldaten vorstellen können. Man ist wirklich in Verlegenheit, wenn man diesen Infanteristen ohne Ober- und Untergewehr begegnet, was man aus denselben machen soll, und ehe man mit dem Anblick recht vertraut wird, glaubt man immer eher eine Vogelscheuche als einen Soldaten zu erblicken.*) So wie die Montur ist auch die Armatur nicht in dem besten Zustande; abgesehen davon, daß sie früher von einer Feuerwaffe keine Idee hatten, so sind ihre Abrichter eben so unwissend, und völlig unvermögend einem Neuling eine gründliche Anweisung zu ertheilen; so sieht man denn Gewehre, an denen der Rost im strengsten Sinne des Wortes seinen Zahn gewetzt hat, und die freilich nicht durch zu vieles Putzen, sondern durch den Rost so schwach im Lauf sind, daß sie keine vollkommene Ladung aushalten. Statt der Steine sah ich gar oft ein Stückchen Holz eingeschraubt, indem der Soldat es viel zweckmäßiger fand, erstern zu verkaufen, und sich etwas Tabak dafür anzuschaffen. Um die Desertion so viel als möglich zu verhindern, sucht man die Soldaten zu verheurathen, und diese wohnen dann nicht in den Casernen, sondern in eigenen Hütten, außerhalb derselben. Doch darf man ja nicht glauben, daß es in Kordofan Casernen gibt, wie in Europa oder wenigstens in Aegypten. Die Casernen von Lobeid bestehen aus ungefähr 50 Hütten, welche durcheinander einzeln gebaut und mit einem Dorngehege eingezäunt sind; in letzterem ist eine Oeffnung gelassen, vor selbe ein Baumast gelegt, und dieß ist das Thor; die inwendige Einrichtung entspricht dieser Anstalt; außer dem Angareb und den Tornistern der Mannschaft findet sich auch nicht das geringste von Casernenrequisiten. Solcher Casernen gibt

*) Ihre Fußbedeckung besteht in Schuhen und Sandalen, doch ein Theil davon zieht auch ganz barfuß auf die Wache, was man aber auch nicht so genau nimmt; die Kopfbedeckung ist wie bei allen übrigen Truppen der Tarbusch, oder rothe Kappe, und von der ganzen Kleidung auch das einzige gut erhaltene Stück.

es drei für die Infanterie in Lobeid. Wenn die Wache aufzieht, so gehen gewöhnlich die Weiber, und mit den unverheuratheten ihre Cameraden mit, welche die Strohmatte und Pfeifen der Wachmannschaft nachtragen, indem es zur ersten Regel gehört, sich den Aufenthalt auf der Wache so angenehm und bequem als möglich zu machen. Diese Bequemlichkeit erstreckt sich sogar auf die Schildwachen, welche es sich auch so viel als thunlich erleichtern und gewöhnlich nicht Schildwache stehen, sondern sitzen; damit aber auch während dieser Zeit das Gewehr sie nicht belästige, so stellen sie dasselbe oft auf einige Schritte Entfernung bei Seite. Geht ein Officier vorbei, so genirt das ebensowenig; die Schildwache steht höchstens auf, von einem Schultern oder Präsentiren des Gewehres ist gar keine Rede. Wenn der Wachtposten abgelöst wird, so wartet man nicht bis alles in Ordnung ist, sondern, sobald die neue Wachtmannschaft anlangt und die einzelnen Posten ablöst, so geht jeder, die Strohmatte und Pfeife unter einem, das Gewehr auf dem andern Arm, ganz gemächlich nach Hause, und überläßt es den Ober- oder Unterofficieren, das wenige Erforderliche anzuordnen.

Wie der Garnison- und Felddienst, so steht das Exerciren auf einer ganz ähnlichen Stufe. Die Recruten werden nur einige Wochen abgerichtet; sie begreifen leicht, und lernen schnell mit Ausnahme der Scheluk; allein eben so schnell vergessen sie auch wieder das Erlernte, indem man es nicht mehr der Mühe werth hält, durch öfteres Exerciren das Fehlende nachzuholen; die Abrichtung geschieht mehrentheils einzeln, sehr wenig in größern Abtheilungen, und in Bataillonen höchst selten. Es ist daher auch kein Wunder, wenn ein solches Bataillon nicht einmal die einfachsten Bewegungen mit Präcision ausführen kann. Ich habe selbst gesehen, wie bei einem Exercitium im Bataillon der Commandant es nicht dahin bringen konnte, ein Quarré aufs Commandowort zu formiren, beinahe jeder Einzelne mußte beim Arm genommen und auf den im Quarré einzunehmenden Platz hingeführt werden; dennoch ist dieß noch das einzige Manöver, welchem sie eine große Aufmerksamkeit schenken müssen, weil es bei den Scharmützeln, die sie zu verschiedenen Zeiten mit den feindlichen Nachbarn oder auf den Sklavenjagden zu erstehen haben, angewendet wird, um dem in der ersten Hitze angreifenden, und nur mit blanken

Waffen versehenen Feind augenblicklich Widerstand zu leisten, weil sonst ungeachtet des Vortheils, den die regulären Truppen Mehemed Ali's durch die Feuerwaffen besitzen, es anfangs öfters geschah, daß die einzelnen Abtheilungen, welche man vorschickte, beinahe im vollen Sinn des Wortes erdrückt wurden. Nach dem gegenwärtigen System wird jedesmal, wenn man einen Angriff gewärtigt, die Truppe in ein oftmals nur ein Glied hohes Quarré formirt, das Bajonett gefällt, und alle Nicht-Combattanten, so wie das beihabende Gepäck und Munition, auch öfters die Cavallerie, in die Mitte genommen. Wenn sodann das Anprallen des Feindes zurückgewiesen ist, und dieser nun in Unordnung sich zurückzieht, dann erst wird das Quarré gebrochen und der Feind verfolgt. Daher wird dieß Manöver vorzugsweise gelehrt. Von andern Bewegungen, als Reihen- und Colonnenmärschen in die eine oder die andere Flanke, Massenformirungen, Aufmärschen aus solchen in die Fronten oder sonstigen anderen nothwendigern Manövern, wenn sie auch noch so einfach auszuführen sind, haben diese Truppen keinen Begriff, und werden, wenn es ja einmal dem Commandanten in den Sinn kommt solche anzuwenden, mit einer solchen Confusion vollzogen, daß der Bataillonscommandant große Mühe hat, sein Bataillon aus dem entstandenen Chaos neu zu formiren. Es ist unglaublich, wie schnell sie alles wieder vergessen, denn das Regiment hatte bis Mitte 1837 einen ausgezeichneten französischen Instructeur, welcher endlich wegen Krankheit das Land verlassen mußte. Schießen lernen sie gut, doch ist es bei der schlechten Erhaltung der Feuergewehre nicht zu verwundern, wenn auch der beste Schütze häufig fehlt. Indeß auch diese für einen jeden Soldaten so nothwendigen Uebungen werden sehr selten vorgenommen, und man behandelt den Soldaten in diesem Lande mehr als einen Polizeidiener, den man bei Eintreibung der Steuern, bei Verhaftungen und sonstigen in das Polizeiwesen einschlagenden Verrichtungen verwendet.

Es wäre auch eine sehr gefährliche Sache, die Truppen mit vielem Exerciren oder sonstigen Dienstleistungen zu plagen, wenn man nicht das Aeußerste dabei riskiren wollte, denn der Officier darf es nicht wagen, mit einer wenn noch so unschuldigen Strenge die Ausführung der gegebenen Befehle zu verlangen, denn nicht nur würden diese nicht befolgt werden, sondern der Officier hätte

auch das Schlimmste zu gewärtigen. Mit Güte richtet man bei diesen Halbwilden alles, mit Strenge nichts aus; und man muß daher jedesmal entweder das Ehrgefühl dieser Neger aufregen, oder durch freundliche Worte sie zu überreden suchen, damit sie ihren Dienst thun. Es ist daher auch ein großer Unterschied zwischen den ägyptischen und diesen Soldaten. Jene, von Kindheit an mit dem Stock zu allen Diensten angetrieben, kriechen, wenn sie einen höhern Officier sehen, wie ein Wurm auf der Erde, im Vorgefühl der zu erstehenden Strafe, wogegen der in der Freiheit erwachsene Neger seinem Vorgesetzten unter die Augen tritt, und die Befehle erwartet; werden ihm nun diese so ertheilt, daß sein Ehrgefühl oder sein freier Sinn dabei nicht angetastet wird, so kann auch der Vorgesetzte versichert seyn, daß sie pünktlich ausgeführt werden. Doch wehe, wenn der Vorgesetzte es wagen wollte, mit harten Worten oder durch Mißhandlungen einen Soldaten zur Verrichtung seines Dienstes zu zwingen, sein Leben wäre augenblicklich gefährdet, und ein Aufruhr der ganzen Truppe könnte weitere üble Folgen haben, was auch schon geschehen ist. Dieß wissen auch die türkischen Officiere, und hüten sich sehr etetwas zu thun oder zu sagen, was die Negersoldaten reizen könnte.

Der Sold ist wie bei allen übrigen ägyptischen Truppen täglich 20 Para (3 kr. C.-M.) und eine Ration; letztere besteht aus Fleisch, Brod und Butter, und dieß alles in Ueberfluß, doch auf den baaren Sold müssen sie öfters ein Jahr warten, und werden dann mit Sklaven und Kamelen ausgezahlt; da trifft es sich wohl, daß der Sohn den Vater oder Bruder an Zahlungsstatt als Sklaven erhält. Man könnte nun denken, daß dieß für den letztern ein Glück sey, und dessen Freiheit nun eine natürliche Folge wäre, man würde aber sehr irren. Denn da der gemeine Soldat auf seinen zu fordernden Lohn öfters eine Schuld zu berichtigen hat, auch zwei Soldaten einen erwachsenen Sklaven erhalten, so kann hier auf das kindliche oder brüderliche Gefühl wenig Rücksicht genommen werden; nur um einige Tage kann er den Verkauf seines Vaters oder Bruders verzögern, und endlich muß es doch geschehen. Officiere erzählten mir selbst, daß sich solche Scenen öfters zutragen, und das Herz des härtesten Mannes sich erweichen müsse, wenn der Sohn oder Bruder den

Handel mit den Djelabi abschließt, und sie endlich auf immer scheiden müssen.

Die Knaben der Soldaten erhalten gleich vom Tage der Geburt an monatlich einen Sold, und werden dann, wenn sie das eilfte Jahr erreicht haben, entweder als Tambours oder als Pfeifer eingereiht, und später, wenn sie stärker geworden, zum Gewehr versetzt. Im Ganzen herrscht beinahe eine militärische Anarchie, und es ist keine kleine Aufgabe für den Obersten, bei diesen undisciplinirten Truppen Ordnung zu halten. Der gegenwärtige Commandant scheint jedoch mehr Umsicht zu haben, und sich um das Ganze mehr bekümmern zu wollen, indem er bei einer strengern Mannszucht doch keine Mißhandlungen duldet, und ich bin überzeugt, daß es diesem eher gelingen wird eine Subordination zu erzwecken, weil bei den Negern, wenn man auf das Ehrgefühl wirkt, alles zu erwarten ist.

Die Beduinen, diese Kinder der Wüste, aus ihren heimathlichen, wenn auch nicht so reizenden, doch ihnen überaus theuern Gegenden durch nie erfüllte Versprechungen gelockt, sind am meisten zu bedauern. Sie haben keine, wenigstens nicht so bald eine Hoffnung, wieder in ihre Heimath zurückkehren zu können, erhalten ihren spärlichen Sold, ebenso wie das andere Militär, erst nach langem Warten, und haben noch Kleidung, Pferde und Armatur sich aus eigenen Mitteln anzuschaffen. Ihr Schech muß stets für das Mangelnde Sorge tragen, und wenn einem oder dem andern das Pferd zu Grund geht, dem Betheiligten ein anderes verschaffen; doch muß dieser seine Löhnung so lange zurücklassen, bis der Preis für das beigeschaffte Pferd zusammen gebracht ist, und so geschieht es, daß ein armer Beduine drei bis fünf Jahre lang umsonst dienen muß. Das Gouvernement leistet keinen Schadenersatz, und wenn selbst das Pferd im Dienst zu Grunde ginge. Man kann also ersehen, was man von diesen Leuten für Dienste erwarten kann, und wenn ihnen gleich in vorkommenden Fällen der persönliche Muth nicht abzusprechen ist, und sie an Herzhaftigkeit und Tapferkeit den übrigen Truppen wo nicht vorgehen, doch gewiß auch nicht nachstehen, so ist es doch eine natürliche Folge, daß sie, um ihre Pferde zu schonen, in einem Gefecht nicht mit Unbefangenheit dem Feinde sich entgegenstellen, und daher oftmals im entscheidendsten Augenblicke die Flucht

ergreifen, um nur an ihren Pferden keinen Schaden zu erleiden. Es hat sich schon ereignet, daß auf den Sklavenjagden, wozu sie gewöhnlich verwendet werden, die Vorhut vom Feinde plötzlich überrascht sogleich Kehrt machte und in wilder Flucht die im zweiten Treffen aufgestellte Infanterie über den Haufen warf, daß auch diese dann, um dem in vollem Anlauf nachfolgenden Feind doch einigermaßen die Stirne bieten zu können, sich eiligst zurückziehen und erst wieder sammeln mußte. Würde daher die Regierung sie so wie die übrige Cavallerie behandeln, und ihnen wenigstens, wenn sie im Dienste ein Pferd verloren, ein anderes oder sonst eine angemessene Entschädigung geben, so könnte auch alles von ihnen erwartet werden; überdieß werden sie auch nicht zum besten gehalten, ja wenn einer krank wird, ihm die Aufnahme in das Spital nicht gewährt. Nach meiner Erfahrung sind sie freilich dabei weit besser daran als diejenigen, welche das Unglück haben, in das Spital von Lobeid zu kommen, wenn es von Aerzten dirigirt ist, welche in Abusabel *) ihre Studien angefangen und nicht geendet haben. Es ist aber auch unter keiner Truppe so viel Mißmuth, als unter diesen Beduinen oder Mograbi, wie man sie auch nennt, was aber nur die wenigsten sind. Der größte Theil von ihnen liegt in Lobeid, und die übrigen sind im Lande zerstreut, wo sie eine Art Gendarmendienst verrichten. Dieser Umstand, daß sie von der Regierung als Fanghunde verwendet werden, und bei ihrem Mißmuthe sich öfters Excesse zu Schulden kommen lassen, macht sie bei den Eingebornen wenig beliebt, und sie lassen sich es auch nicht angelegen seyn, diese Disharmonie zu beseitigen. Sie sind von fester Leibesconstitution, aller Witterung und dem Klima Trotz bietend, und ich selbst habe einen Fall gesehen, der mich fest überzeugte, daß sie mehr als gewöhnliche Menschen aushalten. Es scheint zwar, als sey es ein Stück von Münchhausens Abenteuern, allein ich kann die Wahrheit um so sichrer verbürgen, da ich nicht allein, sondern Tausende von Personen gleichzeitig gegenwärtig waren und es mit ansahen. Vor dem Ausmarsche zur Sklavenjagd hielt der Gouverneur Revue über alle Truppen. Als er an die Beduinen kam,

*) Vier Stunden von Cairo entfernt; auf Anrathen des Fürsten Pückler-Muskau wurde die Schule nach Cairo verlegt.

und diese inspicirt hatte, ließ er sie absitzen. In dem Wirrwarr machte sich ein Pferd los, und lief davon; einige zu Pferde, die andern zu Fuß suchten dasselbe wieder einzufangen; da traf es sich nun, daß ein Beduine, welcher dem Pferde gerade entgegenlief, mit diesem Stirn gegen Stirn so zusammenprallte, daß Pferd und Mann im Augenblick niederstürzten, und zwar das Pferd sogleich todt liegen blieb, der Mann aber noch vier Tage lebte. Ihre Waffen bestehen in einer langen Flinte, zwei Pistolen und einem Säbel, sie haben eine grünseidene Fahne, welche sie sehr heilig halten, und wenn sie auf dem Marsche sind zwei Paukenschläger, welche ihre kleinen Pauken an der Vorderseite des Sattels befestigen und monoton erklingen lassen. Diese Truppe kennt kein Exerciren und ihre Angriffe geschehen immer mit Ungestüm in der größten Unordnung, daher auch der erste Augenblick entscheidet, ob sie Stand halten oder in der Flucht ihr Heil suchen.

Die dritte in Kordofan stationirte Waffengattung besteht in einigen vierzig Artilleristen. Ich habe ihren praktischen Uebungen beigewohnt und daher Gelegenheit gehabt mich von ihren Leistungen zu überzeugen. Unter 50 Schuß trifft kaum einer die Scheibe, und selbst dieses konnte nur dem reinsten Zufall zugeschrieben werden, denn diese Leute haben keine Idee von der Richtung oder Ladung des Geschützes; das letztere selbst befindet sich in einem beklagenswerthen Zustand; die Laffetten, von der außerordentlichen Hitze ganz ausgedörrt, geben dem Geschütz nicht die geringste Festigkeit, und die Mannschaft so wie der Officier wissen auch nicht die kleinste Abhülfe zu treffen; von einer Reparatur ist gar keine Rede, und so werden nun diese Feldstücke, so lange als es nur gehen kann, von einem Orte zum andern herumgeschleppt, wenn es nothwendig wird, geladen, dann mit der Mündung gegen den zu treffenden Gegenstand gerichtet, und ohne eine fernere Richtung losgefeuert. Was nun getroffen wird, ist leicht zu errathen, und so geschah es auch in den ersten Zügen zu den Sklavenjagden, daß man gewöhnlich beim Angriff eines Berges mehrere Schüsse gegen den bestimmten Ort gab, ohne daß nur Eine Kugel getroffen hätte. Die Neger waren wohl von dem heftigen Knall erschreckt und aus der Fassung gebracht, doch bald gewöhnten sie sich daran, und da sie sonst keine andere Wirkung sahen, achteten sie in der Folge wenig darauf. Diese Artilleristen sind Türken,

in Cairo lassen sie sich anwerben, man fragt nicht, was sie früher waren, es ist gleichgültig ob sie ihrer Profession nach Schuster oder Schneider waren, sie werden als Artilleristen eingetragen, und müssen es von nun an seyn.

Das Militär hat im Allgemeinen viel zu leiden, denn abgesehen davon, daß sie, als Vollzieher der von der Regierung über die armen Bewohner so oft verhängten grausamen Strafen, von dem Volke nicht geliebt werden, haben sie auch selbst nicht das beste Leben, weil sie das Jahr nur einmal bezahlt werden; sie sind lebenslänglich zu dienen verpflichtet und im strengsten Sinn des Wortes nichts Anderes als Sklaven. Wird einer oder der andere krank, so kommt er zwar in das Spital, aber dieß ist ein wahrer Schrecken für die Soldaten, denn sobald einer krank diesen Ort betritt, so kann er auch sein Testament machen und sich auf sein Ende vorbereiten, denn wenige sind so glücklich diesen Ort lebend zu verlassen; man würde wirklich besser thun, die Soldaten nach ihrer Lebensart sich selbst curiren zu lassen, und ich habe mich überzeugt, daß der größte Theil derer, die von den Aerzten und Apothekern aus Unwissenheit im strengsten Sinn des Wortes genommen umgebracht werden, am Leben bleiben würde. Ehe mir dieß bekannt war, drückte ich mein Bedauern gegen die armen Mograbi aus, weil ihnen die Aufnahme ins Spital verweigert wird; welche grausame Regierung, dachte ich mir; dann bekam ich aber die Ueberzeugung, daß sie sich glücklich schätzen können, im Spitale nicht aufgenommen zu werden. Ich verschaffte mir die Todtenliste des Regiments, und jene der Mograbiner, machte einen Vergleich von den 3000 Mann Linientruppen und dem Krankenbestand im Spitale, und jenen 800 Mann Mograbinen, welche keine ärztliche Hülfe haben und sich nur durch Hausmittel selbst curiren; es waren 27 Proc. mehr im Spitale umgebracht, als von den Mograbinen sterben, welche sich selbst überlassen sind. Die ägyptischen Aerzte und Apotheker, kaum der Elementarschule entlaufen und sich selbst überlassen, behandeln den kranken Soldaten wie das liebe Vieh, untersuchen keine Krankheit, verschreiben was ihnen gerade in den Sinn kommt, und kümmern sich wenig, ob sie einen Menschen am Leben erhalten oder nicht. Das Spital besteht auch bloß aus einzelnen Lehmhütten mit Strohdächern; sie haben zu wenig Luft, in der Regenzeit

regnet es durch die kleinen Fenster auf die kranken Soldaten, weil keine Glasfenster da sind, und in den kalten Nächten leiden besonders diejenigen, welche die Blattern haben. Der kranke Soldat liegt auf einem Angareb und bleibt seinem Schicksale überlassen. Der Arzt läuft nach Sonnenaufgang bei dieser einzigen Visite das Spital durch, ordinirt was er zu Hause auswendig gelernt hat, ohne die Krankheit zu untersuchen, und so geht alles: Allah kerim! Ich selbst habe mich mehrmals überzeugt, mit welcher beispiellosen Nachlässigkeit die Kranken in dem Spital behandelt wurden, denn als ich in Lobeid ankam, traf ich nur einen europäischen Arzt, Dr. Iken, einen Hannoveraner daselbst an, der bereits leidend keinen Dienst mehr versehen konnte, und auch nach kurzer Zeit starb. Es traf sich nun, daß der arabische Arzt, welcher seinen Unfug früher im Spital trieb, in der Regenzeit auch erkrankte, und so kam der Dienst auf den Apotheker. Es ist ein allgemeines Sprüchwort: Apotheker kein Doctor, und dieser kein Apotheker; allein man weiß doch aus Erfahrung, daß es viele Apotheker gibt, welche wenigstens im äußersten Nothfall so viel verstehen, daß sie eine Arznei verabreichen können; allein hier kann man sich schon eine Idee machen, was ein arabischer Apotheker von der Medicin versteht, wenn der Doctor selbst nichts weiß, und was also die armen Kranken zu gewärtigen haben, wenn sie unter solche Hände gerathen. In Europa sehnt sich der leidende Krieger nach dem Hospital, weil er überzeugt ist, daß ihm daselbst schnelle und sichere Hülfe zu Theil wird; aber hier in Lobeid war es gerade das Gegentheil, und die erkrankten Soldaten mußte man stets mit Gewalt nach dem Spital schleppen, weil sie solche Furcht vor diesem Ort hatten, daß sich jede Krankheit sogleich verschlimmerte, wenn sie erfuhren, daß man sie in das Spital bringen wolle, weßhalb auch die meisten ihre Krankheiten bis auf den äußersten Punkt verheimlichten. Der genannte Apotheker, welcher den Dienst als Arzt im Spital verrichtete, begab sich jeden Tag einmal nach diesem Orte, und daselbst angelangt, waren es nunmehr die Krankenwärter, auf welche es eigentlich ankam, was die Kranken für Medicinen erhalten sollten; auch an diesen fehlte es immer, weil, wenn solche von Kairo ankamen, der größte Theil von Doctor und Apotheker entwendet und zur Privatpraxis verwendet wurde, da sie durch letztere sich immer

mehr verdienen konnten, als ihr Gehalt ausmachte, auf welchen sie immer ein Jahr warten müssen. Dieser doctorisirende Apotheker stellte nun mit den Krankenwärtern nachstehendes Examen an, ohne nur einen oder den andern Kranken zu sehen. Apoth. Was macht Nro. 1? Krankenwärter. Er hat noch immer das Fieber. Apoth. Kann nicht helfen, denn es ist schon seit mehreren Monaten keine Drachme Quinin vorhanden, und auch keine andere Medicin für das Fieber, er wird schon von selbst besser werden. Was macht Nro. 2? Krankw. Starb gestern Abend. Apoth. Und Nro. 3 ist noch immer gleich? Krankw. Braucht auch nichts mehr, denn in zwei, höchstens drei Tagen wird er auch sterben. Apoth. Was macht Nro. 7? Krankw. Die Krankheit kenne ich nicht, die andern sagen, daß er schon seit vier Nächten nicht schlafen könne, auch verträgt er kein Essen und erbricht sich immer. Apoth. (eine Opiumtinctur mischend und dem Krankenwärter überreichend). Da für den Schlaf, die andern Umstände kenne ich nicht. Was gibt Nro. 8 vor? hat sich seine Dyssenterie vermindert? Krankw. Nein, im Gegentheil vermehrt, und heute Abend wird er es wohl schon abgemacht haben; der braucht daher auch nichts mehr. Doch Nro. 9 kann heute entlassen werden. Apoth. Was macht Nro. 35? Krankw. Nach meiner Ansicht muß man ihm zur Ader lassen, denn die Hitze mehrt sich immer. Apoth. Das werde ich bleiben lassen, damit es mir nicht so geht, wie dem Dr. Ali Effendi, welchem 300 Piaster von seiner Gage abgezogen wurden, weil er einem Soldaten die Ader beim Aderlassen entzwei stach und dieser Invalid wurde. Sonst kein Zuwachs? Krankw. Drei Mann, zwei mit Fieber, und bei dem dritten weiß ich nicht was ihm fehlen mag, meine Cameraden meinen es wäre Gicht.

Aus diesem Wenigen kann man nun schließen, was in dem Spital von Lobeid vorging, und in welchem Zustand die nach Hülfe schmachtenden Kranken sich befinden. Keine Medicin, keine Pflege, ein schlechtes Lager. Das Herz wollte mir jedesmal brechen, wenn ich diesen Ort des Jammers betrat und sehen mußte, mit welcher Kaltblütigkeit die armen kranken Soldaten im strengsten Sinn des Worts umgebracht wurden. Wenn in gleichem Verhältniß die übrigen Einwohner Lobeids zu Grunde gingen, so brauchte es keine fünfzig Jahre, und die Hauptstadt Kordofans wäre menschenleer.

Dreizehntes Capitel.

Producte.

Die zwei Jahrszeiten, welche in diesem Lande herrschen und einander so schroff entgegenstehen, sind eine wesentliche Ursache, daß der Boden nicht so viele Producte hervorbringt, als man demselben durch Nachhülfe abgewinnen könnte, denn wenn in der trocknen Jahrszeit mit allem Fleiß Feld- und Gartenfrüchte angebaut worden, so wäre kein Erfolg zu hoffen, da es fast durchgehends an Wasser mangelt, um die angebauten Pflanzen zu bewässern, wogegen in der nassen Jahrszeit die Gewalt, mit welcher der Regen aus den Wolken herabstürzt, fast alle kleinern Gewächse aus der Erde herauswühlt. Daher der Anbau sich im allgemeinen nur auf jene Gegenstände beschränkt, die ohne viele Mühe und in kurzer Zeit schnell zur Reife gedeihen. Würde man Brunnen und große Cisternen graben, um während der regnerischen Monate so viel Wasser aufzusammeln, als man in der folgenden trocknen Jahrszeit zur Bewässerung nöthig hätte, so zweifle ich gar nicht, daß sich vieles erzeugen ließe, was gegenwärtig ganz unerreichbar ist. Fließende Gewässer gibt es keine, und die wenigen kleinen Seen oder vielmehr Teiche, die man antrifft, haben auch nicht das ganze Jahr Wasser, und sind im Verhältniß zu der Größe des Landes zu unbedeutend. Der Gartenbau beschränkt sich auf wenige Plätze, und außer Bara und einigen andern kleinen Orten, wo viel Wasser ist, findet man im ganzen Lande keine Gärten. Bei den in festen Wohnplätzen hausenden Eingebornen sind die Bedürfnisse gar nicht der Art, daß sie durch Anlage von Gärten sich das Nothdürftige selbst erzeugen könnten, und bei den Nomaden ist der fortwährende Wechsel der Wohnplätze ein noch größeres Hinderniß, sich mit der Cultur des Bodens abzugeben. Ich kann nun aber nicht umhin, der Regierung die größte Schuld beizulegen, weil sie nach der Ernte Beschlag darauf legen, oder starke Contributionen erheben würde, daß die Eingebornen nicht im Stande wären sie zu bezahlen. Man fand, als die Türken unter dem Defterdar zum erstenmal in diese Gegenden kamen, bloß Dochen, etwas weniges Durra, Wassermelonen, Bamie, Melochia, Zwiebel und Tabak. Die Armee des Defterdar litt daher auch großen Mangel an Lebensmitteln,

bis aus den nördlichen Magazinen solche nachgeführt und später im Lande selbst erzeugt wurden. Doch seit dieser Zeit haben die daselbst ansässigen Türken sowohl als die Dongolawi Gärten angelegt, in welchen sie nun Weizen, Bedingajoti (Paradiesäpfel), kleine Bohnen, Rettige, Selleri, Dill und Knoblauch pflanzen. Auch sind schon einige Weingärten angelegt, und Granatäpfel, Citronenbäume, indianische und gewöhnliche Feigen gesteckt worden. In größeren Anlagen baut man Sim-Sim, Ful-Darfur (Bohnen aus Darfur), Reis und Baumwolle. Es ist jedoch immer noch ein bloßer Zufall, wenn man auf dem Markt von Lobeid einige Gartenfrüchte und Grünes zu kaufen erhält; es vergehen öfters Wochen, ehe man etwas davon zu Gesicht bekommt. Denn die Gärtner sind in ihrer Kunst bedeutend zurück, und wenden auch sehr wenig Mühe an, um etwas zu erzeugen; sie überlassen den Gartenbau so wie alles übrige dem Zufall, und geben den Pflanzen nicht die geringste Hülfe, so daß es auch wirklich nur ein Zufall ist, wenn eins oder das andere gedeiht. Wenn daher ein Fremder während seines Aufenthalts in Lobeid für das Haus Gemüse zu erhalten wünscht, so ist es nothwendig, hierüber mit dem Besitzer eines Gartens eine Art Accord zu schließen, wo sodann dasjenige, was die Jahreszeit mit sich bringt, in das Haus geliefert wird, denn zu warten, was auf den Markt kommt, wäre öfters vergebliche Mühe, weil dieß, wie gesagt, sehr selten geschieht, und nur dann etwas weniges zum Verkauf öffentlich ausgeboten wird, wenn die Privatabnehmer mit allem versorgt und an einem oder dem andern Artikel ein Ueberfluß ist. Doch sind die im gemäßigten Klima einheimischen Gewächse nicht von derselben Güte, weil einestheils die Wartung mangelt und anderntheils das tropische Klima diese viel zu üppig aufwachsen läßt, als daß sie zu dem Grade reifen könnten wie es bei uns in Europa der Fall ist. Die Trauben wachsen zweimal des Jahrs, man muß ihnen aber die Blätter abpflücken, sonst geht aller Saft in diese, und Trauben erhält man gar keine. Jene vom Monat August sind sehr wässerig, dagegen die vom Ende December sehr süß. Citronenbäume sind sehr viele in den Gärten angepflanzt, doch ist die Frucht zu klein, hat wenig Saft und Säure und einige Tage, nachdem sie vom Baume abgepflückt ist, verdorrt sie ganz. Die Pomeranzenbäume geben keine Frucht, denn das

Klima ist nicht angemessen. Indianische (Cactus) und syrische Feigen geben Früchte, doch sind sie nicht zum besten. Eben so verhält es sich auch mit den übrigen Gartenfrüchten; sie sind nicht von dem Geschmack wie man erwarten sollte, und erreichen auch nicht die gewöhnliche Größe, weil fast alle Gewächse zu sehr in das Kraut schießen, als daß sie eine kernige Frucht bilden; so findet man die Zwiebeln von einem viel zu süßen Geschmack, ohne alle Schärfe und klein. Salat findet man gar keinen, Wassermelonen werden vorzüglich in Dar-Hammer angebaut, haben aber gar keinen angenehmen Geschmack. Dattelbäume findet man sehr wenige, und da die Frucht während der Regenzeit reif wird, so ist sie sehr wässerig, läßt sich nicht so halten wie in Aegypten, und verfault kurze Zeit nach dem Abpflücken. Sim-Sim wird gepflanzt und daraus Oel gepreßt, welches die Einwohner zu ihrer Pommade verwenden; Oel brennen sie nie, sondern wenn sie des Nachts ihre Tukkoli erleuchten wollen, so zünden sie Holzfeuer an. Weizen wird an wenig Orten und sehr wenig in der trockenen Jahrszeit mittelst künstlicher Bewässerung angebaut, ist aber nur für wenige Monate und nur für die wenigen Türken hinreichend, und die längste Zeit des Jahres sind auch diese genöthigt Dochenbrod zu essen. Diese Frucht ist sehr theuer, und kostete im Jahr 1838 der Ardeb 200 Piaster (20 fl. C.-M.), wogegen in Aegypten der Werth desselben die Summe von 30 bis 60 Piaster selten übersteigt. Reis bauen nur die Bakkara an den Seen Arrat und Pirget, doch auch dieser ist gänzlich verschieden vom gewöhnlichen, klein an Korn und von unangenehmem Geschmack. Der meiste Reis daher, welcher in Kordofan vorzugsweise von den Türken consumirt wird, kommt aus Aegypten. Baumwolle wird im Verhältniß zum Bedarf in einer ziemlich unbedeutenden Menge angebaut, und reicht nicht zum dritten Theil hin, was man zur Erzeugung der nothwendigsten Stoffe braucht. Sie ist von der feinsten Qualität und gleicht jener von Sennaar, welche in Europa wohl bekannt ist; ihr Faden ist länger als der der Mako. Ich habe mich oft bei den Eingebornen erkundigt, warum sie sich nicht mehr auf die Baumwollencultur verlegen, da diese ihnen einen so bedeutenden Nutzen bringen müßte, wogegen sie jetzt genöthigt sind, die zu ihrer einfachen Bekleidung nöthigen Stoffe um einen theuern Preis einzukaufen

oder einzutauschen; doch sie gaben mir zur Antwort, sie wüßten es wohl recht gut, daß der Anbau ergiebig wäre, allein sie wollten nicht für das Militär der Regierung arbeiten, da es doch bekannt sey, daß man ihnen von der gewonnenen Baumwolle wenig oder gar nichts lassen würde, und sie daher so wie jetzt gezwungen wären, für den eigenen Bedarf Stoffe zu kaufen; dafür ersparen sie die Arbeit. Indigo würde an verschiedenen Orten sehr gut gedeihen — denn wild wächst er in verschiedenen Gegenden — und dem Gouvernement großen Nutzen bringen; man hat schon Versuche gemacht, welche bessere Qualität geliefert haben als der ägyptische. Allein die Regierung verwendet hierauf kein Augenmerk, und die Einwohner sind viel zu unwissend, als daß sie aus eigenem Antrieb auf einen solchen Gegenstand verfallen könnten.

Alle die genannten Artikel werden in Gärten gezogen, und zur Bearbeitung dieser die Sklaven verwendet. Die Bewässerung geschieht auf künstliche Weise mittelst Ziehbrunnen. Sobald die nasse Jahreszeit vorbei ist, eilt alles in die Gärten und bestellt solche, welche während der genannten Zeit so zu sagen brach gelegen sind, denn würde man es wagen während der regnerischen Jahrszeit etwas anbauen zu wollen, so müßte man gewärtigen, daß alles durch die heftigen Regengüsse entweder aus der Erde herausgespült, oder aber vor der Reife verfaulen würde. Nur unbedeutende Sachen werden, wo das Terrain sich dazu eignet, angebaut. Die Bearbeitung erfordert jedoch wenig Mühe, denn mit einem kurzen spitzigen Stecken werden die Erdklöse aufgestochen, und mit einem etwas stärkeren zerschlagen, sodann mit der Hand oder demselben Instrumente geebnet, der Samen ausgestreut und dann mit etwas Erde zugedeckt, in die verschiedenen Beete kleine Rinnen gemacht, und alle Tage aus den Ziehbrunnen bewässert. Der Ackerbau beschränkt sich bloß auf Dochen, eine Feldfrucht, welche mit der Hirse verglichen werden kann, mit dem Unterschied, daß der Stengel mit der Kolbe 7 bis 8 Fuß hoch ist. Es ist auch das einzige Getreide, welches die Einwohner Kordofans, so wie die Gränzgegenden haben, und welches ihnen zum Brode unentbehrlich ist; es ist ein sehr wucherndes Gewächs. Ueberall in der ganzen Provinz wird es angebaut. Die Felder, in welchen der Dochen gebaut wird, sind gewöhnlich sehr groß,

und viele befinden sich in den Wäldern; um solche Stellen urbar zu machen, werden die Bäume bis zur Manneshöhe abgehauen, das andere Jahr ist der Stamm dürr, es werden Feuer angezündet und das kleine Gesträuch mit verbrannt. Diese Felder bedürfen nicht so viel Arbeit und Mühe als es bei uns der Fall ist. Man kennt keinen Pflug, keine Egge oder sonstige Ackergeräthe, ein einziges sichelförmiges und an den beiden Enden zugespitztes Eisen, woselbst in der Mitte ein Stiel angebracht ist, vertritt alle nothwendigen Geräthschaften. Man nennt es Haschasch und jede Hütte ist damit versehen, denn das ganze Ackergeräthe eines kordofanischen Bauern kostet nur 20 Para (3 kr.). Sobald nun die ersten Regen gefallen sind, wird das Gras auf dem Acker ausgekratzt und sogleich zur Aussaat geschritten, zu welcher nicht mehr als zwei Personen erforderlich sind. Einer geht voraus, macht von zwei zu zwei Schritten ungefähr mit dem Haschasch ein Loch in den sandigen Boden, in welches der nachfolgende immer einige Körner legt, und dann das Loch mit dem rechten Fuß zutritt; dieß alles geschieht mit einer außerordentlichen Schnelligkeit. Der nachfolgende Regen gibt dem Boden die nöthige Feuchtigkeit, und sobald die Regenzeit vorüber ist, wird die Frucht reif. Es kommt aber vorzüglich darauf an, daß der zu viele Regen der Frucht nicht schade, zu welchem Ende das Feld auf einem Abhang seyn muß, daß das Wasser ablaufen kann; bei zu wenig Regen tritt auch Mißwachs ein. Aus dem Stroh werden die Tukkoli gebaut, das übrige als Viehfutter verwendet; ausgeklopft wird die Frucht auf dem Acker selbst, dann auf Kamelen oder Ochsen in das Dorf geschafft, in Gruben geschüttet, mit Strohmatten zugedeckt, und sodann alles mit Sand überschüttet; das letztere geschieht hauptsächlich um das Getreide vor dem vielen Ungeziefer, und auch selbst öfters vor der Regierung zu sichern.

Außer diesem Getreide findet man nur ein wenig Durra, und ich zweifle sehr, daß eine Frucht der gemäßigten Zone sich mit größerem Nutzen und mit derselben leichten Behandlung anbauen ließe als der Dochen. Doch gibt es manches Jahr, daß nicht der nöthige Bedarf gewonnen wird, und daher sind öfters ganze Dörfer gezwungen sich in die Wälder zu begeben und sich von der Egelitfrucht zu nähren. Letztere hat die Größe einer Pflaume,

sieht gelblich aus, ist fleischig und hat einen nicht ganz unangenehmen Geschmack. Ueberhaupt ist Kordofan bei der sonstigen Armuth mit nutzbringenden Bäumen reich gesegnet, und könnte bei einer geringen Nachhülfe noch mehr gewinnen; doch die Einwohner sind zu faul und viel zu beschränkt, als daß sie sich mit Energie einer Sache annehmen könnten, und die Regierung richtet nur auf solche Gegenstände ihr Augenmerk, welche für den Augenblick Gewinn abwerfen.

Zu den vorzüglichsten nutzbringenden und wildwachsenden Bäumen gehört der Gummibaum, die Tamarinde, der schöne Tabaldi, so wie der oben erwähnte Egelit. Der Gummibaum (Mimosa nilotica) wie man ihn benannt findet, verdient wohl in Kordofan einen andern Namen, denn die Gestalt des Baumes, die Blätter und sogar die Dornen sind ganz verschieden von der Mimosa nilotica, welch' letzterer Baum nur ordinäres Gummi liefert, wohingegen das kordofanische Gummi die feinste Sorte ist, und mit Unrecht belegt man das hiesige Gummi mit dem falschen Namen Gummi arabicum. In einigen Gegenden bildet der Gummibaum ganze Wälder von dem größten Umfang. Der Kreis von Bara liefert das meiste Gummi. Die Ernte richtet sich vorzüglich nach dem stärkern oder schwächern Regen. Regnet es viel, so schwitzen die Bäume auch viel mehr. Das Gummi kommt sowohl aus der Rinde des Schaftes, als aus den starken Aesten hervor, fast in derselben Form wie das Harz der Kirschbäume, ja zufällig fand ich, als ich einen Käfer ausscharrte, es an der Wurzel herausschwitzen. Sennaar, welches unter demselben Breitegrad liegt, wie Kordofan, liefert ein weit geringeres Gummi. Die Einsammlung geschieht einige Monate nach dem Regen, in den Monaten December, Januar, Februar. Es bringt der Regierung einen außerordentlichen Gewinn, und ist daher ein Monopol; allein auch hierin verfährt man mit einer beispiellosen Nachlässigkeit, es wird nicht beachtet wenn ganze Strecken von Gummiwäldern ausgehauen, und der Boden in Dochenfelder verwandelt wird, obwohl es ganze Strecken unbebautes Land gibt, welches weit eher zum Feldbau sich benützen ließe, und so der Gummibaum geschont würde; allein um so etwas bekümmert sich die Regierung gar nicht, und rafft nur zusammen was ihr unter die Hände kommt, ohne sich um das was weiter erfolgen muß, zu bekümmern. Bäume frisch anzupflanzen

und untaugliche auszurotten, davon hat sie gar keine Idee, und man läßt die Natur dafür sorgen. Der Garrat, dessen Schote zum Ledergerben benützt wird, der Tamarindenbaum (Tamarindus indica) wird hier gleichfalls häufig getroffen, doch nicht in solcher Menge wie der Gummibaum. Die Frucht dieses letztern Baumes, welche Schoten bildet, wird gesammelt, sodann gestampft und hieraus eine Art Brodkuchen gemacht, welche man trocknet, und entweder zum eigenen Gebrauch aufbewahrt oder in den Handel bringt. Hier im Lande wird sehr viel consumirt. Dieser Baum leidet sehr von den Heuschrecken und es geschieht auch manches Jahr, daß die Blüthen oder die Frucht von diesem Geziefer ganz aufgefressen werden, und so dann an vielen Orten diese Frucht mangelt. Der Tabaldibaum ist eines der schönsten Gewächse, welche ich in diesem Lande antraf. Wenn derselbe in der Blüthe steht, und diese in Form einer vollen rothen Pappelrose den majestätischen Baum beinahe ganz bedeckt, so glaubt man von der Ferne lauter Rosenhügel zu erblicken, und das Auge kann sich fast nicht satt sehen. Er blüht Anfangs Augusts; seine Frucht ist $^3/_4$ Schuh lang, und inwendig in Zellen mit Mark eingetheilt, welche jede einen Kern einschließt; diese Frucht hat eine angenehme Säure, die demjenigen, welcher sie nicht zu essen gewohnt ist, Durchfall verursacht; doch wird sie auch zur Stillung der Dyssenterie gebraucht, und macht dann eine von der frühern ganz entgegengesetzte Wirkung, obwohl sie in großer Menge genossen werden muß. Der Stamm dieses Baumes hat manchmal über 40 Fuß im Umfang, und das Holz ist so hart wie Ebenholz. Das Alter dieser Bäume kann man auf Tausende von Jahren schätzen. Von der Frucht der Dom- oder Fächerpalme wird die äußere Schale gegessen und auch eine Art Syrup daraus gewonnen.

Außer den genannten Gewächsen gibt es noch unzählige Pflanzen, welche nach dem ersten Regen in voller Ueppigkeit dem Boden entsprießen und den schönsten Blumenteppich bilden. Ich bin viel zu sehr Laie in der Pflanzenkunde, als daß man von mir erwarten dürfte, eine nähere Beschreibung aller der in diesem Land vorkommenden Pflanzen zu geben, um so mehr als viele Gattungen sich finden, die bis jetzt noch in keiner Flora vorkommen, und ich bin überzeugt, daß für einen Botaniker sich ein ergiebiges Feld darbieten würde, wenn einer dieses Land auf längere Zeit bereisen

wollte. Hr. Dr. Rüppell und Hr. Kotschy waren viel zu kurze Zeit anwesend, und an zu wenig Orten, als daß sie bedeutende Sammlungen hätten machen können.

Das Thierreich ist nicht minder zahlreich und man findet an zahmen Thieren Pferde, Kamele, Esel, Maulthiere, Kühe, Schafe, Ziegen, Hunde, Katzen, Hühner, Tauben ꝛc.; an wilden Thieren Löwen, Giraffen, Leoparden, Panther, zwei Arten Hyänen, Schakals, gegen zehn Arten Antilopen, von welchen man in Europa einige noch gar nicht kennt, Affen, drei Arten wilde Katzen, Hasen, Igel, schwarze und gelbe Mäuse, Ratten und viele noch ganz unbekannte Thiere. Die Elephanten und Rhinocerosse sind eine große Seltenheit, und nur hie und da läßt sich eines oder das andere dieser Thiere auf der Gränze blicken. An Reptilien ist das Land sehr reich, auch findet man die Boa.

Insecten von allen Arten hat dieses Land in Menge, und viele sind denen des Senegal ganz gleich oder sehr ähnlich. Nur einen Monat vor und während der ganzen Regenzeit, nach der Regenzeit höchstens einen Monat, macht man gute Ausbeute, die andere Jahreszeit ist alles vergebliche Mühe, um nur einzelne Species zu finden. Das Sammeln der Insecten war eine Hauptbeschäftigung auf meiner ganzen Reise. Meine bedeutende Sammlung an kordofanischen war sehr reich, und nie kam eine so complete aus diesem Lande nach Europa. Die Entomologie wäre vielleicht durch viele neue Species bereichert worden, und es können viele Jahre vergehen, bis so eine reichhaltige Sammlung wieder nach Europa gelangt, denn es werden wenige Menschen eilf Monate in diesem ungesunden Lande aushalten. Ich vergoß Millionen Schweißtropfen, und sah nach jeder Excursion wie ein Gegeißelter aus durch die Risse der Dornen, womit die meisten Sträucher und Bäume des Landes versehen sind. Ich trotzte jeder Witterung und Gefahr, aber leider sind meine Mühe und der entsprechende Nutzen für die Entomologie verloren. Ich sage meinen öffentlichen Dank jenen Barbaren im Triester Lazarethe, welche meine ganze, in mehreren Sendungen bestehende Sammlung gänzlich zu Grunde gehen ließen. An Schmetterlingen ist dieses Land sehr arm. An Fliegen hat es mehr denn hundert Species.

Vögel von dem schönsten Farbenspiele finden sich hier, und

viele europäische Vögel halten ihre Winterquartiere hier, selbst deutsche Vögel; besonders die graue Bachstelze findet sich zu Millionen ein. Die Wüste, die Wälder, ja sogar die Hütten in den Dörfern sind voll von diesem schön gefiederten Geschlecht, sie ergötzen das Auge mit ihrem schönen Farbenspiel, und manche auch das Ohr mit ihrem bezaubernden Gesang; man kann sich, ohne Zeuge gewesen zu seyn, nicht so leicht eine Idee davon machen. Jeden Monat treffen immer neue Arten ein, andere ziehen fort, bis die entsprechende Jahreszeit diese wieder zurückruft; vorzüglich findet man Adler, Geyer, Papagaie, Kolibri, eine Unzahl Sumpfvögel, Strauße, schwarze Störche und den den alten Aegyptiern so heiligen Ibis; letztere zwei spielen, wie auch der Strauß, die Hauptrolle unter den Vögeln Kordofans. Eine große Mühersparung verschaffte mir ein Sumpfvogel im Aufsuchen der Wasserconchylien in den Sümpfen. Fand ich in der Nähe eines Teiches einen solchen Vogel, so brauchte ich mich nur auf fünfzig Schritte von ihm zu entfernen, um ihn zu beobachten; er tauchte unter das Wasser und jedesmal brachte er in seinem spechtartigen Schnabel eine Wasserconchylie mit, die er einige Schritte vom Wasser auf den Sand legte; sein Fang bestand, je nachdem sie groß oder klein waren, in wenig oder vielen; sechs bis zwölf Stück trug er gewöhnlich auf ein Plätzchen zusammen, da aber die Conchylien geschlossen sind, und eine Schale mit der andern so fest verbunden ist, daß man selbe nur mit einem Messer öffnen kann, so muß er warten bis die Strahlen der Sonne solche öffnen. Um das Plätzchen, wo er sie hingelegt hat, läuft er fortwährend herum, und heftet seine Blicke auf den Fang; wie sich nur eine etwas öffnet, so steckt er gleich seinen Schnabel hinein, damit sie sich nicht mehr schließt, und mit seinen Fußzehen reißt er sie auseinander; ich störte ihn nie bei seiner Arbeit, denn ich ersparte ja selbst die Mühe, die Schnecke zu tödten und das Thier herauszunehmen, auch wußte ich schon, daß er selten die zwei Schalen von einander riß.

Kordofan hat kein laufendes Gewässer; die Fula (Teiche) und kleine Seen trocknen fast alle in der heißen Jahreszeit aus, und doch findet man Fische verschiedener Gattung und Größe. Im Anfang konnte ich die Sache nicht begreifen, und die Erzählungen der Einwohner waren mir auch nicht glaubwürdig, daß sich die

Fische in den Schlamm verkriechen, welcher mit der Zeit so hart wird, daß man mit einem beladenen Wagen darüber fahren könnte; die Fischeier, welche zurückbleiben, sind ohnehin gleich durch die Strahlen der Sonne zerstört. Die Einwohner glauben nämlich, daß sich die Fische unter der Erde erhalten, und nach drei bis sechs Monaten, wenn der Regen wieder den Schlamm aufweicht, die Fische neu belebt werden. Das konnte ich nicht glauben. Eines Tags schoß ich eine wilde Ente, und nachdem ich sie ausgeweidet hatte, bereitete ich mir das Fleisch zum Essen zu; als ich aber die Eingeweide untersuchte, fand ich eine Menge Fischeier; es kann wohl nicht anders seyn, als daß die Wasservögel, welche am weißen Nil mit Fischeiern sich voll gefressen haben, und dann gleich ihre Reise nach Kordofan antreten, sich alsbald wieder zu einem Wasser begeben, wo sie von ihrem Fraß vielleicht die Hälfte unverdaut wieder von sich geben, so daß in kurzem Fische auskriechen.

Die Pferde sind nicht von vorzüglicher und reiner Race und nur eine Mischung von dongolawischen, so wie der Pferde von Berber und Darfur; sie sind nicht so schön gebaut wie ächte arabische, nichtsdestoweniger aber sehr gute Läufer und äußerst dauerhaft. Die Einwohner, vorzüglich die Bakkara, halten alles auf ihre Pferde, und geben ihnen ihr ganzes Leben hindurch Milch zu trinken, was die Pferde ungemein stärkt und zu Ertragung der größten Strapazen fähig macht. Auch die übrigen Kordofaner lassen ihre Pferde gewöhnlich bis in das vierte Jahr Milch trinken, und geben ihnen erst dann Gras zu fressen. Der Dochen vertritt die Stelle des Hafers. Die Schechs der Bakkara sind mit ihren Pferden beinahe zusammen gewachsen; denn man findet nicht leicht einen Bakkaraschech, ohne daß er sein Pferd bei sich hätte, was ihnen bei den Kriegen unter einander und gegen ihre Nachbarn, vorzüglich aber beim Raube der Sklaven, sehr nützlich ist. Auch zum Einfangen der Giraffen, ja selbst der Strauße, werden die Pferde wegen ihrer Schnelligkeit mit besonders gutem Erfolg benützt. Im allgemeinen aber findet man nicht so viele Pferde als in den andern Provinzen des Vicekönigs.

Die schönste Gabe aber, welche die heißen Länder Afrika's von der Mutter Natur erhalten haben, ist unstreitig das Kamel. Der Nutzen ist gar nicht zu berechnen, welchen diese Thiere dem

Lande bringen, abgesehen davon daß sie die Lasten schleppen, die außer dem Elephanten kein anderes Thier tragen oder in einem Wagen fortzuziehen vermöchte. Die Nahrung verursacht dem Kamelführer die geringste Sorge, denn mit der allerschlechtesten, die man in wüsten Gegenden findet, nämlich mit Disteln und wenigen Baumblättern sich begnügend, kann dieses Thier auch vier Tage lang ohne zu fressen, und acht Tage ohne zu trinken aushalten, und behält immer seine Kräfte wie vorher. Es hat einen sichern Schritt, und fällt fast nie, daher alle noch so zerbrechlichen Waaren mit Kamelen viel sicherer fortzubringen sind, als es mit andern Thieren oder im Wagen je möglich ist. Beim Auf- und Abladen legt sich das Kamel nieder, eben so wenn es ein Reiter besteigt; wenn die Ladung zu schwer ist, gibt es dieß sogleich durch ein Stöhnen zu erkennen; man braucht es gar nicht zu schlagen, es geht seinen langsamen fördernden Schritt fort, ohne irgend aus seinem Tact zu kommen. Ein beladenes Kamel macht in zwei Stunden eine deutsche Meile. Des Morgens und des Abends, wenn es etwas kühl ist und die Kameltreiber Lieder singen, werden auch diese Thiere lebhafter, und vergrößern um ein Drittheil ihre Schritte. Sie haben äußerst feine Seh- und Geruchsorgane, denn eine halbe Tagreise und auch weiter wittern sie die Nähe eines Wassers, und geben dieses durch ein freudiges Schnuppern der Oberlippe zu erkennen; des Nachts vertritt es die Stelle eines wachsamen Hundes, denn wenn sich in der weitesten Entfernung der Karawane ein Mensch oder Thier nähert, oder ein wildes Thier noch so schwach einen Laut gibt, so nehmen es die Kamele sogleich wahr, spitzen die Ohren, und strecken ihre langen Hälse nach der verdächtigen Gegend hin, um so ihren Wärter auf das aufmerksam zu machen, was kömmt. Eben so von unbeschreiblichem Nutzen ist das Dromedar, ein nur viel zarter gebautes, und zum Reiten abgerichtetes Kamel. Man hatte früher fälschlich vermuthet, daß das Dromedar ein von dem Kamel ganz verschiedenes Thier sey, und solches gewöhnlich mit zwei Höckern abgebildet; allein dieß ist nicht der Fall, denn das Dromedar ist ein Kamel wie ein anderes, und wird bloß so benannt um dadurch anzuzeigen, daß es nur zum Reiten und nicht zum Lasttragen abgerichtet sey. Man sucht daher unter den jungen Kamelen die etwas feiner geformten und leichtfüßigen aus, legt ihnen

nie eine andere Last als den Reitsattel auf, und richtet sie nach und nach zu diesem wichtigen Dienst ab. Kein Pferd vermag dem Dromedar, welches nur in einem gestreckten Trab läuft, nachzukommen. Der Reiter, welcher seinen Weg schnell fortsetzen will, muß sich vor das Gesicht ein Tuch binden, damit die Luft, welche entgegenkommt, ihm nicht heftige Schmerzen verursache. Wenn man in der Wüste in der größten Entfernung am Horizont einen dunklen Punkt wahrnimmt, und dieser sich in kurzer Zeit vergrößert, so ist man gewiß, einem Dromedarreiter in wenigen Minuten zu begegnen, und die Einwohner sagen auch, wenn sie dem Fremden die Schnelligkeit eines Dromedars recht begreiflich machen wollen: „Wenn du einem guten Dromedar begegnest, und der Reiter dir Salam aleikum zuruft, verschwindet Reiter und Dromedar aus dem Gesicht, noch bevor du aleikum salam antworten kannst. Es gehört auch eine Uebung dazu, um das Reiten auf diesem Thiere zu ertragen. Die Briefe aus den südlichen Ländern werden gewöhnlich durch Dromedarcouriere nach Kairo befördert, wozu auf die Entfernung von ungefähr 17 Breitegraden 28 Tage erforderlich sind, welche abwechselnd drei bis vier Couriere zurücklegen müssen. Doch trifft es sich auch oft, daß bei einer wichtigen Sendung ein und derselbe Courier den ganzen Weg allein macht, und bloß in den betreffenden Stationen die Dromedare wechselt. Der Reiter ist übrigens sehr leicht ausgerüstet, und hat außer den Waffen, bestehend in einem Säbel, ein paar Pistolen, öfters auch einer langen Flinte, nur noch zwei mittelmäßig große Taschen für seine Lebensmittel, und einen kleinen Wasserschlauch an dem Sattel hängen, und setzt so diese für einen Andern höchst beschwerliche Reise mit der möglichst geringen Ungemächlichkeit fort.

Das Fleisch der jungen, zwei bis vierjährigen Kamele wird von den Einwohnern, vorzüglich den nomadisirenden sehr gern gegessen, und macht ihre vorzüglichste Nahrung aus. In Lobeid werden sehr viele Kamele geschlachtet, und das Fleisch zu demselben Preis wie das Rindfleisch verkauft; einige geben dem letztern den Vorzug. Auch die Milch ist vielen Einwohnern eine Hauptnahrung. Die Esel, welche im Lande gezogen werden, sind von einer ganz schlechten Race, und es werden daher noch immer durch die Djelabi aus Aegypten gute Esel eingeführt. Besonders

zahlreich ist jedoch das Rindvieh; man trifft wenig Dörfer, wo nicht große Heerden in der Nähe weiden, und bei den Bakkara findet man deren zu tausend Stück. Sie weiden das ganze Jahr im Freien, müssen jedoch in der trocknen Jahrszeit, wo beinahe alles verkohlt ist, auch viel Hunger leiden, weßhalb sie nicht so fett sind wie in der Regenzeit, denn da sind sie im strengsten Sinn des Wortes bis über die Hörner im Grase, und man findet Wiesen, wo selbst Tausende von Rindern weiden, ohne daß es möglich ist, ein einziges Stück zu erblicken; man sieht nur das Gras sich bewegen. Doch ist dieses Vieh nicht von besonderer Güte, gibt sehr wenig und schlechte Milch, und ein noch schlechteres Fleisch. Die in Kordofan wohnenden Türken essen nie Rindfleisch. Bei den Bakkara findet man eine besondere Art von Ochsen mit kurzen Hörnern, die oberhalb des Halsrückens eine hohe Speckbeule und unterhalb desselben bis an die Brust einen beinahe bis zum Knie reichenden Hautlappen herabhängen haben. Man bedient sich der Ochsen auch vorzüglich zum Reiten und zum Lasttragen; steckt diesen Thieren ein Leitseil durch die Nasen und bildet auf diese Art einen Zaum. Die Ochsen werden schon in der frühesten Jugend hiezu, und zwar von Kindern abgerichtet. Diese müssen jedoch mit einer besondern Geduld die Dressur vornehmen, denn bevor ein so junges Kalb einen Buben auf dem Rücken ruhig sitzen läßt, sind öfters Monate erforderlich, und die Buben werden oft hundertmal abgeworfen, ehe es ihnen gelingt, ein solches Thier vollkommen abzurichten. In vielen Gegenden Afrika's, wo das Kamel, besonders wegen der Fliege Johara, nicht leben kann, bedient man sich bloß der Ochsen zum Reiten und zur Fortschaffung der Lasten. Schafe gibt es auch sehr viele, und darunter eine sehr große Race; sie haben keine Wolle, sondern nur kurze Haare. Das Fleisch ist wohlschmeckend, und wird dem Rind- und Ziegenfleisch vorgezogen.

Die Ziege ist im Lande ganz gemein, und gehört mit zu den vorzüglichsten Hausthieren. Es gibt deren mehrere Arten, oder vielmehr Bastardracen, und von vorzüglich niedlicher Gestalt, im Durchschnitt sind alle Ziegen sehr klein. Die Türken sind nicht zu bewegen, während der Regenzeit Ziegenmilch zu genießen, weil sie in dem festen Glauben stehen, daß diese das Fieber erzeugt, wenn die Ziege die Blätter eines Baumes, arabisch Escher genannt,

(asclepia procer) frißt, welche als eine Giftpflanze bekannt ist. Es ist dasselbe Gewächs, aus welchem man das bekannte Gift preßt, womit in frühern Zeiten in Aegypten, und auch noch manchmal gegenwärtig, eine nicht beliebte Person mit einem Fingal Kaffee aus dem Wege geschafft wird. Dieses Gewächs trifft man schon einzeln als kleinen Strauch in Oberägypten an, in Kordofan erreicht es aber die Höhe eines Baumes. Viele pflanzen es geflissentlich an, und legen die Blätter in den Seiher, wo sie die Merissa durchfließen lassen; diese Blätter enthalten eine weiße Milch, diese theilt sich der Merissa mit, und die Merissa soll sehr betäubend wirken. Ich habe solche Menschen öfters davor gewarnt, sie entschuldigen sich aber, daß es ihr Vater oder Mutter auch gethan habe. Das Kamel, welches in der Auswahl seiner Nahrung nicht sehr heikel ist, berührt doch die Escher nicht. Was den Aberglauben der Türken betrifft, daß in Folge des Genusses der Blätter von dieser Giftpflanze die Ziegenmilch Fieber erzeuge, ist lächerlich, indem es bekannte Sache ist, daß eine jede Milch während der Regenzeit genossen, Fieber hervorbringt.

Hunde gibt es, so wie in allen übrigen von Mohammedanern bewohnten Ländern, sehr viele, welche niemand angehören und doch als Hausthiere betrachtet werden; sie sind meistens von gelblicher Farbe, doch um ein wenig besser gestaltet als die ägyptischen, nähren sich so wie diese, von dem gefallenen Aas, und sind sonst von gar keinem Nutzen; doch fand ich, daß sie sich zur Jagd mit geringer Mühe abrichten lassen. Katzen gibt es sehr wenige, daher die Ratten und Mäuse so zahm werden, daß sie einem bei hellem Tage über die Füße laufen. Wirft man ihnen etwas zum Essen vor, so nehmen sie es gleich ab, verzehren es schnell, und kommen ungenirt wieder um ein mehreres abzuholen. Die Kordofaner geben sich auch keine Mühe, dieses Ungeziefer zu vertilgen, und legen bloß in den Feldern und Gärten Schlingen für die Feldratten. Viele Neger essen die Ratten, selbst einige Dongolawi, ich sah selbst bei Nubanegern, daß sie solche mit Haut und Haare brieten, dann erst das Fell abzogen, und das Fleisch aßen. Doch gibt es auch eine Gattung, welche nicht den mindesten Ekel erregen; sie sind von Isabellenfarbe, der Bauch und alle Fußspitzen schneeweiß mit einem seidenweichen Haar; man kann sie zu den niedlichsten Thierchen zählen.

Die Hühner sind weit größer als die von Aegypten, und haben, vorzüglich die Hähne, ein schönes Gefieder, welches man auch in Nubien schon findet. Die Haustauben sind auch größer als ich solche in Aegypten angetroffen habe, und von wilden Tauben zählte ich neun Gattungen, worunter die kleinsten von der Größe einer Amsel, allein mit einem Schwanze, der so lang als die Taube selbst ist.

Die Giraffen, eines der schönsten Thiere Afrika's, trifft man in Kordofan nicht selten, und fast alle bis jetzt über Aegypten nach Europa und Amerika gesandten Thiere dieser Art wurden in Kordofan gefangen. In der nassen Jahrszeit trifft man keine an, und man glaubt, daß sich selbe sehr weit von Kordofan entfernen; die Landesbewohner meinen, daß sie in Gegenden sich begeben, wo es nur sehr wenig regne, denn es ist unter den wilden Thieren der heißen Zone keines für die Witterung so empfindlich als die Giraffe, und man muß, wenn sie gefangen sind, mit aller Vorsicht zu Werke gehen, damit sie nicht umkommen. Selbst wenn sie nach Aegypten gebracht werden, muß während der Wintermonate dieses Thier vor jeder starken Verkühlung geschützt seyn, und auch bei der Nahrung nichts verabsäumt werden; man hat schon viele Fälle, daß die Giraffen durch den geringsten Fehler bei der Wartung sehr schnell zu Grund gingen. Sobald die trockene Jahreszeit eintritt, kehren auch die Giraffen wieder in die Umgebungen von Kordofan zurück. Sie leben nicht in großer Anzahl beisammen, wie es bei den Antilopen der Fall ist, und man sieht sie nur einzeln, höchstens zwei Stück beisammen. Das Einfangen geschieht zu Pferd, doch werden nur die Jungen lebend eingefangen, weil es bei den alten fast gar nicht möglich ist, und dieses Thier Roß und Reiter über den Haufen werfen und übel zurichten würde; man erlegt daher die alten Giraffen mit dem Säbel, bloß der Haut wegen, welche verkauft, und das Fleisch gegessen wird; letzteres hat einen nicht ganz unangenehmen Geschmack. Wenn man diese Giraffen für eine Menagerie einfangen lassen will, so muß man vorher einen Ferman von dem Minister des Innern in Cairo zu erhalten suchen, und am besten ist es, daß man sich gleich an den Scheik Abdel Had in Haraza wende; dieser gibt sodann den Auftrag seinen Leuten, welche sich eigens mit dieser Jagd beschäftigen, denn es erfordert nicht nur einen

guten und gewandten Reiter, sondern auch ein gut abgerichtetes Pferd, und insbesondere mehrfache Erfahrung in dieser Jagd. Gewöhnlich gehen zwei Reiter mit einem bis zwei Kamelen, welche Lebensmittel und Wasser für einige Tage geladen haben, in die Wüste, wo sich die Giraffen aufzuhalten pflegen. Die Kamele bleiben auf einem geeigneten Platze zurück, und die Reiter recognosciren die Gegend, bis sie auf die Fährte der Giraffen kommen. Hier erfordert es nun eine große Sachkenntniß, um zu erkennen ob die Fährte von heute oder gestern war, oder noch älter ist; im ersten Fall wird, wenn es die eines jungen Thieres ist, der Fährte sogleich gefolgt, und man kann versichert seyn, daß man die Giraffe in wenigen Stunden zu Gesicht bekommt; ist dieses nun der Fall, so wird die Jagd augenblicklich vorgenommen, das Thier, ohnedieß sehr scheu, sucht sein Heil in der Flucht, und zwar mit einer außerordentlichen Schnelligkeit. Hier ist es nun wieder der Reiter und die Behendigkeit des Pferdes, welche das ihrige thun müssen, dem aufgescheuchten Wild den Weg abzugewinnen, was bei der Giraffe um so leichter wird, als dieses Thier nie gradaus läuft, sondern in der Furcht und Schüchternheit bald rechts bald links sich wendet, und von den Reitern schnell eingeholt wird. Dieser nun in der Nähe des verfolgten jungen Thieres angelangt, wirft demselben eine Schlinge über den Kopf, welcher Wurf höchst selten mißlingt und im schlimmsten Fall öfters wiederholt werden kann, und befestigt das Ende des Seils an den Sattel, zieht das Thier so nahe als möglich an das Pferd, und die Beute ist gemacht. Doch hier erfordert es wieder ein gutes und geduldiges Pferd, welches dem nach allen Richtungen ziehenden und springenden Thiere halb widerstehen halb nachgeben muß, um es nach dem nächsten Orte zu bringen, den man auch so schnell als möglich zu erreichen sucht. Hier steht schon ein Mutterkamel bereit, welches der jungen Giraffe die erste Zeit Milch gibt, ehe man es an Gras oder Heu gewöhnt. Dieses muß auch in der Folge geschehen, und selbst ausgewachsene Giraffen müssen täglich Milch zum Trinken erhalten, wenn es irgend thunlich ist.

Wenn nun ein solch junges Thier etwas geruht hat, wird es unverweilt nach Dongola weiter transportirt; allein auch hier ist es nothwendig alle mögliche Aufsicht zu halten. Der Giraffe

wird an den Kopf eine Art Zaum gelegt, und daran vier Stricke gebunden, zwei Männer gehen voraus und zwei nach, und jeder nimmt das Ende eines Strickes in die Hand, um das Thier in ruhigem Gang zu erhalten, was die ersten Tage eine außerordentliche Anstrengung erfordert, auch ein Mutterkamel muß es begleiten, um dem jungen Thiere unterwegs die erforderliche Nahrung zu geben; in Dongola angelangt, rastet es wieder eine Zeit lang, und wird hier an Kuhmilch und etwas Gras gewöhnt. Man kann nicht glauben, was es für Schwierigkeiten hat, eine Giraffe lebend zu erhalten, und es darf daher auch nicht wundern, wenn der Preis hiefür so hoch kommt. Selbst in Aegypten, z. B. Cairo oder Alexandria, kommt ein lebendes Exemplar immer auf 5 bis 600 Thlr. zu stehen.

Leoparden gibt es nicht viele in dieser Provinz, und es sind bloß sogenannte Ueberläufer aus den innern Gegenden Afrika's, welche sich in Kordofan zeigen. Sie nähern sich wohl auch zuweilen den Dörfern, doch hat man sehr selten ein Beispiel, daß sie dem Menschen etwas zu Leid thun, sie stehlen ihren Raub aus einer oder der andern Heerde, ziehen sich sogleich in ihre Verstecke zurück und sind keinesfalls so keck, als es wohl in den innern Strichen dieses oder eines andern Welttheils der Fall seyn mag. Es werden auch keine Jagden auf sie unternommen, theils aus Mangel an Feuerwaffen, theils auch weil die Haut, das einzige was Werth hätte, hier nicht viel gesucht wird, und es ist auch wirklich selten, daß man hört, in einer oder der andern Gegend sey ein Leopard erlegt worden. Häufiger trifft man die Hyänen an. Es sollen dreierlei Gattungen seyn, die vorgebliche dritte ist mir aber nie zu Gesicht gekommen. Die gestreifte ist die gewöhnliche, welche in Aegypten und Syrien zu Hause ist, die getigerte ist weit größer. Sie bilden ganze Heerden von zehn bis zwanzig Stück, halten sich des Tags über in Höhlen und Schluchten der nahen Gebirge auf, und gehen bloß des Nachts auf den Raub aus, wo sie sich nach und nach vertheilen. Am liebsten scharren sie die Leichen aus den Gräbern heraus, und wittern es daher gleich, wenn ein Todter in der Wüste oder auf einem Friedhof begraben wurde. Auch holen sie sich gern ein junges Schaf aus den Heerden, obgleich diese des Nachts in einer Einzäunung von Dornen sich befinden; doch die Hyäne weiß sie sehr gut zu unter-

graben und in die Heerde einzubrechen. Den Menschen fügen sie kein Leid zu, und man hat fast kein Beispiel, daß eine Hyäne einen Menschen angepackt hätte; auch geschieht dieses nur wenn sie gereizt oder verwundet wird. In Europa hält man dieses Thier für das wildeste und grausamste, fast in allen Naturgeschichten findet man es so geschildert, einer schreibt es dem andern nach, ohne daß man genau untersuchte, und daher herrscht durch ganz Europa die eingewurzelte Meinung, daß die Hyäne das fürchterlichste von allen vierfüßigen Thieren ist. Ich und viele andere Europäer haben uns überzeugt, daß man sie nicht nur nicht fürchtet, sondern sogar nicht achtet. Sie ist furchtsam, wird zahm durch Prügel, und sucht sich eher zu verbergen als anzugreifen. Daß sie todte Körper ausscharrt und selbe verzehrt, ist kein Beweis, daß sie das furchtbarste Thier ist; kann sie Schafe, Ziegen oder Gazellen überraschen, so frißt sie diese lieber, nur der Hunger zwingt sie Leichname auszuscharren und zu verzehren; die Vorderfüße sind allerdings von Natur aus schon so gebildet, daß sie zum Aufscharren geeignet sind, man hat aber genug Beispiele, daß Hunde auch Leichname ausscharren und selbe fressen. In Ungarn, Polen und Rußland hat man Tausende von Beispielen, daß Wölfe Menschen anfallen. In Afrika hat man nur sehr selten einzelne Beispiele, daß die Hyäne es thut, zehn Hyänen lassen sich früher zahm machen, als ein einziger Schakal. In einem Hause in Lobeid lief eine Hyäne ganz zahm im Hof herum, die Kinder vom Hause neckten sie, rissen ihr das zum Futter vorgeworfene Fleisch aus dem Rachen, ja steckten sogar ihre Hände in denselben, ohne daß diese Bestie ihnen nur das geringste Leid zugefügt hätte. Wenn wir, was in der heißen Jahrszeit gewöhnlich ist, der Kühle wegen im Freien aßen, näherte sich dieses Thier ohne Scheu dem Tisch, fing die ihm zugeworfenen Brocken wie ein Hund auf, und zeigte nicht die mindeste Furcht. Mir wurden zwei junge, und eine ausgewachsene Hyäne zum Verkauf gebracht. Die jungen trug man auf den Armen wie ein junges Schaf, ohne ihnen das Maul verbunden zu haben, bloß die Alte hatte einen Strick um den Mund, und wurde drei Stunden Wegs von einem einzigen Mann geführt, ohne daß sie auch nur den geringsten Widerstand geleistet hätte. Die Afrikaner zählen daher auch die Hyäne nicht einmal unter die sehr wilden Thiere, weil sie selbe nicht

fürchten, sondern das Rhinoceros ist bei ihnen jenes vor allen andern furchtbare Thier, sie sagen, der Löwe und die andern Raubthiere fallen den Menschen nur dann an, wenn sie verwundet oder gereizt werden, wenn sie der Hunger dazu zwingt, und da sie überall Schafe, Ziegen, und in der Wüste selbst eine Unzahl von Antilopen und andern Thieren finden, und ihnen daher das Futter selten mangelt, so braucht der Mensch beim Anblick eines dieser Thiere nicht so sehr zu erschrecken. Allein nicht so ist der Fall bei dem Rhinoceros, denn obgleich dieses Thier nichts anders als Gras frißt, so ist doch weder der Mensch noch ein anderes Thier vor seinem Muthwillen sicher; ohne im mindesten beunruhigt oder gereizt zu werden, greift das Rhinoceros sogleich einen Menschen oder ein noch so großes Thier wie Elephanten oder Löwen an, und sucht auf den ersten Angriff, mit seinem überaus starken Horn, welches wie bekannt oberhalb des Nasenbeins in einer etwas aufwärts gerichteten Krümmung steht, den Feind zu durchbohren; gelingt nun der erste Stoß, so ist der Angegriffene, und wenn es der Elephant ist, verloren, weicht jedoch dieser oder der Löwe diesem Stoß aus, so unterliegt auch gewöhnlich das Rhinoceros, dessen ungeachtet ist es immer der angreifende Theil; zum Glück soll es sehr wenige Rhinocerosse geben, und in Kordofan soll es eine große Seltenheit seyn, wenn sich eines dahin verlauft. Die Rhinocerosse halten sich nahe an Flüssen und Seen auf, das Horn kommt im Handel vor, und dient bei dem türkischen Säbel als Griff; je heller die Farbe ist, desto mehr Werth hat es, schwarzes wird als unbrauchbar zu Säbelgriffen angesehen, und ist gar nicht beliebt; von außen kann man die Qualität nicht erkennen, weil alle schwarz sind. Die Hörner, welche man nach Kordofan des Handels wegen bringt, kommen meist aus den Tributländern Darfurs, welche an einem Fluß liegen; jener Fluß ist wahrscheinlich der weiße Nil, von dem ich in einem andern Capitel sprechen werde.

Löwen werden auch wenige getroffen, doch kommen sie sehr oft sogar in die Dörfer und rauben, ehe man es sich versieht, ein oder das andere Stück Vieh. Des Tages sieht und hört man sie fast gar nicht, denn da liegen sie gewöhnlich in einem dichten Gestrüppe, oder unter einem schattigen Baume und schlafen; aber Morgens früh, sobald die Sonne in die Sandfluthen der Wüste

ihre Strahlen zu senken beginnt, erhebt sich auch der König der Thiere, und geht aus seinem Versteck heraus, um sich seine Beute zu erjagen. Man hört schon von weitem seinen Laut, welcher anfangs in einem leisen Gemurmel besteht, welches sich nach und nach verstärkt, und zuletzt zu einem donnerähnlichen furchterregenden Gebrülle wird, das man auf eine halbe Stunde Wegs vernimmt. Alles zittert und zeigt die größte Furcht, wenn das königliche Thier sich hören läßt, die Schafe zittern als wenn sie das kalte Fieber befallen hätte, stecken die Köpfe zusammen und suchen sich zu verbergen, den Pferden treibt es einen Angstschweiß aus, und die Hunde können nicht genug eilen, um einen Ort zum Versteck zu finden, kurz alles geräth in die höchste Angst wenn der Löwe sein Herrannahen verkündet. Ist zufällig eine Carawane in der Nähe, so ist's nicht möglich die Kamele zu erhalten, sie springen hin und her, und können vor Furcht nicht beisammen bleiben. Ich selbst erlebte eine solche Scene; denn als ich auf meiner Reise in die Gegend des Brunnens Semmerie kam, hörten wir eines Tags plötzlich ein Gemurmel, welches in der Ferne dem Rollen von Kugeln in einem leeren Faß glich, und das nach und nach in dieses fürchterliche, dem Donner ähnliche Gebrüll überging; sobald nun die ersten leisen Töne sich hören ließen, überfiel die Kamele unserer Karawane eine plötzliche Angst, daß sie gleich nach allen Richtungen auseinander stoben. Reiter und Collis wurden abgeworfen, oder die erstern genöthigt, abzuspringen, um nicht von den Aesten der Bäume abgestreift zu werden, denn zum noch größern Unglück befanden wir uns in der Nähe eines Mimosenwaldes, und alles lief Gefahr, von den großen Stacheln zerrissen zu werden. Doch dauerte diese Verwirrung nicht lange, da der Löwe nicht nach unserer Gegend den Weg nahm, sondern eine entgegengesetzte Richtung zu nehmen schien; es erforderte jedoch einen ganzen Tag Zeit, um die abgeworfenen und abgestreiften Sachen wieder zusammenzubringen, da ein Kamel sich zu weit entfernt hatte. Man macht jedoch in diesem Lande selten Jagd auf den Löwen, denn wie gesagt, findet man deren sehr wenige, und leidet auch keinen so bedeutenden Schaden durch dieselben, daß es nöthig wäre sich der Gefahr auszusetzen. Das Fleisch eines Löwen ist überaus zäh und sehnig, und wird nicht so leicht von einem andern Thiere gefressen, der Hund verkriecht

sich sogleich wenn er es nur anriecht. Panther gibt es auch, doch sind sie nicht so groß als jene von Asien. Tiger soll es keine geben wie man mich versichert hat. Antilopen sind in außerordentlicher Menge und sehr verschiedenen Arten vorhanden; sie können eben so wie die Kamele öfters acht Tage lang aushalten ohne zu trinken. Ich habe selbst beobachtet, daß sie bis 26 Meilen weit vom Trinkwasser entfernt sich aufgehalten haben, und es daher nicht möglich gewesen wäre, daß sie jeden Tag oder in je zwei Tagen diese Strecke hätten zurücklegen können.

Außer den genannten gibt es noch eine Menge anderer vierfüßiger Thiere, welche man in Europa zum Theil nicht einmal dem Namen nach kennt, denn Kordofan ist bis jetzt nur von zwei Naturforschern besucht worden, von den HH. Dr. Rüppell und Kotschy, und diese haben sich viel zu kurze Zeit im Lande aufgehalten, als daß es ihnen möglich gewesen wäre, das Land in allen Richtungen zu bereisen und gehörig zu erforschen. Es würde einen Aufenthalt von wenigstens einigen Jahren erfordern, um alles genau untersuchen zu können, und alle die bis jetzt dahin kamen, haben zuviel von dem ungesunden Klima erleiden müssen, als daß sie nicht so schnell wie möglich hätten eilen sollen das Land zu verlassen, und so der Gefahr, die das Leben eines jeden Europäers bedroht, zu entgehen. Die Gattungen der Vögel, welche in dieß Land zu den verschiedenen Jahrszeiten kommen und wieder verlassen, ist sehr groß, vom kleinen Colibri bis zum Strauß; da ihnen die Feuergewehre nicht bekannt sind, so sind sie leicht zu schießen, hält man sich aber an einem Ort einige Tage auf, und verfolgt sie mit der Flinte, so werden sie eben so scheu, wie an andern Orten. Manchen Vögeln und Taubenarten ist das Schießen so unbekannt, daß von einem Schuß auf einen Baum viele todt zur Erde fielen, die nicht getroffenen aber sitzen blieben. Auch muß man einen Jäger aufmerksam machen, daß wenn er einen weißen türkischen Anzug und eine rothe Kappe oder Tarbusch trägt, die Vögel sehr scheu werden, trägt man aber ein blaues Hemd und zur Kopfbedeckung eine braune Mütze, wie man sie in Oberägypten findet, so kann ich jeden versichern, daß man doppelt so viel erlegen kann, als mit dem früher genannten Anzuge. Die schwarzen Störche füllen beinahe alle Häuser in den Dörfern, und man sieht auch fast auf jedem Hause einen Korb, welcher

die Spitze des Hauses bildet und diesem Vogel zum Neste dient, wodurch ihm die Mühe erspart wird, ein solches selbst zu bauen. Man würde sich den größten Schimpfreden aussetzen, wenn man es wagen wollte, einem Storch etwas zu Leid zu thun, und wenn die Furcht vor den Weißen nicht so groß wäre, so könnte es auch fühlbare Merkmale der Unzufriedenheit von Seite der Einwohner absetzen, denn diese sind in Betreff dieses Vogels eben so abergläubisch als es in einigen Gegenden Europa's mit dem weißen Storch der Fall ist. Man findet aber solche auch so zahm, daß sie in den Dörfern wie Gänse auf den Straßen herumlaufen; ich war öfters genöthigt ihnen meinen Stock nachzuwerfen, wenn ich mit ihnen in Gesellschaft auf einer Wiese Insecten sammelte, denn sie waren viel schneller im Aufsuchen als ich, und schnappten mir die Käfer vor der Nase weg.

Der geheiligte Ibis der alten Aegyptier scheint meistens hier sein Vaterland zu haben; er nistet in den Dörfern auf Bäumen, und ich zählte oft 20 bis 50 Nester auf einem einzigen Baum; überhaupt sah ich noch wenig Thiere, die so friedlich beisammen wohnen. In der Regenzeit werden die jungen, zwei, selten drei Stück, ausgebrütet; man hat von ihnen die nämliche Meinung wie von dem Storch, und fast noch mehr, denn als ich mir einige beim Hause des Sultan Theme von Lobeid schießen wollte, so sagte er mir ganz ernsthaft: „schieße lieber einige Hühner in meinem Hofe zusammen, als nur einen von diesen Ibis, welche auf meine Bäume gekommen sind, ihr Nest gebaut, und bei mir Schutz gesucht haben." Sind die Jungen groß, so ziehen die Alten mit ihnen fort, und kehren nur mit dem ersten Regen zurück; wo sie sich während der trockenen Jahrszeit aufhalten, war mir nicht möglich zu erforschen; zur Zeit der alten Aegyptier kamen sie nach Aegypten; dieß beweisen die vielen tausend Ibis-Urnen, welche man in Sakara und andern Orten findet, jetzt trifft man keine mehr an. Ich habe zwar noch im Monat April auf dem weißen Fluß einzelne Vögel dieser Art getroffen, es mögen jedoch nur kranke gewesen seyn, die dem Schwarm der übrigen nicht folgen konnten.

Zu den vorzüglich nutzbringenden Vögeln gehört der Strauß, denn das Fleisch wird gegessen, und ist bei jungen von besonders gutem Geschmack; ein junger kostet 5 Piaster (30 kr. C.-M.), die

Eier werden ebenfalls gegessen, und ein einziges kann vier Personen vollkommen sättigen. Die Eierschalen werden im Handel ausgeführt, allein den Hauptgewinn geben die Federn. Ein ausgewachsener Strauß gibt immer 3 Rottoli schwarze und ½ Rottolo weiße. Die meisten Strauße werden in Caccie gefangen; dieß geschieht in Schlingen, welche man in einen von einer Art Weidenholz geflochtenen Teller legt, welcher durchlöchert ist, und in den Sand gegraben wird. Die Schlinge selbst, welche in die Mitte dieses Tellers gelegt wird, bindet man sodann an den nächststehenden Baum, oder an ein Stück Holz. Auf einen gewissen Raum legt man bis zu 50 Stück solcher Teller; kommt nun ein Strauß oder auch eine Gazelle in diese Gegend, und tritt mit dem Fuß in einen der Teller, so öffnet sich die Schlinge, und sobald das Thier den Fuß zurückzieht, so geht sie zusammen und das Thier ist gefangen. Auf eine andere Weise dieses Vogels habhaft zu werden ist beinahe unmöglich, da derselbe sehr vorsichtig ist, und schon auf eine weite Entfernung den sich nahenden Menschen erblickt, und sogleich die Flucht ergreift, wo es selbst mit einem guten Renner sehr schwer wird ihn einzuholen, denn der den Boden mit den Füßen kaum berührende Vogel läuft so schnell, daß er, wenn man die Bewegung seiner kurzen Flügel sieht, die ihm als Ruder dienen, beinahe zu fliegen scheint.

Von allen diesen Producten aus dem Pflanzen- und Thierreiche wissen jedoch die Einwohner Kordofans wenig Nutzen zu ziehen; denn abgerechnet, daß sie es nicht verstehen, einen oder den andern Artikel mit Vortheil zu gebrauchen, oder vielmehr durch Kunst oder sonstigen Gewerbfleiß zu vervollkommnen, sind sie noch zu dem allen viel zu faul, als daß sie auch nur im geringsten etwas mehr thäten, als ihre eigene Existenz erfordert; man findet daher auch sehr wenige sogenannte Handwerker unter ihnen, und dieses sind einige Weber von Baumwollstoffen, Schmiede, Gerber und Töpfer. Die Baumwollstoffe jedoch, die sie erzeugen, sind nicht für den Gebrauch im Lande hinreichend, und das meiste muß aus Dongola, Aegypten und Europa eingeführt werden. Es fehlt nicht an den nöthigen Mitteln, allein sie bemühen sich nicht im geringsten die Baumwolle in größerer Quantität anzubauen, oder selbe zu verarbeiten, weil eine jede Arbeit von der Regierung mit Gewalt abgekauft und sohin auch der Preis will-

kürlich gesetzt wird, mithin die Mühe des Arbeiters sich gar nicht lohnt; sie ziehen es daher vor, lieber den ganzen Tag entweder müßig herum zu schlendern, oder mit unnützen Spielen die Zeit sich zu verkürzen. Es ist wirklich interessant, einem Weber bei seiner Arbeit zuzusehen, und man weiß nicht was man mehr bewundern soll, die einfachen Werkzeuge, deren sie sich bedienen, oder die Geduld, mit welcher sie diese Arbeit verrichten. Sie können nur in der trocknen Jahrszeit arbeiten, weil ihre Hütten zu klein sind und es nicht möglich ist darinnen einen Weberstuhl aufzuschlagen. Sie setzen daher ihre Webstühle gewöhnlich neben die Hüttenthüre, und arbeiten daselbst. Ein europäischer Weber würde jedoch, und wenn er der Kunstverständigste wäre, in die größte Verlegenheit kommen, wenn man ihn vor einen solchen Stuhl setzen wollte, da er bei der einfachen Construction desselben kaum begreifen würde, wie er die Arbeit anfassen soll. Vier starke Stöcke werden in die Erde geschlagen, und an diese der Kamm und das weitere Geräthe befestigt; die Fäden sind kaum eine Spanne hoch von der Erde gezogen, und am Ende an eine Stange gebunden, an welche ein Stein befestigt ist, welchen man nachzieht. Der Webstuhl bekommt die Länge wie es der zu erzeugende Stoff erfordert, öfters bis 20 Ellen, und vor diesem steht in einer Grube der Weber, und wirft aufs Geradwohl sein Schiff; doch bei jedem zweiten Wurf zerreißt ihm der Faden, und nun braucht es eine doppelte Zeit, bevor er denselben wieder anknüpft; doch alles dieses bringt den Weber nicht aus der Fassung, mit aller Geduld macht er seinen Knoten, wirft abermals sein Schiff, reißt abermals den Faden ab, und fängt von neuem an anzubinden; man kann also sich vorstellen wie viel Zeit erforderlich ist, bevor ein Stück von ungefähr zwanzig Ellen Länge fertig wird. Gewebe von Ziegenhaaren wissen sie jedoch nicht zu machen. Die Schmiede sind die betriebsamsten Gewerbsleute und machen alle die erforderlichen Haus- und Ackergeräthe; sie sind zugleich Bergleute und Schmelzer, denn sie graben sich selbst das Erz, und wissen mit der einfachsten Zubereitung das Eisen zu schmelzen; aber es zu härten verstehen sie nicht. Sie haben auch keine stätige Werkstätte, und schlagen diese auf wo sie Arbeit finden; auch macht ihnen das nicht viel Mühe, denn ein großer Stein, den sie finden und auf den sie ein Stück Eisen legen, dient ihnen

zum Amboß; daneben wird ein kleiner Herd aufgerichtet und ein lederner Sack, der den Blasbalg bildet, daran angebracht; sie verarbeiten auch keine schweren Gegenstände, denn außer Lanzenspitzen, Haschiasch (Ackerwerkzeug), zweischneidigen, pfeilartigen gespitzten Messern verschiedener Größe wissen sie nicht viel mehr zu erzeugen, auch werden ihre Arbeiten nicht theuer bezahlt, weil ihnen das Mineral als Eisen und Kohlen fast nichts kostet, und sie sonach nur die Mühe in Rechnung bringen können. Ihre Handwerkzeuge sind auch nicht sonderlich complicirt, und bestehen bloß in einigen Hämmern und einer Zange. Die Töpfer machen nur eine einzige Art von Töpfen (Burna) in der Form einer Bombe, jedoch mit einem etwas größeren Halse, und diese dient ihnen als Wassergeschirr, zum Kochen, Braten und zur Aufbewahrung der Merissa; auch bereiten sie eine runde, etwas eingetiefte Platte (Doga) zum Brodbacken, und Pfeifenköpfe, welche mehr deutsche als türkische Form haben; alle diese Sachen sind ganz einfach geformt und haben keine Verzierungen. Gerber trifft man viele, welche das Leder auf eine ganz einfache Art gerben und wobei sie sich des Garat, einer Baumschote, bedienen. Sie bereiten auch die Wasserschläuche, von denen die großen Rai, die kleinen Girbe genannt werden; zu den kleinen nimmt man gewöhnlich Ziegenhäute, wie dieß auch in Aegypten der Fall ist; sie werden den Ziegen wie ein Hasenbalg abgezogen, man gerbt daran bloß die inwendige Seite und läßt die Haare außen; auch werden Schläuche gemacht, in welchen man die Milch buttert. Aus dem Leder verfertigen sie auch Sandalen, Schuhe und Rahad, so wie endlich Schilde. Das Rahad ist ein Gürtel, an welchem viele tausend feine Riemchen herabhängen, und der gewöhnlich eine und und eine halbe Spanne lang ist; ein solches Rahad binden die Mädchen um die Lenden, und sie werden öfters mit Agatsteinen und kleinen Muscheln verziert. Die Schilde werden meistens aus der Haut der großen Antilopen gearbeitet; sie sind länglich spitzig, und in der Mitte ist eine Erhöhung oder Buckel angebracht; in der inwendigen Seite geht der Länge nach ein Stab, und zwei Riemen sind angebracht, durch welche sie den Arm stecken; sie sind überaus fest, und selten dringt ein Lanzenstich oder Schwerthieb durch. Das Schafleder gerben sie fein und wissen demselben durch verschiedene Pflanzensäfte eine rothe, gelbe, grüne und an=

dere Farbe zu geben, mit welchen sie sodann die Schuhe einfassen, die Sandalen verzieren, oder auch Zauberformeln einnähen; ferner verfertigen sie daraus Messerscheiden und andere Sachen. Von den Blättern der Palma Thebaika flechten die Weiber einige recht zierliche Dinge, ferner große Brodschüsseln, Tabak genannt, Deckel zum Bedecken der Speisen, so wie Matten und dergleichen. Sie färben die Blätter verschiedenartig und machen Dessins, welche man wirklich bewundern muß. Auch verfertigen sie Trichter zum Durchseihen der Merissa, so wie Körbchen zum Aufbewahren der Milch, und diese sind so dicht geflochten, daß wenn die Flüssigkeit, die man hineingießt, einmal recht eingedrungen ist, sie nicht mehr rinnen. Alle diese Arbeiten, die in dem Lande gemacht werden, sind sehr einfach, und nur zu verwundern, daß es ihnen beinahe an allen Werkzeugen mangelt.

Vierzehntes Capitel.

Lobeid, Hauptstadt von Kordofan.

Lobeid, auch Labayet genannt, ist ein aus mehreren Dörfern bestehender Ort, und in seinem Aeußern so wie im Innern von jedem andern Dorfe durch nichts als etwa den größern Umfang unterschieden, und die Häuser sind eben so wie in den Dörfern bloße Strohhütten, einige derselben bestehen aus Lehm, kein einziges aus Steinen. Der frühere Ort gleichen Namens wurde bei der Einnahme Kordofans von den Türken fast ganz zerstört, und dann auf demselben Ort die sechs Dörfer gebaut, aus denen gegenwärtig die Hauptstadt Lobeid besteht; sie sind wenn auch nicht durch eine weite Entfernung doch dadurch geschieden, daß jedes derselben ein eigenes Quartier bildet, und von einem besondern Stamm bewohnt wird. Das erste, Wady-Naghele, wird durchgehends von den Dongolawi und den fremden Kaufleuten bewohnt. El-Orta, das Lager oder auch die Türkenstadt genannt, ist dasjenige Viertel, worin sich das Gouvernementsgebäude, zwei Casernen, das Zeughaus, das Spital so wie die Wohnungen der Officiere und vieler außerhalb der Casernen wohnenden verheuratheten Soldaten befinden, auch ist in diesem Stadtviertel der

Bazar. Wady-Soffie ist der Wohnplatz der mit dem Melik-Mussalem eingewanderten Neger, und Takarir oder Takruri das Dorf der Pilger, woselbst auch größtentheils Neger aus Pergu und den andern Gegenden wohnen; auch sind daselbst die Strohhütten des Abumedina, Bruders des Sultan von Darfur. *) In Kongeri ist der Wohnsitz derjenigen Einwanderer aus Darfur, welche sich noch zur Zeit der Regierung Darfurs dort angesiedelt haben, und nach der Einnahme durch die ägyptischen Truppen daselbst verblieben sind. Das sechste Dorf begreift die Neubauten der Mograbinen, welche keine Caserne haben und sich ihre Wohnhäuser selbst erbaut haben. Alle diese genannten sechs Orte zusammen bilden nun die Stadt Lobeid. Die Zahl der Einwohner ohne Militär schätze ich auf 12,000 Menschen. Die Häuser, in der Landessprache Tukkoli genannt, sind meistens Hütten, so wie selbe schon früher beschrieben wurden. Die Stadt bietet daher keine schöne Ansicht dar, und ist im ganzen sehr melancholisch, vorzugsweise dadurch, daß man nur sehr wenige erhöhte Häuser, ja nicht einmal ein Minaret sieht, welches doch in Aegypten fast alle Dörfer haben, und das mit den Dattelbäumen, die in und um die Dörfer gepflanzt sind, diesen doch wenigstens ein freundlicheres Ansehen gibt. In der trocknen Jahrszeit wird das Auge noch mehr beleidigt, wenn man die zerstreuten Häuser in ihrer ganzen Armseligkeit sieht, und die ohnehin wenig zahlreichen Bäume und Gärten gar keine Abwechslung darbieten, denn erstere stehen ganz kahl wie Besen da, und an letztere denkt man gar nicht. Der brennend heiße Sand erinnert einen nur noch mehr, daß man in einer Wüste sich befindet, und so ist auch nicht das mindeste vorhanden, woran sich das Auge erfreuen könnte.

Wie anders ist es in der nassen Jahrszeit; man hat sodann Mühe sich zu überreden, daß es ein und derselbe Ort sey, den man erst vor kurzem in seiner ganzen Nacktheit dastehen sah, Alle Stellen, wo früher nichts als Sand zu sehen war, sind nun mit dem üppigsten Grün überzogen, und dieses mit den schönsten Blumen durchmengt; an den Einzäunungen der Häuser findet man alle Arten von Schling- und Laufgewächsen, welche mit ihren Blumen einen überaus lieblichen Anblick gewähren. Alle Umgebungen

*) S. Neunzehntes Capitel.

der Häuser sind mit Dochen angepflanzt, und dieses Getreide steht dann so hoch, daß man nur die Spitzen der Dächer hervorragen sieht, und von weitem kein einziges Haus erblickt, sondern nur einen Wald zu sehen glaubt. Die ganze Stadt sieht demnach mehr einem Park ähnlich mit lauter Labyrinthen, welche es einem Fremden sehr schwer machen, sich heraus zu finden, oder irgend ein Haus aufzusuchen, umsomehr als es mehrere tausend kleine Strohhütten gibt, auch alle Häuser von gleicher Form gebaut sind, daher es sehr viele Mühe erfordert, das gesuchte Haus zu erkennen oder zu finden. Doch alles dieses hat etwas Eigenthümliches, erfreut das Auge, man wandelt mit Vergnügen in diesen tausend und tausend Windungen von Wegen, und ergötzt sich an der schönen Abwechslung, auf die man mit jedem Schritt stößt, allein zu dieser Zeit treffen die tropischen Regengüsse ein, und dann hat man allerlei Unannehmlichkeiten zu bestehen, denn da die Regen so plötzlich und so heftig niederstürzen, daß einige Strecken das Wasser nicht so schnell einsaugen können, so entstehen Wildbäche, welche im Augenblick sich füllen und die Communication von einem Quartier oder Hause zum andern sehr erschweren, ja oft gänzlich hemmen; man findet da keine Brücke oder auch nur Stege, um über so einen Bach trocken zu kommen, und ist genöthigt, wenn einen die Geschäfte zwingen gleich nach dem Regen auszugehen, barfuß durch alle diese Bäche und Pfützen zu waten; denn selbst auf Eseln zu reiten wird unmöglich, da diese Thiere bei dem ungleichen Grund, ungeachtet ihres sichern Schrittes, in Vertiefungen gerathen, wo sodann Mann und Thier dem Ertrinken nahe steht; auch geschieht es fast jährlich, daß einige Menschen ihr Leben verlieren, vorzüglich wenn sie des Nachts es wagen, von einer Hütte zur andern gehen zu wollen; es ist am besten, einige Zeit sich in seinem Hause aufzuhalten, bis diese Wildbäche im Sande wieder versiegen, was sehr bald geschieht.

Ist die Ernte vorüber und alles wieder dürr, so schreitet man zum Verbrennen des noch übriggebliebenen und nun ganz verdorrten Grases. Dieß gewährt ein eigenes Schauspiel: man bringt dieses Gras theilweise in Haufen zusammen, Groß und Klein versammelt sich sodann um dieselben, und erwartet das folgende Spectakel. Der Haufen wird angezündet, wodurch ein großer Rauch entsteht, hiedurch und durch den von der Menge verursachten

Lärm aufgeschreckt, fliegen Tausende von den im Gras versteckt gewesenen Heuschrecken auf, welche sodann von dem Volk gesammelt, auf Spieße gesteckt, gebraten und zu fünf Stück um einen Para oder Hassasch auf dem Markt verkauft werden; es ist ein Lieblingsgericht der Einwohner, und wird von ihnen mit Gier verzehrt. Alsbald sieht man durch diesen Reinigungsact den Ort wieder wie zuvor in seiner Nacktheit dastehen und außerdem noch vieles andere, was früher vor dem Gras versteckt blieb; Knochen von Menschen und Thieren liegen an allen Wegen umher zerstreut, ohne daß man es der Mühe werth hielt solche einzuscharren; dieß kommt bloß daher, weil man, sobald ein Sklave stirbt, diesen mit einem Strick um den Fuß wie ein todtes Thier bei der Hütte hinausschleift und an dem ersten besten Ort im Sand verscharrt oder im Gras liegen läßt, bis des Nachts die Hyänen kommen und den todten Körper abnagen; denn die Hyänen sind in dieser Hinsicht für solche Länder eine Wohlthat, weil sie jedes Aas und todten Körper auffressen, so daß die Luft nicht mehr verpestet wird; was übrig bleibt, verzehren in der Frühe die Hunde, und man sieht nicht selten zwei oder mehrere um einen Menschenarm oder Fuß sich herumzerren. Ebenso wird ein krepirtes Vieh behandelt und auf den Grund des nächsten Nachbars geworfen; was sodann ebenfalls des Nachts die wilden Thiere, und den Ueberrest bei Tag die Hunde in Gesellschaft von Geyern, Adlern und sonstigen Raubvögeln verzehren. Auch die Begräbnißplätze bleiben von diesen Gästen nicht verschont, denn da man gewöhnlich die Leichen sehr seicht einscharrt, so werden diese ebenfalls des Nachts von Hyänen und verhungerten Hunden ausgescharrt und gefressen; die Ueberreste bleiben auf der Straße liegen.

Es gibt fünf Moscheen und nur eine von Backsteinen; diese ist in dem Viertel Wady-Nagele, hat eine ganz einfache Construction und keine Verzierungen, wie es sonst in Aegypten bei den Moscheen der Fall ist. Alle übrigen öffentlichen sowohl als den vornehmen Türken angehörigen Häuser sind ebenfalls bloße Lehmhütten, die nur in der innern Einrichtung, welche aber bloß in einigen Divans besteht, sich von den übrigen unterscheiden. Casernen gibt es in Lobeid drei, welche jedoch ebenfalls nur aus Strohhütten bestehen, die sodann, ungefähr fünfzig an der Zahl, mit einem Zaun eingeschlossen und mit einem Eingang versehen

werden, wo ein großer Baumast die Stelle des Thors vertritt. Ebenso ist das Spital, dieser Schrecken alles Militärs, nur von Lehm aufgeführt. Eines der größten Gebäude von Lobeid ist die Wohnung des Gouverneurs, welches sich jedoch bloß durch seine Größe und im Innern durch eine etwas bequemere Einrichtung von den übrigen Häusern unterscheidet, denn die Construction ist dieselbe, wie bei allen andern Gebäuden, weil das Material keine Auswahl läßt, und die Paläste der Großen so wie die Wohnungen der untern Classe nur aus Lehm gebaut, und die äußern Wände mit Kuhmist überzogen werden. Außer einem großen Saale und Hof hat es auch einen Limonengarten. Im Hintergrunde des Hofes ist der Divan, oder Audienzsaal des Gouverneurs, in welchem alle Angelegenheiten öffentlich verhandelt, auch die Besuche der Fremden sowohl als Einheimischen, welche, wie es der orientalische Gebrauch ist, von den Untergeordneten zeitweise abgestattet werden müssen, angenommen werden. An der linken Seite dieses Divans ist der sogenannte kleine Divan, in welchem ein Hauptmann die minder wichtigen Sachen abmacht, auch sonstige Händel schlichtet, damit der Gouverneur nicht unnützerweise belästigt werde. Die Schreibzimmer der koptischen Schreiber, welche man in allen Divans von Mehemed Ali antrifft, sind zur linken Seite des Hofes. Bei meiner Anwesenheit in Kordofan war der gleichzeitige Civil- und Militär-Gouverneur Mohammed-Bey, Oberst des ersten Infanterieregiments, ein Tscherkesse, welcher als Sklave nach Aegypten kam, Mameluk Mehemed Ali's wurde, und es in kurzer Zeit bis zu diesem hohen Posten brachte. Dieses war ein äußerst beschränkter Mensch, der nicht die geringste Kenntniß besaß, und sich von seiner Umgebung ganz beherrschen ließ. Außer seiner Unwissenheit besaß er jedoch einen ungemeinen Stolz und wußte sich stets das Ansehen einer besondern Wichtigkeit zu geben, brachte jedoch die meiste Zeit in Gesprächen mit einem Fakir zu, welchem er eine größere Aufmerksamkeit als seinem anderweitigen Dienste schenkte, und dessen Besuche ihm viel lieber waren als die seiner Officiere. Schreiben konnte er gar nicht, lesen sehr wenig, und wußte nur sein Kaschef (Siegel) aufzudrücken. *) Wenn Verord-

*) Das Kaschef oder Siegelaufdrücken ist im ganzen Orient gebräuchlich, und eine Unterschrift, wenn solche gleich eigenhändig geschieht, gibt

nungen oder sonstige Befehle aus Cairo anlangten, so mußte sein Secretär, ein Kopte, solche laut vorlesen, und nur dann, wenn eine Stelle kam, die ein Geheimniß seyn sollte, ließ er einhalten, und befahl ihm, dieses in seinem Zimmer vorzulesen, sodann wurden ihm die Berichte, welche nach Aegypten abgingen, vorgelegt, und von ihm das Kaschef aufgedrückt, die übrige Zeit brachte er stets mit Tabakrauchen und Kaffeetrinken zu, und nur äußerst selten machte er einen Ritt oder Gang auswärts. Zwanzig bis dreißig Tassen Kaffee täglich zu trinken war für ihn eine Kleinigkeit, denn so oft ein Besuch kam, that er nur einen Blick auf seine im Zimmer befindlichen Bedienten, welche denselben sogleich verstanden, und Kaffee und Pfeifen brachten, welch ersterer den ganzen Tag in einem Nebenstübchen auf dem Feuer stand. In der Regel ist es nothwendig, dem Gouverneur zeitweise eine sogenannte Anstandsvisite zu machen, weil die Türken hierauf einen besondern Werth legen, und eine Vernachlässigung dieser Achtungsbezeugung übel aufgenommen wird. Sehr oft kommen Besuche an, welche nach einer stummen Begrüßung sich, sobald es ihnen angedeutet wird, niedersetzen, den dargereichten Kaffee trinken, nach einer kurzen Weile aufstehen, und sich, ebenso wie bei der Ankunft, stumm grüßend entfernen.

Die Munition und sonstiges Kriegsmaterial befindet sich ebenfalls in einem hiezu eigens eingerichteten Gebäude, welches mit einer Lehmmauer eingeschlossen und mit einem Wassergraben umzogen ist, welcher jedoch kaum während vier Monaten mit Wasser versehen werden kann, und die übrige Zeit trocken bleiben muß. Die Mauer ist ebenfalls nur aus Lehm aufgeführt, und so stark, daß man solche mit Steinen einwerfen kann. Es ist sehr leicht einzusehen, welche Aufsicht daselbst herrscht, und es ist wirklich ein Wunder, daß vorzüglich während der Sklavenjagden, wo beinahe das ganze Militär abwesend ist, und sich beinahe in ganz Kordofan keine 600 Mann Garnison befinden, von Darfur aus kein Einfall geschieht, um sich für die gestohlenen Kamele zu rächen; da in kurzem alle Kriegsvorräthe ohne die geringste Mühe aufge-

---

der Urkunde oder sonstigen Schreiben keine Gültigkeit, wenn nicht gleichzeitig das Siegel, welches ebenfalls aus der Namenschiffre besteht, beigedruckt wird.

hoben oder vernichtet werden könnten, denn bevor die nöthige Verstärkung aus den Nuba-Gebirgen herbeigezogen würde, könnte der Feind alles verwüsten und plündern, ohne nur den geringsten Widerstand zu finden.

Dem Gouvernementsgebäude gegenüber steht der Galgen aufgerichtet, welcher aus zwei in die Erde senkrecht eingerammten Balken, über denen ein Querbalken aufliegt, zusammengesetzt ist, und an welchem die der strengen Justiz anheimfallenden Opfer ohne viele Cerimonie aufgeknüpft werden. Nicht weit von diesem verhängnißvollen Gerüst ist eine aus Lehm aufgerichtete Erhöhung, zu der einige Stufen führen, und woselbst an den Festtagen der Priester ein Gebet spricht, zu dem sich nur die männliche Bevölkerung einfindet. An diesen Platz stößt der Suk oder eigentliche Marktplatz; jedoch würde es sehr gefehlt seyn, wenn man sich darunter, wie es an andern Orten des noch gleich uncivilisirten Orients gebräuchlich ist, eine große Ordnung denken wollte, denn nicht genug daß alle zum Verkauf bereit stehenden Gegenstände ohne Rücksicht auf Witterung oder sonstige derselben schädliche Einwirkung unter einander geworfen sind, so kostet es auch eine unsägliche Mühe zu solchen Sachen zu gelangen, die man zu kaufen Willens ist. Neben diesem Marktplatz rechts befindet sich das einzige Kaffeehaus von ganz Kordofan, welches jedoch im Jahr 1838 verschlossen war, da wegen des an das Gouvernement zu entrichtenden hohen Zinses sich längere Zeit kein Pächter fand; auch war der Preis des Kaffee's das Rottolo (3/4 Pf.) auf 18 Piaster (1 fl. 48 kr. C.-M.) gestiegen, weil keiner aus Abyssinien mehr ankam. Im Jahr 1839 wurde es von dem neuen Gouverneur Jussuf-Bey in Berücksichtigung dieses den türkischen Officieren so unentbehrlichen Bedürfnisses wieder geöffnet. Die übrigen Magazine bestehen aus drei von Lehm aufgerichteten Mauern, worüber ein Strohdach aufgeführt ist; in diesen werden die Waaren in den Sand gelegt, und jeder Witterung preisgegeben. Der obere Theil des Marktplatzes ist für Dochen, Kamele, Kühe, Schafe, Ziegen, Esel und sonstige Hausthiere; sodann kommen die Djelabi mit ihren aus Kairo mitgebrachten Waaren, die alle auf dem Sande liegen, hernach die Wasserverkäufer, und endlich die zu beiden Seiten des Platzes in vier bis sechs Reihen sitzenden und mit saurer Milch, Butter, Schmalz und mit Garten- oder wild wachsenden Früchten handelnden Wei-

der, welche außer den genannten Gegenständen auch noch Tabak, Pfeifenköpfe, Eier u. drgl. zum Verkauf bringen; an diese stoßen die Holz- und Grashändler, welche auch einen bedeutenden Platz am Markt einnehmen, denn da das Holz und Gras frei eingesammelt werden kann, so sind es auch viele, welche mit diesem Handel sich beschäftigen. Dieser Theil des Marktes, welcher von den Weibern eingenommen ist, gewährt aber auch einen eigenen Anblick, denn da diese ohne alle Ordnung und ohne Rücksicht auf eigene Bequemlichkeit ganz gedrängt auf einander sitzen, der noch übrige geringe leere Theil mit Einkäufern vollgestopft ist, wo einer dem andern nicht ein Haar breit weicht, so geschieht es sehr oft, daß man, um von einem Platz auf den andern zu gelangen, den auf der Erde kauernden Weibern im strengsten Sinn des Worts über die Köpfe steigen muß, was diese ohne das geringste Murren geschehen lassen; überhaupt hört man hier keine solche Zänkereien, wie es auf den ägyptischen Märkten an der Tagesordnung ist. Neben diesen genannten Krämern und Händlern sind noch die Ausrufer oder solche Leute welche mit alten Kleidungsstücken oder sonstigen Artikeln hausiren, jedoch keinen permanenten Kram haben, sondern nur den zu verkaufenden Gegenstand, wie es auch sonst in den übrigen Städten Aegyptens der Fall ist, hoch in der Hand haltend an den Meistbietenden verkaufen. Diese Art Licitation geschieht jedoch nicht an Ort und Stelle, sondern der Ausrufer, den letztgebotenen Preis laut ausschreiend, drängt sich durch die Menschenmasse hindurch und läuft von einem Ort zum andern, bis wieder ein anderer etwas mehr bietet; hierauf muß er wieder zu dem vorletzt Bietenden sich zurückbegeben, und diesen in Kenntniß setzen, daß seine Angabe überboten wurde. Merkwürdig ist hiebei, daß diese Ausrufer trotz der großen Menschenmenge jedesmal genau denjenigen aufzufinden wissen, der auf den betreffenden Artikel etwas geboten, und so den Wunsch geäußert hat, solchen zu kaufen; wenn nun auf mehrmaliges Hin- und Herlaufen keiner mehr etwas bietet, so wird der ausgerufene Gegenstand demjenigen übergeben, der das Meiste geboten hat. Dieses sind auch die gewöhnlichen Licitationen in Aegypten, und nur wenn nach dem Tode eines Europäers sehr viele Sachen zurückbleiben, so wird durch das treffende Consulat eine förmliche Licitation ausgeschrieben, und die

zu veräußernden Gegenstände werden, wie es in Europa gebräuchlich ist, versteigert, unbedeutende Nachlässe jedoch ebenfalls durch diese genannten Ausrufer verkauft. Der Markt in Lobeid dauert gewöhnlich von drei Uhr Nachmittags bis gegen Sonnenuntergang, denn da während des Tages die Hitze für jeden unerträglich ist, und selten einer ohne erhebliche Ursachen sein Haus vor drei Uhr Nachmittags verläßt, so wäre es unnütz, wenn die Kaufleute und sonstigen Händler vor der genannten Zeit sich auf dem Marktplatze einfänden.

Die zum Hausbedarf nöthigen Gegenstände und Lebensmittel, welche das Land erzeugt, sind im allgemeinen nicht theuer. Doch ist es in Lobeid wie in allen andern Hauptstädten der Fall, daß man eines oder das andere in einer Entfernung von zwei bis drei Stunden von der Stadt öfters um $^2/_3$ billiger bekommt als auf dem Marktplatz; ein großes Schaf, welches in Lobeid mit 15 bis 18 Piaster bezahlt wird, kauft man auf den Dörfern in einer Entfernung von nicht ganz drei Stunden um 4, höchstens 6 Piaster; eben dieß ist verhältnißmäßig bei den andern Lebensmitteln der Fall. Von den Kamelen kosten im Durchschnitt die schönsten nicht mehr als 150 Piaster, die gewöhnlichen 40 bis 80 Piaster (4 bis 8 fl. C.=M.). Doch was am meisten auf dem Marktplatz empört, ist der Sklavenhandel, welcher das ganze Jahr hindurch, tagtäglich stattfindet. Das zum Kauf ausgebotene unglückliche Geschöpf wird ebenfalls wie ein anderer Artikel, durch den Ausrufer herumgeführt, welcher, die Schönheit und sonstigen besondern Eigenschaften des Sklaven lobend, diesem vorangeht und den Preis ausruft; ist einer vorhanden, der den Sklaven zu kaufen wünscht, so wird vor demselben die gleiche Untersuchung vorgenommen, wie es sonst bei uns in Europa mit dem Vieh der Fall ist; man untersucht die Zähne, Augen, Hände und Füße, fragt nach dessen Alter, Geburtsort, kurz nach allem was den Werth dieses Unglücklichen bestimmt. Das arme Geschöpf folgt dem Ausrufer wie ein Hund auf dem Fuße nach, und erwartet mit Angst das seiner Zukunft bestimmte Loos. Eine Mutter darf von ihrem Säugling nicht getrennt werden, jedoch Kinder von drei bis vier Jahren werden schon einzeln ausgeboten, diese sind sehr billig und kosten 35 bis 60 Piaster (3 fl. 30 kr. bis 6 fl. C.=M.). Erwachsene, je nachdem mehr oder wenige vorhanden

sind, Mädchen und Knaben von 10 bis 15 Jahren sind die gesuchtesten, und kosten 100 bis 300 Piaster; sind wenige da und viele Djelabi bereit nach Cairo abzureisen, so steigen auch die Preise. Es finden auch gewisse Bedingnisse statt; wenn ein Sklave aus dem Mund riecht, oder den Fehler hat beim Schlafen sehr stark zu schnarchen, oder beim Schlafen den Urin nicht halten kann, so kann man selben am Ende des dritten Tages dem Verkäufer wieder zurückgeben; ist eine Sklavin schwanger, so ist der Termin auf längere Zeit bestimmt. Doch wird dieser Sklavenhandel nicht immer einzeln betrieben, sondern es werden von den Djelabi mehrere im Ganzen zusammen gekauft; doch auch dann wird eine einzelne Untersuchung vorgenommen, die alten und gebrechlichen ausgeschieden, weil es sich hauptsächlich darum handelt, junge Mädchen und Knaben zu haben, auch daß sie gesund nach Aegypten und weiter gebracht werden können, weil ein jeder, der einen Sklaven oder Sklavin kauft, auf das Alter besonders sieht, denn über 13 oder 15 Jahre alt wird in Cairo oder Alexandrien selten ein Knabe oder Mädchen auf dem Sklavenmarkt gekauft, weil ein jeder es vorzieht, sich ein solches Geschöpf selbst abzurichten, und sohin die jüngern vorgezogen werden. Auch sind die auf dem Sklavenmarkt in letztgenannten Orten befindlichen ältern Männer oder Weiber meistens solche, welche wegen eines besondern Fehlers von ihren Herren wieder zum Verkauf ausgeboten werden, und es ist daher nicht rathsam, solche zu kaufen.

Der Marktplatz von Lobeid ist der einzige Ort, wo der Europäer und überhaupt jeder Fremde etwas Zerstreuung sucht und auch zum Theil findet; denn außerdem daß man in dem Gewühl und der verschiedenartigen Gruppirung der Krämer und übrigen Händler eine Augenweide hat, versammeln sich auch auf dem Marktplatz, und zwar in der Nähe des einzigen Kaffeehauses, alle türkischen Officiere, die koptischen Schreiber und einige fremde Kaufleute, und einer sucht den andern mit dem Vortrag von Neuigkeiten zu überbieten. Obgleich so tief im Innern Afrika's, fehlt es doch nie an Neuigkeiten aus den entferntesten Gegenden der Welt, und selbst dann, wenn in der starken Regenzeit jede Communication mit Aegypten abgeschnitten ist, hört man doch alle Tage etwas Neues von daher; und wenn es auch öfters

ganz handgreifliche Lügen sind, so finden sie doch sehr bereitwillige Ohren, weil sie gewöhnlich für den größten Theil der Zuhörer angenehm klingen; denn da heißt es gewöhnlich, daß Mehemed Ali mit den Türken in Syrien, auch in Arabien Krieg führe, und immer der verlierende Theil sey, und so wird gleich hinzugesetzt, daß das in Lobeid stehende Regiment mit dem nächsten Dromedar den Befehl zum Rückmarsch nach Aegypten erhalten werde, was ganz natürlich den nach Erlösung so sehnlich schmachtenden türkischen Officieren höchst angenehm klingt, und sohin meist mit neuen Zusätzen aufgetischt wird. Auch von Deutschland, England, Rußland und Frankreich als den von den Türken einigermaßen gekannten Ländern Europa's wird gesprochen, und da ist es auch immer der Krieg, den der türkische Sultan einem oder dem andern dieser vier Länder erklärt hat, weil der betreffende Sultan den nach Konstantinopel zu entrichtenden Tribut nicht gezahlt hat; die Mehrzahl der Türken ist nämlich noch immer in dem Wahne, daß diese genannten vier europäischen Reiche dem Sultan von Konstantinopel tributpflichtig seyen. Und so dreht sich der Discurs gewöhnlich um diese politischen Punkte. Geschieht es nun, daß, wenn man sich dessen am wenigsten versieht, plötzlich ein Regen fällt, so gewährt die dadurch entstehende Confusion auch für einen Hypochonder den lächerlichsten Anblick, denn wie es bei allen Regen in den tropischen Ländern geschieht, daß derselbe, ehe man es im geringsten ahnt, plötzlich einfällt, und jeder Regen ein Wolkenbruch ist, so hat man auch kaum Zeit genug einen Zufluchtsort zu erreichen. Die Menge der Menschen, die fast wie ein Heuschreckenschwarm gedrängt aneinander sitzen oder stehen, und sodann nach allen Richtungen auseinander stieben, das Geschrei der Weiber, welche ihre Waaren im Gedränge entweder zu verlieren oder durch den Regen verdorben zu sehen fürchten, das Weinen der Kinder, welche sich verlaufen und ihre Eltern suchen, die Schnelligkeit der Männer, welche, wie alle übrigen, den Regen mehr als Schläge fürchten und diesem so geschwind als möglich entrinnen wollen; alles dieses macht die Verwirrung so groß und den Anblick so lächerlich, daß der ernsteste Beobachter unwillkürlich zur Lachlust aufgelegt wird. Furcht, daß sie ihre Kleider verderben, ist es nicht, was sie den Regen so fliehen macht, denn die meisten haben keine und die Djelabi nur ein Hemde, dem

es noch überdieß höchst nöthig wäre mit dem Wasser in Berührung zu kommen, und die Türken und andere Fremde, die völlig gekleidet sind, haben auch nur leinene Kleider an, denen das Wasser nichts schadet, und doch ist es gerade, als wenn glühende Funken auf sie herabfielen, so fürchten sie jeden Regentropfen. Denn sie leben in dem Wahne, ein wenig Naßwerden sey hinreichend ein Fieber hervorzubringen. Im Grunde ist ihre Furcht auch nicht unrichtig, denn in der Regenzeit ist die geringste Verkühlung hinreichend, auch den gesundesten Menschen auf das Krankenlager zu werfen und dem wahrscheinlichen Tode entgegenzuführen.

Feier- und sonstige Festtage machen von dem gewöhnlichen Schauspiel in der Regel keine Ausnahme, und man sieht in Lobeid an den Sonn- und Feiertagen keine so große Phantasie*), wie es in Aegypten der Fall ist; ihre einzige Belustigung finden sie, wie schon erwähnt, darin, wenn nach Sonnenuntergang jeder in seinem Hause sich befindet und die Weiber und Mädchen singen und tanzen.

In dem Viertel Kongeri, welches von den Darfurern bewohnt wird, ist der Schech Sultan Teme, ein Abkömmling der Sultane von Darfur, welcher aber gegenwärtig eine für seine Abkunft sehr ungeziemende Beschäftigung hat, denn er ist der Verstümmler derjenigen armen Sklavenknaben, welche in der Folge als Wächter der verschiedenen Harems dienen. Dieser Schech besitzt zwei der größten Pauken aus Kupfer, die mir je in meinem Leben zu Gesicht gekommen sind, und welche Mehemed Ali ihm als eine Auszeichnung geschenkt hat; auf diesen Pauken wird nun jeden Freitag und Festtag den ganzen Tag hindurch getrommelt, welches für ein auch nicht sonderlich musikalisches Ohr kein sehr lieblicher Klang ist. Dieser Schech hat eine auffallende Figur, denn schwarz wie die Nacht hat er einen bei den Schwarzen nicht so häufig gefundenen sehr starken Bart, den er mit einer Pommade hellroth färbt, und der gegen sein schwarzes glänzendes Ge-

*) Ein Ausdruck in Aegypten, Syrien und Arabien, den die Einwohner jeder Belustigung, auch jedem Putz oder sonstigen auffallenden Pracht beilegen, und so haben die Weiber Phantasien auf dem Kopf oder an Kleidern, oder man geht aus, um da oder dort eine Phantasie anzusehen.

sicht grell absticht. Reitet er auf das Land, so gehen zwei Musikanten vor seinem Pferde her und blasen auf dem ganzen Marsche auf einer Pfeife aus Leder mit 8 Löchern.

Bei meiner Ankunft in Lobeid fand ich nur einen einzigen Europäer noch am Leben, und zwar, wie ich schon erwähnt habe, den Dr. Iken, einen Hannoveraner von Geburt, welcher aber auch, wie die meisten Europäer, nach einem nicht gar langen Aufenthalte daselbst sein Grab fand; er liegt nördlich in dem Hofe seiner eigenen Wohnung begraben; das Haus ist im Dorfe oder Stadtviertel Takarir in der Nähe der Wohnung des Sultans Abumedina von Darfur gelegen. Das Haus hat sich das Gouvernement zugeeignet und ein Ledermagazin daraus gemacht. Außer diesem sind noch sieben Europäer, welche das Ziel ihres Lebens in Lobeid fanden und nördlich von dem Spitalplatze begraben sind. Ich selbst pflanzte auf jeden Grabhügel ein Bäumchen, und war auch schon bereit in ihrer Nähe auf immer meinen Ruheort zu suchen; nachdem ich von meiner tödtlichen Krankheit mich etwas erholt hatte, und wenn auch noch am Stabe wankend ausgehen konnte, so war es mein liebster Spaziergang, den ich zu diesen Grabhügeln machte, es waren ja die einzigen Reste von Europäern, die ich in diesem entfernten Lande fand, und ein eigenes Gefühl bemeisterte sich meiner, wenn ich an diesen Hügeln angelangt mich unter wenn auch bereits dahingeschiedenen Europäern wußte; ich träumte mich in ihrer wirklichen Gesellschaft, und so kam es mir fast vor, als wenn sie meine leisen Klagen nach meinem fernen Vaterlande mit anhörten und mir zu meiner Wiedergenesung und baldigen Abreise aus diesem den Europäern meist todbringenden Lande Glück wünschten; als ich den letzten Besuch daselbst machte, bemeisterte sich meiner ein Gefühl, welches man nur beim Scheiden seiner Freunde empfindet.

Im Ganzen genommen ist Lobeid nur ein großes Dorf, die kahle Landschaft umher bildet eine wenig vertiefte Fläche, das Regenwasser, welches dem Orte zuströmt, bildet einen Wildbach, welcher nördlich seinen Ausfluß hat, sich aber schnell im Sande verliert, die ganze Umgebung wird mit Dochen angebaut. Lobeid gewährt manches, besonders interessant ist der Zusammenfluß von Menschen aus den entferntesten Gegenden, sogar aus Tombuktu und andern den Europäern noch gänzlich unbekannten Negerstaaten.

Bevor die Sonne ihre ersten Strahlen aus dem Sandmeere der Wüste emportauchen läßt, ist die ganze Bevölkerung auf den Füßen; jeder tritt an die Arbeit, welche er für diesen Tag sich vorgenommen hat, aber bei den meisten besteht sie nur darin, daß sie sich bemühen sich im Schatten niederzulegen oder zum Nachbar zu gehen, wo sie dann dasselbe in Gesellschaft thun. Die Heerden werden von dem auf einem Ochsen reitenden Hirten nach ihrer Weide getrieben, die Sklaven mit den Fesseln an den Füßen zu ihrer Arbeit geführt, ab und zu gehen Karawanen, alles dieses gewährt einen eigenen Anblick. In den Straßen hört man nichts als singen, selbst die Sklavinnen an der Morake, das Mehl reibend, singen ihre melancholischen Lieder der Sehnsucht nach der Heimath, kurz alles bewegt sich wie in einem Bienenkorbe, jedoch in den heißen Monaten von 11 Uhr Vor- bis 3 Uhr Nachmittags verstummt alles auf der Straße, ein jeder sucht Schutz vor der brennenden Sonne in seiner Hütte und genießt die Ruhe, da es für jeden unmöglich ist sich außerhalb eines schattigen Ortes aufzuhalten; da sieht man auch nur hungrige Hunde auf den Straßen herumlaufen, und auch diese halten sich nicht lange im Freien auf, sondern suchen baldmöglichst einen schattigen Platz, um sich vor der brennenden Hitze zu bergen. Diese Ruhe dauert nur bis gegen 3 Uhr, wo sodann ein jeder durch seine gehaltene Siesta sich etwas erholt hat und zu seinen Geschäften geht. Da wird es nun wieder so lebhaft in den Straßen, wie es bei Sonnenaufgang der Fall war, und am lebhaftesten auf dem Markte; dieses dauert fort bis die Sonne sinkt, und nun zieht sich alles abermals in die Häuser zurück, um sich von der Mühe des Tages zu erholen. Dieses Leerwerden der Straßen geschieht plötzlich, indem, so wie die Sonne untergeht, es sogleich Nacht wird, weil keine Dämmerung stattfindet und auch ein jeder sich nach Ruhe sehnt; diese Ruhe dauert so lange, bis alle ihr frugales Mahl eingenommen haben, denn auch der Aermste findet in seiner Hütte das Nothdürftige, und wenn er wirklich an allem Mangel leidet, so geht er zu dem ersten Nachbar und findet daselbst das Fehlende. Doch sobald das Essen vorüber ist, sieht man nah und fern vor den Hütten große Feuer angezündet, Trommeln, Händeklatschen und Singen erschallt von allen Seiten, junge Mädchen und Jünglinge versammeln sich zum fröhlichen Tanze, und dieses dauert bis

ungefähr Mitternacht, wo alles mit einzelner Ausnahme eben so schnell verstummt und jeder sich zur Ruhe begibt. Da wird es nun wieder stille in den Straßen wie im Grabe, bis die Stille durch das Geheul der sich nahenden Hyänen und das Gewinsel der furchtsamen Hunde theilweise unterbrochen wird. Diese Lebensweise wiederholt sich fast täglich und hat nur wenige Ausnahmen.

Fünfzehntes Capitel.

Handel.

Durch das Monopol, welches die ägyptische Regierung in diesem Lande eingesetzt hat, ist der Handel im Allgemeinen ganz gehemmt, denn nicht genug, daß die vorzüglichsten Artikel von dem Gouvernement aufgekauft werden, und keinem andern Privatmann erlaubt ist diese in Handel zu bringen, so ist es bei den außerordentlich hohen Zöllen, die man zu entrichten hat, beinahe unmöglich die Waare nach Aegypten zu bringen, wie es der Fall beim Elfenbein ist; darum ist jedermann genöthigt solches an die Regierung zu verkaufen, was so viel als Monopol und vielmehr noch schlechter ist, weil man das Capital, Fracht und Zoll bestreiten muß. Das Land könnte noch Indigo, Opium, Zucker und andere Artikel erzeugen, die dem Privatmanne sowohl als der Regierung einen außerordentlichen Vortheil gewähren müßten, um so mehr, als es beinahe keiner Mühe bedarf um der Erde etwas abzugewinnen, welche alles in Ueppigkeit hervorbringt, doch der schwere Druck, der auf dieser Provinz durch die willkürliche Regierung lastet, entmuthigt einen jeden einzelnen etwas mehr zu thun, als die Natur ihm selbst bietet. Alles lebt in Furcht und ist keine Stunde seines Eigenthums sicher, und so sorgt ein jeder nur für den Augenblick und kümmert sich wenig was seinem Nachkommen übrigbleibt. Alle Producte, welche im Handel vorkommen, sind fast durchgängig roh, und außer einigen wenigen Baumwollwaaren und etwas Lederarbeiten sieht man wenig verarbeitete Waaren. Die Ausfuhrartikel sind Gummi, Häute, Sennesblätter, Elfenbein, Rhinoceroshörner, Hornvieh, Tamarinden, Straußfedern, leere Straußeier, Gold in Ringen und

Körnern, Schläuche für Wasser, Salz, Tabak, Sim-Sim, Cisme und Sklaven. Die ersten drei Artikel sind besonders Monopol der Regierung und bringen im Handel den größten Vortheil. Das Gummi Arabicum läßt die Regierung in den dortigen Wäldern einige Monate nach der Regenzeit sammeln, man kann sagen mit Gewalt, weil sie für den Cantar zu 44 Oken, welches ein Wiener Centner ist, nur 15 Piaster (1 fl. 30 kr. C.-M.) bezahlt. Die Regierung könnte noch mehr ausführen, wenn sie besser bezahlen und mehr Augenmerk auf diesen Handelsartikel richten möchte, wenn gleich die Quantität sich nach dem Regen richtet, und die Bäume, wenn es viel geregnet hat, auch viel mehr schwitzen; aber bei der Einsammlung wird mit der größten Nachlässigkeit zu Werke gegangen, weil die Leute, welche hiezu verwendet werden, es nur mit Zwang thun und hiefür sehr gering gelohnt werden. Zudem werden noch jährlich große Walddistricte umgehauen und das Land zum Ackerbau verwendet, an eine Nachpflanzung wird gar nicht gedacht und bloß der Natur überlassen für einen Nachwuchs zu sorgen.

Sollte, wie man hofft, Gummi und Elfenbein zur freien Ausfuhr nach Europa gegen Abzahlung von Zöllen frei gegeben werden, so sind dieß zwei Artikel, welche den größten Nutzen denjenigen gewähren würden, welche diese vortheilhafte Gelegenheit am ersten benutzen und sich selbst an Ort und Stelle begeben wollten. Das Einsammeln des Gummi geschieht, wie schon früher gesagt, nach der Regenzeit, Ende November, December und Januar. Es ist die feinste Sorte und mit Unrecht führt sie den Namen arabisches Gummi. Kordofan gibt in mittleren Jahren 3500 bis 4000 Ladungen Gummi, oder 10 bis 14,000 Centner zu 44 Oken. Viele haben mich versichert, daß das Land jährlich über 20,000 Centner Gummi liefern würde, wenn den Leuten die Mühe bezahlt würde. Bevor das Monopol eingeführt wurde, wurde es auf folgende Art verkauft, welches nach Aufhebung des Monopols auch wieder stattfinden wird. Es wird von Männern, Weibern und Kindern in den Wäldern in Körbchen gesammelt, die, wenn sie ganz voll sind, 12 Rottoli enthalten (das Rottolo ungefähr $^3/_4$ Wiener Pfund). Eine Kamelladung besteht aus 40 solchen Körbchen, welche zusammen 480 und die zwei Koffer dazu gerechnet 500 Rottoli betragen; sie kostete $5^1/_2$ bis 6 Maria-

Theresien- oder spanische Thaler. Diese 500 Rottoli sporco lassen sich nicht durch die Wüste nach Debba am Nil auf einem Kamel transportiren *), weil die Ladung zu schwer ist, im Durchschnitt ladet man 3 bis 4 Cantar, à 100 Rottoli, auf ein Kamel. Man hätte noch den besondern Vortheil dabei, daß man anstatt der Koffer das Gummi in Ochsenhäute verpacken könnte, die Regierung kauft die getrocknete Haut zu 3 Piaster oder 18 kr. C.-M. und in Alexandrien wird selbe gewöhnlich zu 30 Piaster verkauft. Beim Einkaufen des Gummi ist es unumgänglich nothwendig, daß man sich der Eingebornen bediene, um selbe nach allen Richtungen in die Dörfer auszuschicken; man hüte sich aber vor den Dongolawi, überhaupt dürfte man Niemanden zu viel Geld anvertrauen, denn bei den meisten würde man Gefahr laufen es zu verlieren. Hat man jene Handelsartikel bei sich, welche das Land benöthigt, so kann man mehr als das Drittel an Waaren anstatt baarem Gelde dafür geben, worauf man im Durchschnitt 50 Proc. Nutzen hat.

Der geeignetste Platz, wo der Einkauf des Gummi am schicklichsten könnte geleitet werden, ist Bara. Hier folgt Transport- und Mauthrechnung bis Cairo, so wie selbe vor dem Monopol bestand.

Der Einkauf von 480 Rottoli, circa $3^1/_2$ Centner Wiener Gewicht à 44 Oken	6	Thaler
Transport nach Dongola	6	»
Dongola nach Wadi-Kalfa	4	»
Barken bis Cairo	$1^1/_3$	»
Zoll in Kordofan	$2^1/_2$	»
» in Darawi	$3^2/_3$	»
» in Cairo	$1^1/_2$	»
	25	Thaler.

Da nach gegenwärtigen Gesetzen nur 12 Proc. Ausfuhrzoll bezahlt wird, so kommt der Wiener Centner nur auf $5^1/_4$ Thaler bis Alexandrien zu stehen.

In den an Kordofan gränzenden Ländern, als Nuba, Takele, Kodero rc. muß alljährlich das Gummi verfaulen; Mehemed Ali

*) Durch Wind und Wärme entsteht eine Verminderung an Gewicht, bis sie in Cairo anlangt.

benutzt es nicht, will aber auch nicht, daß es durch andere benutzt werde. Dort könnte der Einkauf im Tauschhandel statt finden.

Elfenbein. — Viele Kaufleute in Triest, Marseille und Livorno sind noch der Meinung, daß das Elfenbein, welches das Cap der guten Hoffnung passirt, von Ostindien komme, und haben demselben den Namen asiatisches Elfenbein beigelegt; dasjenige, welches über Tripoli und Alexandrien gebracht wird, haben sie afrikanisches Elfenbein genannt. Bei dem ersteren kann ich versichern, daß mehr als ein Drittel, wenn nicht die Hälfte afrikanisches ist. Ich habe mich bei meiner 19monatlichen Reise im Innern von Afrika über diesen Handelsartikel genau informirt und glaube, daß es für manchen nicht ohne Interesse seyn dürfte, wenn ich meine gemachten Erfahrungen ganz ausführlich mittheile. Mehemed Ali hat das Elfenbein im Monopol und glaubt, daß nur er allein diesen Artikel erhalte, welcher aus dem Innern Afrika's in seine Staaten gebracht wird, allein hierin irrt er sich sehr, denn nur das Elfenbein, welches die Karawanen von Darfur bringen und mit demselben gewöhnlich im Februar und März in Siut in Oberägypten eintreffen, wird dem Vicekönig verkauft, und dieses nur aus Noth, um für den Erlös andere Waaren einhandeln zu können. In Kordofan, dem Centralpunkt des Elfenbeinhandels, hat er diesen Artikel wohl frei gegeben, aber hiebei dennoch schlau berechnet, daß derselbe ihm jedenfalls zukommen müßte, denn wenn die Djelabi (Kaufleute) das Elfenbein in Kordofan eingekauft und unter Bestreitung aller sonstigen Kosten bis nach Cairo gebracht haben, so ist er wohl der erste, der den Kauf mit ihnen abschließt und ihnen den Preis so niedrig setzt, daß sie wohl öfters kaum ihr Capital mit schwachen Interessen zurückerhalten; daher geschieht es nun auch selten, daß ihm das Elfenbein auf diese Weise gebracht wird. Darfur, welches von seinen tributpflichtigen Provinzen Runga, Kulla, Schala, Binga, Gimir, Sachana, Jambusa, Dama ꝛc. Elfenbein als Tribut bezieht, verkauft dieses in Darfur selbst an die Kaufleute von Kobe und El-Fascher. Dasjenige, was in Pergu, Bachermi, Kugo und Niro eingesammelt wird, geht jährlich nach Tripoli. Der Einkaufspreis in Kobe und El-Fascher, wo immer bedeutende Vorräthe liegen, ist 15 Thlr. der Cantar zu 112 Rottoli (88 Wiener Pfund). Es

geschieht der Einkauf auch im Tauschhandel gegen Baumwollstoffe von Dongola oder deutsche Artikel, als: zweischneidige Schwerter, rothes Tuch, Bernstein, Glasperlen, Speig, Drath ꝛc. Von Darfur wird das Elfenbein nach Lobeid, der Hauptstadt Kordofans, so wie auch nach Bara, einer Handelsstadt im gleichen Lande, gebracht, doch das meiste geht transito nach dem rothen Meere. In Kordofan kostet schon der Cantar zu 112 Rottoli 750 Piaster (75 fl. C. = M.) mit Einschluß der zu entrichtenden Mauthgebühr. Vieles kommt auch von Schabun, den Scheluk und andern Orten nach Kordofan, wo es die Djelabi von Lobeid und Bara im Tauschhandel an sich bringen; auch die Bakkara (ein Nomadenvolk) treiben mit Elfenbein Handel und vertauschen dieses an die genannten Djelabi; an die Scheluk werden meistens dongolawische Baumwollstoffe, Glasperlen, Salz und Tabak dagegen getauscht. Doch alles Elfenbein, was man aus erster oder zweiter Hand kauft und welches Kordofan passirt, geht nach Suakem, einer Hafenstadt am rothen Meere unterm 19° nördl. Breite; dort empfangen es Engländer, welche mit aller Gemächlichkeit die Zeit abwarten und ihr Netz über 200—300 deutsche Meilen von der Küste aus bis in das Innerste von Afrika ausgeworfen haben. Der Britte zahlt gut und prompt, und deßhalb wird ihm auch alles in die Hände geliefert, ohne daß er nur die mindeste Mühe hätte, wogegen für Mehemed Ali nur das übrig bleibt, was wegen Mangel an Zeit oder sonstigen Verhältnissen nicht bis Suakem kommt. Die Engländer haben seit einer geraumen Zeit alles aufgeboten, diese ihre Quellen, aus denen sie die Menge Elfenbein beziehen, geheim zu halten, um so mehr, als sie stets in Suakem sich still verhielten und dieser Artikel ihnen dahin gebracht wurde, ohne daß sie nur im mindesten genöthigt waren sich dem ungesunden Klima im Innern Afrika's oder vielmehr Kordofans auszusetzen. Sie halten ihre Agenten in Suakem, geborne Indier, welche für zwei, höchstens drei in Indien etablirte englische Häuser die Geschäfte besorgen. Im vergangenen Jahre (1840) war auch ein Engländer daselbst, um die Geschäfte abzumachen, und es war ihm unlieb, daß nunmehr das Geheimniß, welches so lange bestand, aufgedeckt wurde. Der Cantar wird zu 60 bis 70 Thaler bezahlt, und bei dem in Suakem befindlichen Zollhause kaum der vierte Theil verzollt. Kleine Fahrzeuge, welche

an der Küste kreuzen, nehmen die Ladungen auf und verführen solche des Nachts zu den bereit stehenden arabischen und indischen größeren Schiffen, welche damit direct nach Indien fahren. Beinahe eine halbe Stunde vom Lande und zwei Stunden von Arkiko entfernt, besitzt der Vicekönig von Aegypten, nicht fern von der abyssinischen Küste, eine Insel, Massauwa, welche so zu sagen den Schlüssel zu Abyssinien bildet, und wo alles Elfenbein, was aus Abyssinien, den Galla- und den südwestlichen und südlichen Ländern gebracht wird, passiren muß. In Zeila, einer Stadt an der afrikanischen Küste, so wie in Berbera wird das Elfenbein verladen, welches aus Schoa (Südabyssinien) und den angränzenden Ländern kommt. Aus diesen Angaben ist es nun leicht zu ersehen, daß jenes Elfenbein, welches den Weg aus Afrika über Indien nimmt und das Cap der guten Hoffnung passirt, nicht alles asiatisch ist, obgleich ein großer Theil hievon in Indien selbst gewonnen wird. Schließlich muß ich noch bemerken, daß wenn Mehemed Ali das Monopol des Elfenbeins aufgibt, derjenige Europäer, welcher der erste in Kordofan eintrifft um diesen Artikel aufzukaufen, einen bedeutenden Gewinn machen würde. Nur müßte er eher in Lobeid den Cantar zu 112 Rottoli mit 750 Piaster zahlen, als sich zu den Scheluks oder nach Schabun, Runga oder Darfur zu wagen, wo er es wohl um die Hälfte wohlfeiler bekommen könnte, allein Gefahren zu bestehen hätte, welche den Vortheil jedenfalls aufwiegen würden. Eben so gewagt wäre es, einen Eingebornen von Kordofan auf seine Rechnung nach den genannten Orten zu senden, um die Einkäufe zu besorgen, denn diese sind so große Lügner, namentlich die Dongolawi, daß sie lieber sich todtschlagen lassen, ehe sie die Wahrheit eingestehen; zudem würde sowohl die Waare als das Geld, das man ihnen anvertrauen möchte, verloren seyn, da sie um eines solchen Betruges Weib und Kinder verlassen.

Eben so würden die Djelabi, wenn man sich verlauten ließe viel Elfenbein zu suchen, die Preise bedeutend erhöhen, daher das zweckmäßigste seyn dürfte, sich mit einem in Korbofan garnisonirenden türkischen Officier in Einverständniß zu setzen, und auf dessen Namen die Einkäufe besorgen zu lassen; diese würden sehr bereitwillig ihre Hand zu einer solchen Unternehmung bieten, ohne alles Interesse, wogegen man sie bloß mit einigen Bouteillen Wein

und guten Branntweins regaliren dürfte; man findet unter den Türken sehr viele rechtschaffene Männer, denen man, ohne das geringste zu befürchten, alles vertrauen kann. Nach Darfur oder nach Kobe (welches nicht die Hauptstadt, sondern bloß die erste Handelsstadt dieses Reiches ist) zu gelangen und daselbst etwas von dieser Waare einzukaufen und einzutauschen, würde gar keine Schwierigkeit haben, ebenso in El-Fascher, welches die Hauptstadt ist und wo bedeutende Vorräthe liegen; doch für das Zurückkehren könnte Niemand stehen, so lange der Sultan Mohammed Fadel auf dem Throne ist. Sollte jedoch sein Bruder Abumedina zur Regierung gelangen, so hätten die Europäer ungehinderten Ein- und Austritt, denn er ist ein Mann, welcher die Franken sehr liebt und ihnen mit aller Bereitwilligkeit dienen würde; ich kann dieses letztere um so mehr versichern, als ich von seiner Herzensgüte zu einer Zeit, wo mein Leben in Gefahr war, den größten Beweis erhielt. Die übrigen Kosten, welche man noch zu tragen hätte, sind folgende:

	Piaster.	Tagereisen.
Eine Kamelladung von 3 bis 3½ Cantar zu 100 Rottoli von Lobeid nach Debba am Nil .	60	16
Von da nach Neu-Dongola zu Wasser eine Barke . . .	30 bis 60	4 bis 6
Von Neu-Dongola durch die Wüste nach Wady-Chalfa .	30 — 50	14 — 16
Von Wady-Chalfa nach der Insel Phylä an dem ersten Katarakt	60 — 150	8 — 10
Der Transport nach Assuan (das alte Syene) 1½ Stunde, das Kamel	3 — 4	» »
Von Assuan bis Cairo die Barke	400 — 1000	20 — 30
Von Cairo nach Atfe die Barke	150 — 400	4 — 8
Von Atfe auf den Canal Mahmudie die Barke . . .	30 — 80	1

Jedoch hängt der Preis der Barken jedenfalls von Umständen ab und richtet sich nach der Größe der Barke; ebenso lassen sich die Tagereisen zu Wasser nicht genau berechnen, da dieses ebenfalls von gutem Wind und dem Wasserstande des Nils abhängt. Man

rechnet gewöhnlich $3\frac{1}{2}$ Monat von Lobeid nach Alexandrien, wenn man Waaren mit sich führt.

Tamarinden ist ein Artikel, auf den die Regierung keinen Werth legt und sonach auch deren Ausfuhr erlaubt. In den Jahren 1837, 1838 und 1839, wo durch einen mir unbekannten Umstand die Blüthen abgefallen waren und keine Schoten erzeugten, wurde das Rottolo an Ort und Stelle zu 9 kr. C.-M. bezahlt, und da das Land die erforderliche Quantität nicht hervorbrachte, so hat man sogar nach Darfur seine Zuflucht nehmen und von daher etwas Tamarinde einführen müssen. In anderen Jahren bei guter Ernte kostet eine Kamelladung von 3 Cantar 7 Thaler; der Zoll ist unbedeutend. Die Blüthe als Thee getrunken habe ich vortrefflich gefunden, und es ist zu wundern, daß man diesen Gesundheitsthee in Europa nicht besser benützt.

Straußfedern, wenn solche in Europa gesucht sind, gehören mit zu den einträglichsten Artikeln. In Caccie, einem Gränzorte gegen Darfur, beschäftigen sich die Bewohner hauptsächlich mit dem Einfangen der Strauße, auch in Haraza und vielen andern Orten. Eine ganze Straußenhaut gibt gewöhnlich 3 Rottoli schwarze und $\frac{1}{2}$ Rottolo weiße Federn. Beim Verkauf werden verschiedene Assortimente gemacht. Z. B. $\frac{2}{3}$ schwarze, $\frac{1}{3}$ weiße, das Rottoli zu 3 bis 4 Thaler, graue $1\frac{1}{2}$ Thaler, schwarze $2\frac{1}{2}$ bis 3 Piaster; weiße erster Qualität 12 bis 14 Thaler. Als Zoll wird 20 Procent in Natura in Kordofan, Darauve und Cairo bezahlt. Sie werden in kleine Pakete gebunden und dann in eine Straußenhaut verpackt; doch bedarf deren Versendung immer eine besondere Aufmerksamkeit, denn es ist beinahe unglaublich, wie die Würmer öfters diese Waare zernagen, und es ist unumgänglich nothwendig, von Zeit zu Zeit die Federn an die Luft zu hängen und beim Einpacken mit Pfeffer zu bestreuen.

Rindhäute kauft die Regierung selbst auf und sendet solche nach Aegypten; das Stück wird mit 3 Piaster bezahlt. Kalbsfelle gibt es keine, weil es gegen den Koran ist Kälber zu schlachten. Schaf- und Ziegenfelle zu Wasserschläuchen (Girbe genannt) verarbeitet, werden gleichfalls ausgeführt; auch aus Rindshäuten verfertigt man Wasserschläuche, wovon gewöhnlich zwei eine Kamelladung ausmachen.

Salz und Tabak ist ein Ausfuhrartikel zu den Scheluks und Janky, und wird als Tauschwaare behandelt.

Sim=Sim, aus welchem man Oel preßt, wird nach Sennaar ausgeführt. Cisme, welches in Kordofan wächst, obwohl die bessere Qualität aus Takele kommt, wird nach Aegypten und der Levante ausgeführt. Der Preis ist sehr gering, ungefähr 20 Para (3 kr.) das Rottolo, doch werden schon in Cairo 4 Piaster (24 kr.) dafür bezahlt; es wird vorzüglich bei Augenkrankheiten angewendet, doch muß man im Einkauf sehr vorsichtig seyn und die Waare genau untersuchen, weil es vielerlei Arten gibt, worunter die kleinkörnigen die besten, die großkörnigen aber die schlechtesten sind.

Gold ist auch ein bedeutender Ausfuhrartikel, doch gegenwärtig nicht mehr viel damit zu verdienen, weil der Preis sehr gestiegen ist. Man versicherte mich, daß bevor die Türken in dieses Land kamen, die Okie zu 200 Piaster verkauft wurde, wogegen man jetzt 370 bis 400 Piaster zahlen muß, man gewinnt zu diesen Preisen 10 bis 15 Procent; die Okie von Kordofan ist etwas größer als jene in Sennaar. Im Handel kommt es in Ringen von verschiedener Größe oder in Körnern vor; letztere werden in Federkielen von großen Raubvögeln in Verschleiß gebracht; die Körner haben den Vorzug vor dem Gold der Ringe, weil man auch schon anfängt sie zu verfälschen. Das meiste Gold kommt aus der Gegend von Schabun und anderen noch südlicheren Ländern.

Hornvieh gehört auch zu den vorzüglichsten Ausfuhrartikeln; es wird von der Regierung in großen Heerden nach Aegypten transportirt, allein mehr als die Hälfte muß immer zu Grunde gehen wegen der schlechten Pflege. Private können sich in diesen Handel nicht einlassen; in so großen Heerden zu transportiren, so wie es die Regierung thut, ist unangemessen, weil es mit außerordentlichen Unkosten verbunden wäre, indem von Debba bis Cairo von einer Tagreise zur andern Magazine errichtet werden müssen. In kleinen Transporten nach Sennaar und Dongola wird es von Privaten unternommen. Die Regierung hat ihre großen Transporte nach Cairo gleichfalls aufgegeben. Kamele werden auch selbst bis Cairo ausgeführt, weil dieselben sehr billig sind.

Der bedeutendste Handel unter allen genannten Artikeln und

Producten ist leider der mit Sklaven. Regierung und Djelabi wetteifern hierin, und bieten alles auf sich der unglücklichen Geschöpfe auf was immer für eine Weise zu bemächtigen. Erstere, welche den Handel ins Große treibt, sucht die grausamsten Mittel auf, sich der Sklaven in Masse zu bemächtigen *), wogegen die Djelabi dieses im Kleinen versuchen und keine List und keinen Trug für unerlaubt halten, um der armen Geschöpfe habhaft zu werden; doch werden immer die Sklaven der Djelabi mit mehr Schonung behandelt als die der Regierung, weil letztere es nicht so genau nimmt, wenn Hunderte dieser Unglücklichen durch schlechte Behandlung, Verwahrlosung und dergleichen zu Grunde gehen, wogegen der Djelabi gezwungen ist selbe schonender zu behandeln, indem immer mit dem Tode eines Sklaven derselbe ein kleines Capital verliert. Lobeid ist der Centralpunkt des Sklavenhandels und daselbst täglich Sklavenmarkt. Hieher werden nicht nur die Sklaven von den angränzenden Ländern, sondern sogar aus Kulla, Banda, Wanga, Bachermi, Bergù, Pegu und noch weit entfernteren Ländern, freilich nicht in so großer Anzahl als von den ersteren, gebracht. Es ist öfters schaudervoll anzuhören, wie diese Menschen in die Sklaverei gerathen, und man würde es gar nicht glauben, wenn man nicht leider so oft sich von der Wahrheit selbst überzeugen könnte. Die Djelabi gehen mit Waaren in die angränzenden Länder und tauschen solche gegen Sklaven aus, welche theils im Kriege, theils durch List geraubt wurden. Sie kennen auch unter den Negern selbst eine Art Fanghunde, welche sich gar kein Gewissen daraus machen, für ein Kleines die Kinder ihrer eigenen Landsleute zu rauben und an verabredeten Orten zum Tausche zu bringen. Ein großer Theil derer, welche die Djelabi aufkaufen, gehören zu denen, welche die räuberischen Bakara zusammenbringen. Der Preis der Unglücklichen richtet sich theils nach dem Alter, Gesundheit oder Schönheit, theils nach dem Lande, wo sie geboren sind. Die in Kordofan von Sklaveneltern gebornen Kinder sind gewöhnlich die theuersten, weil sie schon mehr an eine oder die andere Arbeit gewöhnt sind, und vorzüglich weil sie arabisch sprechen, denn der Eigenthümer eines verheuratheten Sklaven oder eines Mädchens, welches ein Kind zur Welt bringt, ist Eigen-

---

*) Siehe die folgenden Capitel.

thümer des letzteren und kann es verkaufen; ja sogar Herren, die mit ihren Sklavinnen Kinder erzeugen, können solche wieder verkaufen, und man hat nicht wenig Beispiele einer so unnatürlichen Handlung. Mit einem Worte: alles was unter civilisirten Nationen als das grausamste gilt, wird hier mit einem solchen Leichtsinn betrachtet, daß man wirklich keine Worte dafür findet. Der seiner Freiheit beraubte Mensch gilt hier theils als Waare, theils als baares Geld, wandert aus einer Hand in die andere und findet sich noch glücklich, wenn er in ein Haus kommt, woselbst er auf ein Verbleiben und eine menschliche Behandlung rechnen kann. Man findet hier kein einziges Haus von den etwas bemittelten, wo nicht wenigstens ein Sklave oder eine Sklavin zur Verrichtung der niedrigsten Arbeiten angekauft würde, und es gehört so zu sagen zum guten Ton, sein Haus mit Sklaven anzufüllen und für jedes einzelne Geschäft einen besonderen Sklaven zu halten. Doch wird die größte Zahl von hier aus nach Aegypten und der Levante in großen und kleinen Transporten ausgeführt.

Sennesblätter findet man an vielen Orten und sehr reichlich in Kordofan, allein die Regierung macht keinen Gebrauch davon und andere dürfen ihn nicht machen wegen des Monopols; sie sind von der gleichen Güte wie jene aus Dongola, welche die Regierung aus letztgenanntem Orte bezieht und unter dem Namen alexandrinische oder ägyptische verkauft; aus Aegypten kommt aber nicht der fünfzigste Theil: sie kommen erst bei Assuan vor und führen mit Unrecht den Namen ägyptische, denn ihr wahres Vaterland ist die Provinz Dongola. Von dort her bezieht die Regierung allen ihren Bedarf; die Wüstenbewohner jener Gegenden sammeln solche und erhalten für jede Kamelladung von 3 Cantar zu 44 Oken bis New-Dongola geliefert 200 bis 400 Piaster, je nachdem die Regierung viel oder wenig bedarf. Weil nun die Regierung auf jede Kamelladung, wenn sie solche aus Kordofan beziehen wollte, 60 bis 80 Piaster mehr für Transport bezahlen müßte, so ist es natürlich, daß sie aus Kordofan keine bezieht und dort sie unbenutzt verfaulen müssen.

Dieß sind die bedeutendsten Artikel, welche das Land theils selbst producirt oder welche von den angränzenden Ländern transito empfangen werden.

Die Einfuhr von Artikeln, welche im Lande selbst consumirt

oder transito weiter geschafft werden, geschieht durch Karawanen, die meist von Cairo, wenige aus Sennaar und noch weniger aus Suakem kommen; diese kehren mit wenigen unbedeutenden Gegenständen aus Arabien und Indien beladen nach Lobeid und Bara zurück. Die Handelsgeschäfte gehen nur langsam von statten, und wenn man Nutzen davon haben will, ist man gezwungen die Zeit abzuwarten. Im Monat Ramadan, den türkischen Fasten, werden die meisten Geschäfte für das Land selbst abgemacht. Während der Regenzeit ist fast alle Communication mit andern Ländern unterbrochen, und sehr selten kommt eine kleine Karawane an, denn jeder fürchtet und mit Recht, daß ihm durch die starken Regen seine Waare verderbe, auch sind die Wildbäche öfters so angeschwollen, daß die Karawane Tagelang nicht übersetzen kann. Daß die Waaren theuer zu stehen kommen, welche man in Kordofan einführt, machen schon die weite Reise von 3 bis 4 Monaten und die Auslagen für Barken und Kamele. Dieß hätte noch nichts zu sagen, weil die Frachten billiger als in Europa zu stehen kommen, allein die vielen Zölle, welche zu entrichten sind, machen die Waare theuer; ein solcher Unsinn und solche Tyrannei können nur unter Mehemed Ali stattfinden, und würden sich seine Länder bis an das vermeinte Mondgebirge erstrecken, so müßte in so viel Provinzen als die Waare durchpassirt, in jeder einzelnen die Mauth erlegt werden. Jede Waare, wie sie in Alexandrien anlangt, bezahlt einen mäßigen Einfuhrzoll, welcher sich nur bis Cairo erstreckt. Alle Waaren, welche in Altcairo eingeschifft und den Nil hinauf transportirt werden, müssen wieder bezahlen wie folgt: In Altcairo im Durchschnitt 12 Procent, in Dongola jede Kamelladung 30 Piaster, in Lobeid 300 Piaster für eine Ladung Baumwollenstoffe, feine und ordinäre ohne Ausnahme. Eine Kamelladung Reis zahlt 150 Piaster, Wein 100 Piaster die Kamelladung, Branntwein, Rosoglio, Rum 50 Procent vom Werthe. Der österreichische Staat liefert die meisten Gegenstände nach Kordofan, wovon aber der größte Theil transito in die Negerstaaten geht. England liefert bloß weiße Baumwollenstoffe; früher führte man ordinäre böhmische Leinwand ein, diese wurde aber durch den billigen Preis der Baumwollenstoffe verdrängt. Folgende Gegenstände werden in Kordofan eingeführt. Nelken, Pfeffer, Zucker, Kaffee, Schwefel, Reis, Seife, Madepolam,

Zitze, rothe und blaue Sacktücher, Leinwand von Cairo (Schouter Melanie genannt), fertige Kleider für Türken, rothe Schuhe, Wein, Branntwein, Rosoglio, Essig, Oel, schwarze Oliven, Käs, Bernstein aus Preußen (Nr. 1 bis 6 undurchsichtiger), Korallen und einige andere unbedeutende Gegenstände. Die aus den österreichischen Staaten sind folgende. Speik *), Schrot, Dogen **), Barbiermesser, zweischneidige Schwerter ***), Kamelglocken, Antimonium †), Arsenik ††), Eisen- und Messingdrath †††), Zündhölzer, böhmische Erzeugnisse, ordinäre Tücher *†),

*) Speik aus Kärnthen ist so unentbehrlich in diesem Lande wie Brod; er wird wie schon früher bemerkt zu Delka verwendet; jede Frau muß ihn haben, sonst hat sie das Recht sich scheiden zu lassen. Das Rottolo (3/4 Wiener Pfund) wird zu 4 bis 5 Piaster (24 bis 30 kr.) verkauft, selbst in den Negergebirgen wird er schon begehrt, der Consumo wird nach einigen Jahren bedeutend zunehmen.

**) Doga in Krain und Steyermark fabricirt ist eine runde, etwas vertiefte Eisenplatte mit einem Ring und Haken von verschiedenen Größen, und dient um Brod darauf zu backen. Den Karawanen sind sie unentbehrlich. Die Barbiermesser (ganz ordinäre aus Stadt Steyer) werden zum Bartrasiren fast gar nicht benützt; einige bedienen sich derselben um die Kopfhaare, die meisten aber um die Haare der Geschlechtstheile zu rasiren; auch zur Excision der Mädchen und zur Verstümmelung der Knaben werden sie gebraucht.

***) Zweischneidige Schwerter aus Oesterreich sind 36 1/2 Zoll lang, 1 3/4 Zoll breit, oben und unten gleich breit und unten abgerundet. Die Höhlung ist 7 1/4 Zoll, sie haben das Zeichen ♁ und Löwe. Scheide und Griff werden im Lande selbst gearbeitet. Am meisten werden sie in Darfur begehrt, der Verkauf ist mit bedeutendem Gewinn, jedoch haben jene aus Solingen mit dem Todtenkopf aus der Fabrik von Peter Küll den Vorzug.

†) Antimonium aus verschiedenen Bergwerken Oesterreichs wird zu feinem Pulver gestoßen, Mädchen und Weiber bestreichen sich damit als Schönheitsmittel die Augenlieder.

††) Arsenik aus verschiedenen Gegenden Oesterreichs kaufen diejenigen Negerstaaten, wo Goldsand gefunden wird; von Kordofan wird er sogar bis Banda versendet.

†††) Eisen- und Messingdrath aus Tyrol und Oesterreich; der Verbrauch ist groß in allen Gegenden Afrika's, theils um die Lanzen und Tabackspfeifen zu verzieren, theils zu Ohrringen; in manchen Gegenden trägt man bis zehn Messingringe an einem Ohre.

*†) Ordinäre Tücher aus Böhmen werden Londerin secund genannt, die hellrothen sind die gesuchtesten nach Darfur.

Sackspiegel, Fingerringe mit Steinen, Glasperlen von allen Farben *), Lapis Lazuli, die gesuchtesten für Kordofan, Spielmarken **). Der Absatz von Glas wird auch mit der Zeit bedeutender werden, gegenwärtig beläuft er sich höchstens auf 150 Thaler Einkaufspreis in Cairo. Die Artikel sind die levantinischen, Narghilé, Brik, Mastrapà, Spritzen und Trinkgläser. Venedig liefert Glasperlen und Papier auf türkische Art geglättet. Es ist zu verwundern, da die österreichischen Erzeugnisse in einem großen Theil von Afrika und Asien bedeutenden Absatz finden und Cairo dazu der geeignetste Ort ist, daß nur zwei Handlungshäuser, nämlich ein böhmisches mit Glasperlen und Spiegel und ein venezianisches mit Venezianerperlen etablirt sind. Dieß ist ein Nachtheil für Oesterreichs Handel, denn der afrikanische und asiatische Kaufmann ist gezwungen die österreichischen Erzeugnisse aus der vierten und fünften Hand zu kaufen, und da für jeden ein kleiner Gewinn bleiben muß, so ist es einleuchtend, daß jeder Artikel sehr vertheuert wird.

Alle diese Waaren kommen größtentheils von Cairo, wenige über Suakem und Sennaar. Ich war der erste österreichische Unterthan, welcher mit dem Handel in diesem Lande einen Versuch machte; es war nicht darauf abgesehen mich zu etabliren, denn das Capital war zu gering und nur als Reisegeld bestimmt, daher ich keinen Nutzen daraus ziehen konnte, ich glaube aber durch meine gemachten Erfahrungen Andern Nutzen zu verschaffen. Nur warne ich jeden, der dieß Land mit Waaren besuchen will, sich vor den weißen Termiten zu hüten und die Kisten und Koffer jedesmal auf Steine zu setzen; ich habe leider den Schaden empfunden, welchen diese Bestien angerichtet hatten: während meiner Krankheit konnte ich meine Sachen nicht nachsehen, die Baumwollenstoffe fand ich dann ganz unverkäuflich, und dieß nebst meiner Flucht zu einer Zeit, wo ich noch Geld einzufordern

*) Glasperlen aus Böhmen spielen eine Hauptrolle in ganz Afrika. Es ist ein Modeartikel: in einem Orte werden die rothen, in andern die blauen oder gelben ꝛc. gesucht, in dem Orte wo die Farbe nicht Mode ist, können auch die Perlen nicht einmal um den Fabrikpreis angebracht werden.

**) Spielmarken werden in den meisten Negerstaaten gesucht; das weibliche Geschlecht trägt sie als Kopfzierde.

hatte, war die Ursache, daß die Rückreise ohne Bedienten und zwei Tage in der Wüste von Krusko zu Fuß gemacht werden mußte. Die Preise der Waaren sind verschieden und wechseln auch mit der Jahreszeit; denn z. B. in der Regenzeit, wo keine Karawanen aus Aegypten anlangen und daher Mangel an Waaren eintritt, steigen natürlich die Preise um 50 Procent höher als gewöhnlich.

Der Kaffee wird aus Abyssinien eingeführt und das Rottolo kostet 3 Piaster im gewöhnlichen Preis, doch stieg derselbe im Jahr 1838 bis auf 18 Piaster (1 fl. 48 kr.). Während der Regenzeit kostete der Zucker 9 Piaster das Rottolo (3/4 Wiener Pfund), Reis die Oke 12 Piaster, eine Flasche Essig 15 Piaster, Seife das Rottolo 9 Piaster, Pfeffer 12 Piaster; doch fällt der Preis aller Waaren, sobald neue Zufuhren anlangen. Viele von den Einfuhrartikeln werden wieder von andern Djelabi aufgekauft, welche ihren Handel in das Innere treiben und dafür Sklaven und andere Artikel eintauschen. Selbst der Handel im Innern will gekannt seyn, so wie z. B. in Betreff der Glasperlen; in einigen Bergen liebt man die weißen, in andern die rothen oder blauen Perlen, und so ist es mit andern Artikeln der gleiche Fall. Zu den Scheluk geht viel Salz und Tabak.

Die Djelabi, welche diesen Handel betreiben, könnten weit mehr gewinnen, denn abgerechnet, daß sie für dieß Geschäft keinen Sinn haben, betreiben sie alles mit einer gränzenlosen Nachlässigkeit, sind nicht aufmerksam auf die Waaren, welche mehr oder weniger gesucht werden, sondern kaufen ein Jahr wie das andere die nämlichen Artikel ein, setzen sich damit auf den Markt und ziehen nicht eher ab um frische Waaren zu holen, bis sie das letzte Stück, und sey es noch so unbedeutend, verkauft haben; der Werth der Zeit ist ihnen noch ganz unbekannt, denn um Jemanden den letzten Rest der Waaren in Commission zu hinterlassen, traut der Sohn dem Vater nicht und verliert lieber die beste Zeit zur Reise wegen einiger Pfund Seife und einigen Glasperlen. Die Djelabi sind Dongolawi und ihren Stammeltern in Dongola ganz gleich geblieben. Diese Djelabi lassen ihre Waare lieber verderben, ehe sie solche um etwas billiger geben, auch verkaufen sie ein Stück um denselben Preis als wie hundert, aber man macht auch wenig Unterschied in der Qualität, denn ordinäre

oder verdorbene Baumwollenstoffe, verrosteter oder reiner Drath, alles hat einen gleichen Preis; was nicht unterwegs verdirbt, verdirbt auf dem Platze, denn alles wird in Haufen auf den Sand gelegt, und man macht sich gar nichts daraus, wenn Jemand im Gedränge mit den schmutzigen Füßen auf eine oder die andere Waare tritt oder ein Platzregen alles durchnäßt; wer zuerst kommt, sucht sich das beste aus, wer aber wartet bis der größte Theil vergriffen ist, nimmt was ihm unter die Hände kommt, zahlt denselben Preis, öfters auch mehr, weil es mangelt und ist auch zufrieden. Ich habe mich überzeugt, daß man nur ganz ordinäre Waare hieher bringen darf. Es kann sich demnach ein jeder leicht eine Idee machen, wie der Handel betrieben wird und wie man mit der Waare verfährt. Wenn ein Europäer, frühzeitig akklimatisirt und mit den Bedürfnissen des Landes hinlänglich vertraut, nur mit einiger Umsicht einen Handel in Lobeid etabliren wollte, so bin ich versichert, daß er seinen Vortheil fände. Doch es sind, wie gesagt, auch viele Hindernisse zu überwinden und für einen Europäer Mühseligkeiten zu ertragen, die der Eingeborne gar nicht achtet. Jetzt naht sich der Zeitpunkt etwas der Art zu unternehmen, weil der Handel freigegeben werden soll. Das Geld, welches in diesem Lande cursirt, ist das ägyptische, der Piaster zu 6 Kreuzer Conventionsmünze. Die Maria-Theresia-Thaler, Colonnaten und Fünffrankenstücke, letztere drei Gattungen, obwohl im wahren Werthe verschieden, werden bloß zu 20 Piaster das Stück gerechnet, doch zahlt man die Theresien-Thaler, wenn sie zu Einkäufen für Darfur gesucht werden, auch mit 22, 23, ja sogar mit 24 Piaster. Auf die 7 Punkte in der Agraffe und 9 Punkte im Diadem, so wie die Buchstaben SF sieht man hier nicht, so wie es in Abyssinien und Arabien der Fall ist. Kupfergeld ist keins im Umlauf und einzelne Silberpiaster so wenige, daß man für 9 Piaster einen Piaster Wechselgeld zahlen muß, um dafür einzelne Piasterstücke zu erhalten. Außerdem ist noch eine Scheidemünze von Eisen, Haschias genannt, in Umlauf, die schon unter der Regierung Darfurs geschlagen wurde und gegenwärtig noch beibehalten wird. Diese ist ein Stück Eisen in der Form eines zweispitzigen abgestumpften Ankers, ungefähr 2 bis 3 Zoll lang. In den frühern Zeiten galten 150 Stück einen Thaler, später kamen sie bis auf 250 Stück, allein jetzt ist der Werth

800 Stück für einen Thaler oder 1 Para das Stück. Das Gewicht ist das von Aegypten, der Cantar zu 100 Rottoli, auch zu 112 oder zu 44 Oken. Das Rottolo zu 144 Dram. Die Oke zu 400 Dram. 44 Oken machen ungefähr 100 Wiener Pfund. Das Getreidemaaß ist der Ardeb zu 24 Mith, 2 Ardeb sind 3 Stajo von Triest. Ordinäre Baumwollenzeuge gehen auch für baares Geld aus einer Hand in die andere, und bei kleinem Verkehr vertritt eine halbe Schale Dochen oder zwei Handvoll die Stelle von Geld. Das Ellenmaaß ist vom Ellenbogen bis zum Zeigefinger und vier Querfinger noch dazu.

Sechzehntes Capitel.

Sklavenjagden Mehemed Ali's im Allgemeinen. *)

Mehrere Reisende, welche den Orient und vorzugsweise Aegypten besucht haben, erwähnen, und im Allgemeinen mit Recht, die menschliche Behandlung der Sklaven daselbst; doch wenigen aber wird die unmenschliche Art und Weise bekannt seyn, wie diese armen Geschöpfe in dieses Joch gelangen. Es ist zwar eine aber doch nur sehr geringe Entschädigung, welche die Türken, Araber und andere Völker ihren Sklaven für den Verlust der Freiheit durch eine bessere Behandlung geben; allein leider, daß nur sehr wenige von diesen Unglücklichen sich dessen erfreuen, da beinahe die Hälfte derselben noch vor dem Anlangen an ihren Be-

*) Dieses so wie das nachfolgende Capitel habe ich dem Hrn. Dr. Madden aus London, welcher von der englischen Gesellschaft zur Abschaffung des Sklavenhandels nach Aegypten abgeschickt wurde, in Abschrift mitgetheilt, nachdem ich sowohl von ihm als auch mehreren andern darum dringend angesucht wurde, da diesem genannten Herrn alle sicheren Nachrichten über die in den Ländern des Pascha von Aegypten stattfindenden Sklavenjagden mangelten. Ich habe dieses mit der größten Bereitwilligkeit gethan, weil man auf Grund desselben in der Folge an Mehemed Ali Vorstellungen zu machen und dadurch zu erzwecken beabsichtigt, so viele Tausende unglücklicher Opfer zu retten. Auch ist das siebzehnte Capitel in dem Londoner Blatte The British and Foreign Anti-Slavery Reporter Vol. II, No. 28 vom 13 Januar 1841 erschienen.

stimmungsort durch rohe und barbarische Behandlung zu Grunde gehen muß. Der Vicekönig von Aegypten läßt jährlich ein= bis zweimal eine förmliche Jagd in den Gebirgen Nuba's und den angränzenden Orten veranstalten, um sich entweder mit List oder Gewalt einer großer Anzahl dieser unglücklichen Geschöpfe zu be= mächtigen, und mit solchen werden statt des baaren Geldes seine Truppen in Kordofan bezahlt, theils aber die Staatseinkünfte durch den Verkauf vermehrt. Wodurch dieses Verfahren sich allen= falls entschuldigen ließe, überlasse ich dem Urtheil meiner Leser, und enthalte mich sonach einer jeden weiteren Bemerkung, um so mehr als der Zweck dieser meiner Skizze kein anderer als der ist, von den von Mehemed Ali veranlaßten Sklavenjagden eine treue Beschreibung zu geben. Man hat zwar in mehreren europäischen Zeitungen erwähnt, daß diese Jagden auf Befehl des Vicekönigs und zwar bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Sennaar einge= stellt wurden, ich kann jedoch versichern, daß es nur bei dem Be= fehl blieb, diese Menschenraubzüge aber wie früher stattfinden. Die Grausamkeit, mit welcher hiebei zu Werke gegangen wird, kann keine Feder beschreiben, und ich bin überzeugt, daß Mehemed Ali, wenn er alles erfahren könnte, ungeachtet seines speciellen Interesses, seine Officiere für dieses unmenschliche, das Gefühl empörende Benehmen strenge bestrafen ließe — doch leider ist die Entfernung von diesen unglücklichen Provinzen viel zu groß, als daß das Wehgeschrei der Elenden sein Ohr erreichen könnte, und die, deren Pflicht es wäre eine solche Anzeige zu machen, sind zu sehr dabei selbst betheiligt. Dieses blutige Loos trifft am meisten die unglücklichen Bewohner der Gebirge Nuba's. Im Jahr 1825, also vier Jahre nach der Eroberung, schätzte man die Zahl der in die Sklaverei Abgeführten gegen 40,000, und bis zum Jahr 1839 sind es zum wenigsten 200,000, ohne die vielen Tausende zu rech= nen, welche durch die Bakara geraubt und von den Djelabi auf= gekauft werden. Sobald die Regenzeit vorüber ist, wird dieser Raubzug, Gasua *) genannt, begonnen und hierzu die nöthige Anzahl Kamele requirirt. Wie groß die Zahl letzterer seyn muß, kann man leicht berechnen, wenn man weiß, daß ein jeder ein=

*) Gasua bedeutet ursprünglich einen Kriegszug gegen die Ungläubigen, und ist dasselbe Wort, nur anders ausgesprochen, wie das in Algier jetzt so oft gehörte Razzia. A. d. R.

zelne Infanterist ein Kamel erhält und außer diesen zur Fortbringung der Waffen, Munition, Zelte und sonstiger Bedürfnisse beinahe eine doppelte Anzahl erforderlich wird. Doch dieses verursacht dem Commandanten die geringste Sorge, denn da in den ägyptischen Ländern alles als Eigenthum der Regierung betrachtet wird, so kostet es wenig Mühe das Erforderliche aufzutreiben. Die Soldaten nehmen alles weg wo sie etwas finden, und in wenig Tagen ist das Nothwendigste beisammen. Auf Lebensmittel wird nicht viel Bedacht genommen, da mit der Regenzeit auch zugleich die Ernte vorüber ist und die Soldaten aus mehrjähriger Erfahrung recht gut wissen, wo sie die von den armen Negern mit saurem Schweiß erworbenen und vor der Habsucht dieser Unmenschen verborgenen Vorräthe aufsuchen müssen. Die Provinz Darhammer wird besonders für die Stellung der erforderlichen Kamele hart mitgenommen; da jedoch die Mehrzahl aus jungen Thieren besteht, die noch keine Last auf dem Rücken getragen haben und sohin zum Auf- und Abladen, so wie zum Auf- und Absitzen förmlich abgerichtet werden müssen, so erhält ein jeder Soldat sein Kamel 10 bis 14 Tage vor dem Ausmarsche, und in dieser Zeit wird das erforderliche Exerciren täglich Vor- und Nachmittags vorgenommen. Es gewährt einen wirklich imposanten Anblick, so viele hundert Kamele auf einer großen Strecke beisammen zu sehen und wie diese hartköpfigen Thiere das Niederlegen lernen müssen. Ein bereits abgerichtetes Kamel zeigt beim jedesmaligen Niederlegen den größten Zorn und stößt ein grauenerregendes Geschrei hervor, man denke sich sohin eine so bedeutende Anzahl noch unabgerichteter Thiere, welche öfters mit Stricken zur Erde gezogen werden müssen, daher den größten Zorn zeigen und ein furchtbares Geschrei ausstoßen, und man wird sich leicht ein kleines Bild des Exercirplatzes entwerfen können. Sehr oft geschieht es, daß ein unbeholfner Reiter beim Aufsitzen, das heißt beim Aufstehen des Kamels abgeworfen und auch beschädigt wird. Doch auch hier bewährt sich's, daß dem Willen des Menschen die Thiere unbedingt gehorchen müssen, und in wenigen Tagen sieht man diese vorher so unbeholfenen und unwilligen Geschöpfe auf ein kleines Zeichen seinem Reiter gehorchen. Die Expedition zu der Sklavenjagd besteht gewöhnlich aus 1000 bis 2000 Mann regulärer Infanterie, 400 bis 800 Magrebinen mit Flinten und

Pistolen bewaffnet, 300 bis 1000 Landeseinwohnern zu Fuß mit Schild und kleinen Wurflanzen, wovon jeder 3 bis 5 Stück in einem kleinen ledernen, an eine Schnur befestigten und über der Schulter hängenden Beutel vorräthig hat, und 300 bis 500 Landeseinwohnern auf Dromedaren mit Schild und Lanzen. Besonders gut nehmen sich die Dromedarreiter aus; nackend, bloß mit einem kleinen Stück Baumwollenzeug um die Lenden, zeigen sie eine Behendigkeit, die beinahe unglaublich scheint. Auch diese exerciren eine bestimmte Zeit vor dem Ausmarsche, und ihr Schreien bei dem Angriffe, welcher stets in Masse und im stärksten Lauf der Dromedare geschieht, das Pfeifen der Lanzen in der Luft, die Haare, welche im Winde flattern und dem Reiter ein fürchterliches Aussehen geben, so wie die länglichen Schilde, welche ihren Körper zum größten Theil bedecken; alles dieß zusammen genommen kann auch den beherztesten Menschen aus der Fassung bringen. Ich war bei ihren Uebungen stets zugegen, und ich kann versichern, daß nur in der Länge der Zeit es mir möglich ward diesen Anblick ohne ein geheimes Grauen zu ertragen, ungeachtet ich unter diesen Menschen lebte und nicht das geringste zu befürchten hatte; diese Leute sind in solchen Augenblicken beinahe wie außer sich, und man hat Mühe auch den Bekanntesten von ihnen zu erkennen, so sehr wissen sie durch das Schreien ihre Gesichtszüge zu entstellen.

Sobald alles gehörig vorbereitet ist, setzt sich der Zug in Marsch. Gewöhnlich werden noch 2 bis 4 Stück Feldkanonen und Brod nur für die ersten 8 Tage mitgenommen. Ochsen, Schafe und sonstiges erforderliches Schlachtvieh wird schon in Kordofan, welches seine Abgaben bereits geleistet hat, mit Gewalt genommen. Wo eine Heerde weidet oder bei der Tränke ist, wird das Vieh geraubt, und hiebei keine Rücksicht genommen ob es bloß einem Einzelnen gehöre oder Mehreren zusammen; man macht keine Repartition über den Bedarf, wen es trifft, den trifft es, und keiner Einwendung, keiner Klage wird Gehör gegeben, denn — der Gouverneur ist selbst gegenwärtig.

Sobald man an die ersten Berge Nuba's gelangt, so werden die Einwohner aufgefordert die erforderliche Zahl Sklaven als Contribution zu stellen. Gewöhnlich geschieht solches gutwillig, weil diese armen Menschen zu nahe an Kordofan wohnen und zu

sehr überzeugt sind, daß sie durch ein hartnäckiges Weigern nur einem weit schrecklicheren Loos sich aussetzen würden. Geschieht nun die Abgabe von Sklaven gutwillig, so wird dieser Berg verschont. Gewöhnlich mangelt schon um diese Zeit das Brod, und man begnügt sich nicht bloß mit den Sklaven, auch berücksichtigt man nicht, ob diese armen Leute eine gute oder schlechte Ernte gehabt haben, sondern das Nöthige muß entweder gutwillig hergegeben werden oder wird mit Gewalt genommen, wobei nun die Soldaten die verborgenen Vorräthe vortrefflich aufzufinden wissen, ja öfters läßt man den Unglücklichen nicht so viel, daß sie des andern Tags Brod hätten. Nun geht es weiter zu den andern Bergen. Hier betrachtet sich das Streifcorps als in Feindes Land; man lagert sich in der Nähe desjenigen Berges, den man den künftigen Tag oder wenn es die Zeit zuläßt, sogleich stürmen will. Bevor der Sturm wirklich geschieht, sucht man noch die Sache in Güte abzumachen, ein Parlementär wird auf den Berg und zum Scheikh gesandt und letzterer aufgefordert, sich in das Lager zu verfügen und die von dem Commandanten anbefohlene Zahl Sklaven mitzubringen. Ist nun dieser mit seinen Untergebenen übereins oder fühlt er sich zu schwach sich vertheidigen zu können, so wird, um allem weiteren Blutvergießen vorzubeugen, der Aufforderung Genüge gethan und die bestimmte Zahl Sklaven geliefert. Und nun schreitet man zur Aushebung derselben. Gewöhnlich sind es Freiwillige, die sich für ihre Mitbrüder aufopfern und um diese von einem harten Loose zu befreien, sich einem weit härteren selbst unterwerfen. Es fallen hiebei Scenen vor, welche das Herz eines fühlenden Menschen brechen können. Denn wer trennt sich gerne von seiner Heimath, von seinen Eltern, Geschwistern und Angehörigen, oder verläßt gerne die Hütte, die ihn von seiner Geburt an geborgen und wo er im Kreise seiner Lieben so vergnügte Stunden zugebracht hat? Wer geht gerne einer so schrecklichen Zukunft entgegen, die ihm nichts als Elend, Grausamkeit und was noch das wünschenswerthere ist, den Tod verheißt? — Und doch sieht man die Nothwendigkeit ein, daß es einer seyn muß der sich opfert; öfters streitet sich der Vater mit seinem Sohne, der Bruder mit dem Bruder, wer sich freiwillig in die Sklaverei begeben soll, denn jeder möchte den andern retten und sich opfern. Das Bewußtseyn, unter die Hände dieser

gefühllosen Türken zu fallen, wo ihrer nichts als Elend und Qualen warten welchen sie unterliegen müssen; das Gefühl, alles was einem lieb und theuer ist, zu verlassen, auf immer zu verlassen, muß sie gänzlich zu Boden drücken. Trauernd und weinend scheiden sie, drücken den letzten Kuß auf die Wangen ihrer Angehörigen und steigen in das Lager herab zu ihren herz- und gefühllosen Quälern, und müssen öfters noch mit Gewalt aus den Armen der Freunde und Verwandten gerissen werden. Der Scheikh erhält gewöhnlich ein Kleid als Geschenk für seine bereitwillig geleisteten Dienste. Es sind aber auch nur sehr wenige Berge, welche auf eine solche Aufforderung sich dem Willen der Macht fügen; die meisten Dörfer, welche eine vortheilhafte Lage haben und gewöhnlich an steilen Abhängen oder unzugänglichen Höhen liegen, die nur mit der äußersten Mühe erstiegen werden können, vertheidigen sich auf das kräftigste und kämpfen für ihre Freiheit mit einem Muthe, einer Ausdauer und Aufopferung, daß wir wenig ähnliche Beispiele in der Geschichte aufzuweisen haben. Nur sehr wenige fliehen bei der Annäherung ihrer Verfolger, wenn sie gleich durch eine Flucht in andere Gebirge sich mit aller Habe und allem Gut retten könnten, um so mehr als sie jedesmal bei Zeiten von der Ankunft ihrer Feinde benachrichtigt werden, allein sie halten eine solche Flucht für schimpflich und sterben lieber im Kampfe für ihre Freiheit. Wenn nun der Scheikh der an ihn gestellten Aufforderung kein Gehör gibt, so wird beschlossen das Dorf zu stürmen. Die Cavallerie und die Lanzenträger umzingeln den ganzen Berg und die Infanterie sucht die Höhen zu erklimmen. Früher beschoß man die Dörfer und auch jene Plätze, wo die Neger sich versammelten, mit Kanonen; da aber bei der Ungeschicklichkeit der Kanoniere wenige oder gar kein Schuß Wirkung that, so achteten auch die Neger dieses Vorspiel nicht, vielmehr wurden sie zu einer noch hartnäckigern Vertheidigung aufgemuntert. Der Donner der Geschütze verursachte ihnen anfangs mehr Angst als die Wirkung derselben, aber auch hieran gewöhnt achteten sie in der Folge solches eben so wenig. Alle Eingänge zum Dorfe wurden mit Steinen oder sonstigen Hindernissen verrammelt, das Dorf auf zwei Tage mit Wasser versehen, indem die wenigsten Berge Quellen haben und das Wasser vom Fuße derselben geholt werden muß, alles Vieh und

sonstiges Eigenthum vorher auf den Berg gebracht, kurz nichts außer Acht gelassen, was zu einer zweckmäßigen Vertheidigung nöthig ist. Die Männer, bloß mit Lanzen bewaffnet, besetzen alle Punkte und die Weiber selbst bleiben nicht unthätig, sondern nehmen entweder persönlich an dem Kampfe Theil oder ermuthigen durch ihr Schreien und Wehklagen ihre Männer, bringen ihnen Waffen zu, kurz alles mit Ausnahme der Kranken und Greise ist thätig. Die Spitzen der hölzernen Lanzen tauchen sie vorher in ein Gift, welches sie neben sich in einem irdenen Gefäße stehen haben und welches aus dem Safte einer Pflanze gepreßt wird. Dieses Gift sieht weißlich aus, wie geronnene Milch; welche Pflanze es ist, konnte ich nicht erfragen, sie halten dieß geheim und es ist nur wenigen Personen in einem Dorfe bekannt; wie man mich versicherte, so gibts viele Berge, auf welchen dieses Geheimniß gar nicht bekannt seyn soll. Sobald der Commandant den Befehl zum Angriff gibt, so wird bei der Infanterie Sturm geschlagen und der Berg erstiegen. Tausende von Wurflanzen, große Steine, Holzklumpen werden den Angreifern entgegengeschleudert, hinter jedem Stein ist ein Neger versteckt, welcher entweder seine vergiftete Lanze auf seinen Feind wirft oder den Augenblick erlauert, wo sein Gegner sich dem Verstecke nähert und ihm dann die Lanze in den Leib stößt. Die Soldaten, welche nur mit genauer Noth die steilen Anhöhen erklimmen können und ihre Gewehre auf den Rücken hängen müssen, um sich mit den Händen beim Aufsteigen zu helfen, sind öfters die Beute der Neger, bevor sie selbe noch zu Gesicht bekommen. Allein nichts schreckt diese Menschenräuber; von Habsucht und Rache beseelt achten sie kein Hinderniß, selbst den Tod nicht, auf die Leiche seines Cameraden tritt der Nachfolgende und hat für nichts anderes Sinn als Raub und Mord; so wird endlich das Dorf ungeachtet der furchtbarsten Vertheidigung genommen. Aber nun ist die Rache schrecklich: Greise, Kranke, Weiber, ja selbst das Kind im Mutterleibe werden nicht verschont, die Hütten geplündert, das geringe Hab und Gut dieser Unglücklichen geraubt oder verwüstet, und was lebend in die Hände der Würger fällt, als Sklaven in das Lager herabgeführt. Wenn die Neger nun sehen, daß ihre Vertheidigung nichts mehr nützt, wählen sie, wenn man sie nicht daran hindert, öfters den Tod, um der

Sklaverei zu entgehen, und es geschieht nicht selten, daß der Vater seinem Weibe, dann den Kindern und zuletzt sich selbst den Bauch aufschlitzt, um nicht lebend seinen Feinden in die Hände zu fallen. Andere suchen sich noch dadurch zu retten, daß sie in Höhlen kriechen und daselbst mehrere Tage ohne Nahrung zubringen; sie legen sich auf den Rücken, und in dieser Lage bleiben sie manchmal wohl acht Tagelang; man hat mich versichert, daß ein Mensch, wenn er die ersten drei Tage überwunden hat, sodann in einer ruhigen Lage auch die vollen acht Tage ohne Nahrung aushalten könne. Allein auch aus diesem Versteck wissen die Unmenschen sie entweder herauszuholen oder darin zu vernichten, denn mit Brennmaterialien, Pech, Schwefel rc. versehen, suchen die Soldaten vor dem Eingange der Höhlen ein Feuer anzuzünden und den stinkenden Rauch hineinzutreiben, wo dann die armen Geschöpfe nothgedrungen herauskriechen und sich ihren Feinden ergeben oder umkommen. Ist nun alles gethan, um sich der Lebenden zu bemächtigen, so werden diese Unglücklichen in das Lager abgeführt, die Häuser geplündert, das Vieh mitgenommen, und mehrere hundert Soldaten sind sodann bemüht, den Berg nach allen Richtungen zu durchwühlen und die verborgene Ernte zu rauben, damit ja die noch Uebriggebliebenen, die so glücklich waren sich entweder zu flüchten oder in unzugänglichen Höhlen zu verstecken, bei ihrer Rückkehr nichts mehr finden, was ihr Leben fristen könnte.

Eine vieljährige Erfahrung hat die zu dieser Sklavenjagd verwendeten Truppen allmählich klüger gemacht; früher verlor wenigstens ein Drittheil, auch bei einigen Gelegenheiten selbst die Hälfte derselben das Leben, gegenwärtig beschränkt man sich meistens auf eine bloße Blokade, und nur im äußersten Fall wird gestürmt. Da wie früher erwähnt die wenigsten Berge Quellen haben und sonst eine jede Zufuhr abgeschnitten ist, so werden die armen Neger gezwungen sich zu ergeben; doch bevor dieses geschieht, erleiden sie die härtesten Qualen. Da diese Leute sich höchstens auf zwei Tage mit Wasser versehen, theils aus Mangel an Gefäßen oder sonstigen Wasserbehältern, theils weil sie glauben keine längere Zeit belagert zu werden, so geschieht es daß schon am dritten Tage der Blokade die Wassernoth eintritt. Man kann sich nichts schrecklicheres denken, als die Lage dieser Unglücklichen,

Die Angst in die Hände der Türken zu fallen auf der einen Seite und der sichere Tod des Verdurstens auf der andern muß diese armen Geschöpfe zur Verzweiflung bringen. Man bemerkt im Lager sogleich diese Noth, denn das Schreien der Kinder, das Blöcken des Viehes, alles dieses verräth die traurige Lage des Dorfes. Das Vieh läuft unruhig hin und her und wird am zweiten oder dritten Tage so gefährlich, daß man es tödten muß. Die Menschen ringen verzweiflungsvoll mit dem Tode und suchen einen Ausweg zur Rettung, doch vergebens: die Blutjäger umgarnen ihr Wild viel zu sicher, als daß ihnen eine lebende Seele entrinnen könnte. Mehrere dieser Unglücklichen geben sich und ihren Angehörigen lieber den Tod, um der Sklaverei zu entgehen, andere suchen in Höhlen sich zu verkriechen und so dem schrecklichen Elend der Sklaverei zu entfliehen. Die andern halten Versammlungen und berathschlagen sich wegen der Uebergabe des Platzes und der Ihrigen; doch alles das beunruhigt nicht ihre Würger; gelassen sehen sie allen diesen Gräueln zu und erwarten bloß mit Ungeduld den Augenblick, wo sie ihre Opfer in Empfang nehmen können.

Doch nicht bei allen Bergen ist dieses der Fall; mehrere derselben besitzen Quellen und können demnach nicht so leicht eingenommen werden. Hier muß man Gewalt anwenden, und es trifft sich wohl sehr oft, daß vorzüglich bei stark bevölkerten oder durch das Terrain begünstigten Dörfern der Sturm mit großem Verluste mehreremal abgeschlagen wird, ja öfters wagt die Expedition gar keinen Angriff aus Furcht vor starkem Verlust, wie dieses mit dem Berge Dayer, zwei Tagreisen von Lobeid, der Fall war, welcher schon dreimal angegriffen, jedoch nie eingenommen wurde, und wo die Truppen den größten Verlust erlitten. Aber auch in solchen Fällen wußte man mit teuflischer List den Untergang dieser Unglücklichen zu befördern. Als Kurschid-Pascha, Gouverneur von Belled-Sudan, einen Berg im Lande der Scheluk angriff, jedesmal mit Verlust zurückgeschlagen wurde und zuletzt die Ueberzeugung gewann, daß jeder Angriff nutzlos und der eigene Verlust zu groß würde, ersann er folgende List, die bei einem andern als solch gutmüthigem Volke nicht leicht gelingen würde, doch hier gelang sie. Er lagerte sich am Fuße des Berges, ohne denselben einzuschließen und blieb daselbst mehrere

Tage ruhig; hierauf sandte er eines Tages einen seiner Soldaten in das Dorf mit dem Ersuchen, seinen Leuten im Lager, welche an allen Lebensmitteln Mangel litten, 400 Schüsseln mit Speisen zu verabfolgen, und ließ sie zugleich versichern, daß sie nicht das Geringste mehr von seiner Seite zu befürchten hätten, daß er nie mehr einen Angriff auf das Dorf machen und sich gleich nach Empfang der Lebensmittel mit seinem Corps entfernen wolle. Diese gutmüthigen Neger, welche an gar nichts Arges dachten, allen Haß gegen ihre Feinde vergaßen und bloß deren scheinbar unglückliche Lage vor Augen hatten, waren sogleich bereitwillig diesem Gesuch zu entsprechen und die verlangten Lebensmittel zu liefern. Die Speisen wurden zubereitet und 400 erwachsene Personen brachten die geforderte Anzahl Schüsseln zu ihren Verfolgern in das Lager. Doch nun wurden sie schrecklich getäuscht; denn sobald sie auf den erhaltenen Befehl die Schüsseln zur Erde stellten, wurden sie auf ein von Kurschid-Pascha gegebenes Zeichen von allen Seiten umringt und, ohne daß nur ein Schuß geschah und an eine Gegenwehr gedacht werden konnte, zu Gefangenen gemacht.

Bei denjenigen Bergen, welche durch Abschneiden der Zufuhr der nöthigen Lebensmittel und vorzugsweise des Wassers zur Uebergabe gezwungen werden und diese nach vorhergegangener Berathschlagung wirklich geschieht, müssen die armen Unglücklichen sich in das Lager begeben; doch schrecklich ist der Zustand derjenigen Bewohner, welche sich vertheidigt oder einige Zeit die Blokade ausgehalten haben. Theils von den Mühseligkeiten des Kampfes noch mehr aber durch den Mangel an Wasser gänzlich entkräftet, können sie sich kaum aufrecht erhalten und müssen im strengsten Sinne des Worts hinuntergeschleppt werden; hier werden sie zwar mit dem Erforderlichen erquickt, doch ihnen nur eine kurze Zeit zur Erholung gegönnt. Für diejenigen aber, welche so kraftlos sind, daß sie nicht einmal fortgeschafft werden können, hat man doch so viel Barmherzigkeit und Mitleiden das nöthige Wasser hinaufzusenden; man muß diesen Unglücklichen vorerst etwas Wasser über den Kopf gießen und sie nach und nach nur ein wenig trinken lassen, damit sie nicht durch einen schnellen Genuß getödtet werden. Doch die größten Leiden sind noch nicht überstanden, und öfters würden wohl diese armen Geschöpfe, wenn sie es vorhersehen könnten, einen freiwilligen Tod dem schrecklichen Loose, das

sie erwartet, vorziehen. Alle Arten von Mißhandlungen müssen sie von ihren Peinigern erdulden; Kolbenstöße, Bajonnettstiche und Peitschenhiebe sind die gewöhnliche Aufmunterung, wenn so ein Elender, durch physische und moralische Leiden geschwächt, sich nicht aufrecht erhalten kann. Denn man kennt bei diesen Transporten kein Mitleiden, und da kein persönliches Interesse die Erhaltung eines solchen Unglücklichen befördert, so handelt es sich bloß darum, eine mögliche Flucht ganz zu hindern. Die Djelabi behandeln wohl ihre Sklaven mit mehr Mitleiden, allein hier kommt der eigene Vortheil ins Spiel, denn da jeder derselben als ein Capital betrachtet wird, so wird auch alles mögliche angewendet, durch eine bessere und menschlichere Behandlung die Person eines Sklaven zu erhalten und sohin keinen Verlust zu erleiden. Die Türken aber, welche alles dieses nicht zu berücksichtigen haben, gehen mit den Gefangenen viel schlimmer um als mit einem Thiere. Sobald die 3—600 oder auch 1000 Sklaven beisammen sind, werden sie unter Escorte von Landvolk und ungefähr 50 Soldaten unter dem Commando eines Officiers nach Lobeid gesandt. Um nun dem Entweichen vorzubeugen, wird den Erwachsenen eine Scheba an den Hals gelegt. Diese Scheba ist ein junges Bäumchen von ungefähr 6—8 Fuß Länge und 2 Zoll Dicke, welches vorne eine Gabel behält; diese wird nun dem armen Geschöpf so an den Hals gebunden, daß der Stamm des Bäumchens nach vorne kömmt, die Gabel selbst wird hinten am Halse mit einem Querholze geschlossen aber mit Riemen aus einer frischen Haut gebunden, und in dieser Lage ist der Sklave genöthigt, um nur gehen zu können, den Baum in die Hände zu nehmen und vor sich zu tragen; allein dieses kann keiner eine längere Zeit aushalten, und so nimmt zur Erleichterung der Vordermann den Baum des Hintermannes, und so einer den des andern auf die Schultern. Es ist eine Unmöglichkeit den Kopf herauszuziehen, dagegen aber ist es bei allen der Fall, daß sie den ganzen Hals wund reiben, was sehr oft Entzündungen hervorbringt, die auch wohl den Tod zur Folge haben. Knaben von 10—16 Jahren, welche eine solche Scheba nicht ertragen können, werden zwei zu zwei mit hölzernen Klammern an den Händen aneinander gebunden; dieses geschieht, indem man dem einen das Holz an der rechten und dem andern an der linken Hand ober dem Handgelenke anlegt und dieses so-

dann fest zuschnürt; die Hölzer sind an den Enden etwas ausgehöhlt, damit die Hand hineinpaßt; diese Aushohlung aber gewöhnlich so enge, daß die Haut aufgerieben wird und dadurch bösartige Geschwüre entstehen; doch würde auch die Hand abfaulen, es erfolgt keine Erleichterung und die Klammer wird vor der Ankunft in Lobeid nicht abgenommen. Andere von diesen Knaben werden ebenfalls zwei und zwei mit Riemen an den Obertheilen des Arms aneinander gebunden. Man kann sich demnach leicht eine Vorstellung machen, wie beschwerlich diesen armen Geschöpfen das Gehen wird und welche Schmerzen sie unterwegs auszustehen haben; dabei haben sie außer einer äußerst schlechten Kost noch andere Mißhandlungen zu erdulden, wenn ihnen die Kräfte schwinden und sie zum Weitergehen zu schwach werden. Kinder unter dem bemerkten Alter, so wie Mädchen, Weiber und alte Männer läßt man frei gehen. Manche Mutter trägt ihren Säugling am Arm, der kaum seit wenigen Tagen zur Welt kam, eine andere muß wohl auch 2—3 ihrer Kinder, die zu klein und schwach sind, selbst laufen zu können, auf dem Rücken und den Armen tragen. Greise, die am Stabe wanken, Kranke und Verwundete werden von ihren Töchtern, Weibern oder Verwandten in die Mitte genommen und so langsam fortgeschleppt, ja wohl meistens abwechselnd getragen; bleibt einer von diesen Unglücklichen einen Schritt hinter der Colonne zurück, so wird er sogleich mit Kolbenstößen oder Peitschenhieben zum Weitergehen aufgemuntert. Wird es aber einem solchen auch dann nicht mehr möglich sich fortzuhelfen, so werden 10 bis 20 derselben mit der Hand an einen Strick gebunden, das eine Ende hievon an den Sattelknopf eines Kamels befestigt und die Halbtodten so weiter geschleppt; kann einer oder der andere sich nicht forthelfen und sinkt auch wohl um, so wird kein Erbarmen gezeigt, dieser Unglückliche wird nachgezogen und, wenn er auch sein Leben aushaucht, vor der Ankunft an dem bestimmten Ruheplatze nicht losgebunden. Bevor die Karawane Halt macht, ist nicht daran zu denken, daß einem oder dem andern Entkräfteten eine Labung an Speise und Trank gereicht werde, der gefühllose Türke kennt da kein Mitleiden, kein Erbarmen; wenn auch nur ein Tropfen Wasser den Ermatteten wieder zu sich bringen könnte, er erhält es nicht und muß zu Grunde gehen. Gelangt nun die Karawane an einen Ort,

der zum Ausruhen vorher bestimmt war, so werden die Geschleiften losgemacht; die Todten und auch die ganz entkräfteten Lebenden ohne alle Barmherzigkeit abseits in den Sand geworfen und letztere ihrem Schicksal überlassen. Kein Bitten, kein Flehen erweicht das Herz ihrer Peiniger. Es ist nicht einmal dem Weibe oder dem Kinde erlaubt von ihrem sterbenden Vater Abschied zu nehmen, ihm den letzten Scheidekuß auf die Lippen zu drücken. Keiner darf sich einem solchen Unglücklichen nähern, er wird seinem Schicksale überlassen. Kein Stück Brod, kein Tropfen Wasser wird zurückgelassen. Der Zurückbleibende muß verschmachten, wobei er noch zu allem diesem bei vollem Bewußtseyn einen so schrecklichen Tod vor Augen hat. Nach 6 bis 14 Tagen langt der Transport in Lobeid an, und da ist es bei der unmenschlichen Behandlung der Gefangenen wohl kein Wunder, wenn mehr als der zehnte Theil auf dem Transport zu Grunde gegangen ist; man nimmt jedoch keine Notiz hievon, denn es ist Eigenthum der Regierung und kein eigenes Interesse dabei zu berücksichtigen. In Lobeid bleiben die Sklaven so lange beisammen, bis alle Transporte angelangt sind; hierauf geschieht die Vertheilung. Die Tauglichsten von ihnen werden zum Militär genommen und die andern Erwachsenen im Werthe von 300 Piaster an die Soldaten in Kordofan statt des rückständigen Soldes abgegeben; die Jüngern haben verschiedene Preise. Die Soldaten sind dann gezwungen, solche wieder an die Sklavenhändler zu verkaufen, um baares Geld oder Geldeswerth zu erhalten, öfters stirbt der allzu abgemarterte Sklave oder hat wegen hohen Alters und sonstiger Gebrechen nicht den vollen Werth, und so verliert dann auch der Soldat, der ohnedieß selbst bei einem mehrmonatlichen, fast immer jährlichen Soldrückstand nur den halben Antheil erhält, auch diesen ganz. Oftmal geschieht es, daß der Vater den Sohn oder der Sohn den Vater oder eines seiner Geschwister zum Sklaven erhält und nothgedrungen ist denselben zu verkaufen, um seinem Cameraden, mit dem er theilen muß, seinen Antheil herausgeben zu können. Sowohl Officiere als Soldaten müssen diese Sklaven um den festgesetzten Preis anstatt baaren Geldes annehmen, erhalten aber gewöhnlich immer weniger von den Djelabi. Was noch übrig bleibt, wird auf dem Marktplatze an die Meistbietenden verkauft.

Siebenzehntes Capitel.

Sklavenjagd in den Jahren 1838 und 1839.

Gegen das Ende des Jahres 1838 wurde von dem Vicekönig an die Provinz Kordofan der Befehl ertheilt 5000 Sklaven zu stellen. Die letzten Tage des Monats Novembers 1838 setzte sich das hiezu beorderte Corps, bestehend aus 2400 Mann Infanterie, 750 Mann Mograbinen (Beduinen zu Pferde), 200 Mann irreguläre Cavallerie, 300 Dromedarreitern und 1200 Landeseinwohnern mit Schild und Lanze bewaffnet nebst drei Kanonen in Marsch. Dießmal erhielten bloß zwei Infanteristen zusammen ein Kamel, weil man die ganze Zahl nicht so schnell auftreiben konnte und überdieß noch zum Fortbringen des Wassers, der Zelte u. s. w. eine große Anzahl erforderlich war. Lebensmittel und Schlachtvieh, so wie die nöthige Fourage für die Pferde wurde nur auf wenige Tage mitgenommen, indem man nach dieser Zeit durch Raub und Plünderung das Nöthige herbeizuschaffen hoffte. Ein Berg, welcher schon in den frühern Jahren durch die Truppe Mehemed Ali's sowohl als die räuberischen Bakara ohnedieß genug erlitten hatte und daher größtentheils entvölkert war und einer der ersten an der Gränze der freien Nuba ist, wurde zuerst aufgefordert sich zu ergeben. Der Scheikh kam auch sogleich in das Lager und lieferte sich mit allen seinen Untergebenen, bestehend in 196 Köpfen, an die Türken aus, er selbst erhielt die Freiheit und ein Kleid zum Geschenk, den jungen Männern aber wurde die Scheba angelegt und die Gesammtzahl des andern Tags nach Lobeid abgeführt. Der Scheikh erzählte mir selbst, daß vor ungefähr achtzehn Jahren, als die Türken das erstemal hinkamen, die Bevölkerung dieses Berges aus mehr als 3000 Seelen bestand, allein durch die jährliche Abgabe von Sklaven, die jedoch von den ungenügsamen Türken fast jedesmal um das Zehnfache vermehrt wurde, bis auf 196 herabschmolz. Diese Gefangenen wurden noch menschlich behandelt, auch fand kein Selbstmord unter ihnen statt, denn sie sahen das Unmögliche eines Widerstandes ein und ergaben sich gutwillig in ihr herbes Schicksal. Als aber bei den Truppen das Brod ausging und bei dem armen Volke nur ein geringer Vorrath von Dochen aufgefunden wurde, sah man sich genöthigt

weiter vorzurücken. Der nächste Berg wurde angegriffen, doch wie wurden die Soldaten in ihrer Erwartung betrogen als sie alles leer fanden. Die Einwohner, von der Ankunft des Zuges in Kenntniß gesetzt, hatten sich mit allen Habseligkeiten und allem Vieh geflüchtet; nichts als die leeren Hütten standen da, welche man auch sogleich anzündete und mit allem was sich noch vorfand, zerstörte. Nun ging es zu dem dritten Berge. Die Einwohner, fest entschlossen, um jeden Preis ihre Freiheit zu vertheidigen und lieber den Tod zu erleiden als sich in die Hände der Türken zu liefern, boten alles auf, um einen hartnäckigen Widerstand leisten zu können. Das Dorf wurde gestürmt, der Sturm einigemal abgeschlagen, doch nach einem erneuerten Angriff endlich genommen. Allein schrecklich war die Scene, die sich nunmehr dem Auge darbot. Von 500 Seelen, die das Dorf bewohnten, fand man bloß 188 am Leben. Alle Hütten waren mit Leichen von Jung und Alt angefüllt; wer nicht mit der Waffe in der Hand und im Kampfe blieb, gab sich selbst den Tod, um der Sklaverei zu entgehen. Nachdem die Gefangenen abgeführt waren, wurde alles geplündert und die Leichen unbeerdigt liegen gelassen. Welch ein trauriger Anblick für die Wenigen, die noch so glücklich waren durch die Flucht diesem Unglück zu entkommen? Was fanden sie bei ihrer Rückkehr? Nichts als Schutt und Leichen. Da den Truppen Ruhe zu gönnen war, wurde ein Lager bezogen und ein Theil derselben ausgesandt, um Lebensmittel zu requiriren. Ein solches Lager, welches fast jedesmal in einer ebenen Gegend aufgeschlagen wird, besteht aus einem unregelmäßigen Viereck, welches mit Dornhecken, Gesträuchen, auch öfters mit Steinen eingezäunt wird und in welches man die reguläre Infanterie nebst dem Geschütz und dem Gepäcke stellt. Die Cavallerie und Lanzenträger lagern außerhalb desselben. Von Ausstellung zweckmäßiger Vorposten, den sonstigen taktischen Vorkehrungen weiß man gar nichts; man beschränkt sich bloß auf die Vertheidigung gegen einen Ueberfall, weil die Neger sehr oft des Nachts einen Angriff unternehmen, der bei der großen Sorglosigkeit der Truppen den letztern verderblich werden könnte. Doch bleibt man gewöhnlich nur eine kurze Zeit im Lager, was auch hier der Fall war, denn sobald die Soldaten sich etwas erholt hatten und einige Lebensmittel herbeigeschafft waren, wurden die Zelte abgebrochen und der Marsch

gegen den nächsten Berg, welchen man angreifen wollte, fortgesetzt. Die Cavallerie war auf ungefähr eine halbe Stunde Entfernung vorausgesandt, um den Berg zu umzingeln. Als sie jedoch in die Nähe desselben kam, wurde sie von den Einwohnern, welche von der Ankunft der Türken bereits unterrichtet waren, und zwar ohne daß man ihr Anrücken früher wahrnehmen konnte, angegriffen. Die Neger, sehr stark an Zahl und bloß mit Schild und Lanze bewaffnet, brachen mit Ungestüm aus ihrem Hinterhalt hervor; mit einem furchtbaren Geschrei, welches von den ihre Männer begleitenden Weibern noch vermehrt wurde und dem Lu, Lu, Lu, Lu der arabischen Weiber ganz gleicht, warfen sie sich auf die Feinde; hiedurch ganz aus der Fassung gebracht und auch nicht Willens den Angriff der Neger abzuwarten, kehrte die Cavallerie sogleich um und ergriff die Flucht; einer der Anführer der Beduinen, welcher ein sehr stättiges Pferd ritt, das nicht sogleich den andern folgen wollte, wurde umzingelt, er ergriff seine Flinte, um solche gegen die ersten Angreifer abzufeuern, doch diese versagte und bevor er von seinem Säbel und Pistolen einen Gebrauch oder sonst zu seiner Vertheidigung sich bereit machen konnte, ward er vom Pferde herabgerissen und sogleich getödtet. Keiner der Seinigen machte auch nur die geringste Miene den Anführer zu retten; jeder war bloß auf seine eigene Rettung bedacht. Man darf jedoch diese Flucht nicht einer Feigheit der Beduinen zuschreiben; sie schlagen sich fast durchgehends gut, wenn nicht, wie hier der Fall war, ihr Interesse gefährdet wird. Theils durch List, theils durch ungeheure Versprechungen, welche man jedoch nie erfüllt, werden diese Nomaden aus ihren heimathlichen Steppen gelockt und zu diesen Sklavenjagden verwendet. Außer einer geringen Löhnung haben sie sonst nichts anders zu erwarten als was sie sich selbst durch Raub und Plünderung verschaffen; trifft es sich jedoch, daß sie durch Zufall und ohne eigene Schuld auch selbst im Kampfe ihre Pferde, welche persönliches Eigenthum sind, verlieren, so dürfen sie nicht darauf rechnen von der Regierung Ersatz zu erhalten; hat einer nicht die Mittel um sich ein anderes Pferd anzuschaffen, so wird ihm wohl von der Regierung eines verabfolgt, der Preis hiefür jedoch von seiner ohnedieß unbedeutenden Löhnung abgezogen, und so muß wohl ein solcher mehrere Jahre umsonst dienen. Ihr Scheikh oder erster Anführer hat mir

dieß selbst erzählt und versichert, daß seine Beduinen, die man fälschlich Mograbinen nennt, sehr unklug handeln würden ihre Pferde bei einem Angriff, wo sie nichts zu gewinnen hätten, einer Gefahr auszusetzen; denn die Neger verstehen es recht wohl im Gefechte mit der Reiterei eher das Pferd als den Reiter zu beschädigen, weil ihnen der letztere ohnedieß nach dem Verluste seines Thieres eine sichere Beute wird. Als nun die Cavallerie hinter der Infanterie sich wieder sammelte, wurde von dem Befehlshaber der Angriff mit dem Fußvolke, jedoch erst für den folgenden Tag, angeordnet. Wäre dieser gelungen, so wäre auch das Blutbad fürchterlich gewesen, denn alles wollte den gefallenen Beduinen-Scheikh rächen. Doch dießmal stand es im Buche des Schicksals anders geschrieben. Sobald der folgende Tag anbrach, wurde die Infanterie zum Sturme geordnet und die Cavallerie in Reserve gestellt. Kein Feind zeigte sich und man vermuthete, daß die Neger in ihr Dorf, welches an einem sehr steilen Abhange gelegen war, sich zurückgezogen hätten und daselbst vertheidigen wollten. Das Vorrücken gegen dasselbe geschah nun mit der größten Vorsicht; einige Kanonenschüsse gegen das Dorf gerichtet thaten keine Wirkung. Alles blieb ruhig, doch plötzlich, als bereits das Vordertreffen den Fuß des Berges erreicht hatte und sich zum Sturm bereitete, brachen von allen Seiten die Neger hervor und suchten die Angreifer einzuschließen. Die Lage der letzteren war sehr kritisch, denn bloß den anzugreifenden Berg im Auge haltend übersahen sie, daß noch zwei andere, welche diesen flankirten, von einer eben so bedeutenden Anzahl Neger bewohnt waren, welche mit den Angegriffenen sich vereinten und nun mit aller Macht sich auf die Infanterie herabwarfen; kein Mann wäre entronnen, denn in einem ohnedieß engen Thale eingeschlossen konnte die Infanterie sich kaum bewegen und von der Cavallerie war keine Hülfe zu erwarten. Alles wäre verloren gewesen, da die Neger wie schwarze Wolken von allen Bergen herabkamen und sich auf den Feind stürzten; ihrem Angriffe hätte nichts widerstanden, denn mit einer beispiellosen Wuth rannten sie in den Kampf, achteten keine Schußwaffe, kein Bajonnett und wissen ihre Lanzen sehr geschickt zu gebrauchen. Doch der Commandant der ägyptischen Truppen, bei Zeiten die ihm drohende Gefahr erkennend, befahl sogleich den Rückzug, und nun floh alles in wilder

Unordnung aus dem Thale. Die Cavallerie blieb auch nicht stehen, und so machten die Truppen erst dann Halt, als sie sich außer dem Bereiche ihrer Feinde befanden. An die Erneuerung eines Angriffs war nun nicht mehr zu denken; denn einmal geschlagen, kann diese Helden nichts auf der Welt bewegen wieder anzugreifen. Sie wissen auch wohl, daß die Neger einmal im Vortheil fast unüberwindlich werden, da die Gewehre mit den Bajonnetten gegen die Waffen der Schwarzen keine großen Vortheile bieten, indem, wie ich vorher erwähnte, diese wilden Bergbewohner nichts achten und sich blind in den Kampf stürzen. Ich selbst überzeugte mich einigemal von der Unerschrockenheit dieser Menschen.

Als die Truppen sich wieder sammelten und alles in Ordnung war, wurde der Zug fortgesetzt, in einigen Tagen auch wirklich mehrere Berge genommen und die Gefangenen nach Lobeid gesandt. Nun nahm man die Richtung gegen eine von dem Nuba-Gebirge etwas südlich gelegene Gegend, welche von einem andern Stamme bewohnt wird. Dieser Stamm ist sowohl in Sprache als auch in Sitten von den Einwohnern Nuba's verschieden. Man erkennt sie sogleich an den vielen messingenen Ohrringen, die sie nicht in den Ohrläppchen, sondern in dem oberen Theil des Ohres anbringen und wodurch dieser ganz herabgezogen wird und den untern Theil bedeckt. Die Männer tragen fast durchgehends oberhalb des Kinns den Zahn von irgend einem Thiere in der Länge von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll; sie stecken ihn schon in der Jugend durch ein Loch in der Haut und er wächst sodann mit dieser fest zusammen. In ihrer Lebensweise sind sie von den übrigen sehr wenig verschieden, doch auffallend ist es, daß sie bei dem Essen die Speisen nicht so wie die andern Neger oder Türken und Araber mit den Fingern ergreifen, sondern sich hierbei einer Muschel oder eines Stückchen Holzes in der Form eines Löffels bedienen. Das Dorf dieses Stammes, auf einem äußerst vortheilhaften Punkte des Berges gelegen, war schwer zu erstürmen, und so beschloß der Commandant, um keinen Verlust zu erleiden und nachdem er die Nachricht erhalten hatte, daß der Berg kein Wasser habe, denselben einzuschließen und die Neger durch Durst zur Uebergabe zu zwingen. Acht Tage lang dauerte die Belagerung, und wie man später erfuhr, hatten diese armen Geschöpfe, welche sich zu einer Vertheidigung nicht stark genug fühlten, schon am vierten Tage

keinen Tropfen Wasser mehr. Das Vieh wurde schon die ersten Tage getödtet, um den Wasservorrath nicht zu schmälern, am sechsten Tage waren schon mehrere Kinder und alte Personen aus Durst umgekommen und am siebenten Tage die Sterblichkeit so groß, daß man beschloß sich zu ergeben. Mehrere riethen zwar zu einem Ausfall, doch erschöpft wie sie waren, sahen sie zu gut ein, daß dieser von keinem Nutzen wäre, und als am achten Tage die Qualen des Durstes Hunderte dahinstreckten, auch viele in der Verzweiflung sich mit ihren zweischneidigen Messern den Bauch aufschlitzten und selbst den Tod gaben, ergab sich der Ueberrest an die Feinde. Von mehr als 2000 Personen waren nur noch 1049 am Leben, der Ueberrest theils verdurstet, theils durch Selbstmord umgekommen. Als man in das Dorf kam, fand man die Hütten mit Leichen angefüllt, in einigen derselben aber einige dieser Unglücklichen noch am Leben, jedoch so abgemattet und entkräftet, daß sie sich kaum auf den Füßen erhalten konnten; doch mit Kolbenstößen und Peitschenhieben wurden diese Armen aus den Hütten geholt und unter aller Art Mißhandlungen in das Lager geschleppt, von hier aus aber nach Lobeid abgesandt, wo unterwegs noch über 150 Personen durch Mißhandlungen zu Grunde gingen.

Am vierten Tage nach dem Abgange dieses Sklaventransportes, als die Karawane Halt machte und die Gefangenen wie gewöhnlich in kleinen Abtheilungen sich lagerten, konnte ein altes Mütterchen, von den früher ausgestandenen Leiden und dem langen Marsche ganz ermattet, nicht schnell genug den ihr angewiesenen Ort erreichen, und ein unbarmherziger Soldat versetzte ihr mit dem Kolben seines Gewehrs einen solchen Stoß, daß sie beinahe leblos zu Boden sank. Ihr Sohn, welcher diese Mißhandlung sah, stürzte sich, seiner Gefühle nicht Meister, mit Wuth auf den Soldaten und versetzte ihm mit der am Halse befestigten Scheba einen solchen Schlag, daß auch dieser zu Boden stürzte. Dieß war wie ein verabredetes Zeichen; alle Sklaven, welche eine Scheba trugen, warfen sich auf die Soldaten und schlugen mehrere nieder, so daß, bevor diese ihre Gewehre ergreifen und die Bajonnette aufpflanzen konnten, 56 Neger durch die Nacht und den Wirrwarr im Lager die Flucht ergriffen und glücklich entkamen. Die Landeseinwohner, welche diesem Transporte beigegeben waren,

blieben ruhige Zuschauer, ein Beweis, welchen Antheil sie an diesen Blutjagden nehmen.

Die Haupttruppe hatte indessen ihren Marsch fortgesetzt und abermals einen Berg erstürmt — doch nicht ohne Verlust. Das Dorf, auf einem steilen Abhange gelegen, konnte nur von einer Seite angegriffen werden, war hinlänglich mit Wasser versehen, an eine Blokade also nicht zu denken. So erfolgte der Sturm. Mit beispielloser Wuth focht man von beiden Seiten. Jeder Schritt, den die Angreifer vorwärts drangen, mußten sie mit ihrem Blute theuer bezahlen. Die Neger verrammelten alle gangbaren Stellen, benützten jeden Stein, jeden Baum und jede Erhöhung, hinter der sie sich verbergen konnten, und stürzten sich auf den Feind, welcher nur mit großer Mühe die Höhe erklimmen konnte. Von der Schußwaffe konnte man keinen Gebrauch machen, denn auf Händen und Füßen kriechend waren die Soldaten außer Stande ihre Waffen zu ergreifen, und so wurden mehrere derselben von den Negern mit der Lanze durchstoßen, bevor sie sich noch aufrichten konnten, und im Herabstürzen rissen noch mehrere ihre Hintermänner mit sich. Das Kanonenfeuer, welches gegen den Berg gerichtet wurde, blieb ganz ohne Wirkung und mußte endlich eingestellt werden, um nicht die eigenen Truppen zu beschädigen. Der Kampf war furchtbar und der Ausgang desselben längere Zeit schwankend, doch gelang es endlich den Soldaten auf der Höhe festen Fuß zu fassen und den Angriff mit dem Bajonnett zu machen; dieß war entscheidend und das Dorf wurde ungeachtet des hartnäckigsten Widerstandes der Neger in kurzer Zeit genommen. Nun war das Blutbad fürchterlich, alles was sich wehrte wurde schonungslos niedergemacht; Kinder, Weiber und Greise mit Bajonnettstichen niedergestoßen, die Hütten angezündet, alles geplündert, kurz mit einer unbeschreiblichen Wuth gegen diese unglücklichen Geschöpfe verfahren. Was lebend in die Hände der Sieger fiel, wurde sogleich in das Lager herabgeschleppt, diejenigen, welche sich in Höhlen und Klüften zu verbergen suchten, mit Feuer und Rauch herausgejagt oder erstickt, alle erdenklichen Gräuelthaten verübt und nicht eher nachgelassen, bis der letzte Mann dieses unglücklichen Volkes entweder umgebracht oder in die Sklaverei abgeführt war. Was man von den vorgefundenen ärmlichen Habseligkeiten nicht fortschleppen konnte, wurde zerstört

und endlich das ganze Dorf geschleift und dem Erdboden gleich gemacht. Doch dieß war noch nicht das letzte, was diese armen Unglücklichen zu erdulden hatten, noch härtere Qualen trafen sie während des Transportes nach Kordofan. Leider war ich selbst einige Tage hindurch Augenzeuge von dem Elende, welches diese armen Gefangenen noch zu erdulden hatten. Keine Feder kann beschreiben, welche Grausamkeiten die ohnedieß durch den Verlust ihrer Freiheit ganz zu Boden gedrückten Geschöpfe unterwegs noch zu erleiden hatten. Theils mit der schweren Scheba am Halse oder zwei und zwei mit festen Riemen aneinander gebunden, andere wieder mit Klammern an den Händen, wurden diese armen Neger wie das Vieh getrieben und noch mit weit weniger Schonung als solches behandelt. Die meisten mit Wunden bedeckt, die sie im Kampfe erhielten oder von der Scheba, den Klammern und Riemen wund gerieben, mußten die größten Schmerzen erleiden; waren sie nun so abgemattet, daß sie nicht mit den übrigen gleichen Schritt halten konnten, so erwarteten sie noch weitere Mißhandlungen; das Klagen und Jammern dieser Unglücklichen, so wie das Weinen und Schreien der Kinder, welche entweder ihre Eltern bei der Erstürmung des Dorfes verloren hatten oder selbst ermüdet der noch mehr ermatteten Mutter nicht nachfolgen konnten, alles dieses hätte ein Steinherz erweichen mögen. Doch auf diese gefühllosen Henker macht es keine Wirkung; gleichgültig gehen sie neben den Gefangenen her, und sind bloß darauf bedacht, jeden derselben, der etwa ermattet zurückbleiben sollte, durch Stöße und Hiebe zum Weitergehen zu bringen. Da man alles was nur lebend angetroffen war, mit sich fortschleppte, so fand sich auch eine große Zahl von Blinden, Lahmen, Greisen und sonst gebrechlichen Leuten unter den Sklaven, von welchen man im voraus überzeugt war, daß sie entweder unterwegs zu Grunde gehen müßten oder auch beim Eintreffen in Lobeid keinen Werth hätten, aber auch dieß ward nicht berücksichtigt. Unbarmherzig wird alles von dem heimathlichen Herde fortgerissen und seinem Schicksale überlassen, damit ja nur die Vollzahl der von der Regierung geforderten Sklaven gestellt werde. Alle Tage gegen 10 Uhr Vormittags wurde Halt gemacht, die Sklaven nach dem Alter in mehrere Abtheilungen gestellt und ihnen das Essen, welches in gekochtem Dochen besteht, verabfolgt.

Von Salz ist keine Rede und der Dochen so hart gekocht, daß es kaum den Erwachsenen möglich wird solchen zu zerkauen. Die Kinder, welche zu schwache Zähne haben, um dieses Korn zerbeißen zu können und doch von dem heftigsten Hunger gequält werden, schlingen dieses wie Pillen hinunter und müssen daher öfters schrecklich leiden, weil sie das Genossene nicht gehörig verdauen können und der Leib ihnen dadurch ganz aufschwillt. Ich sah daher öfters, daß die Mütter ihren Kleinen diese Speise vorkauten und dann reichten. Bei der Eintheilung der Gefangenen im Lager in einzelne Partien nach dem Alter wurden die Kinder, die sich ängstlich an die Eltern anklammerten, mit Gewalt aus deren Armen gerissen, damit sie allein essen sollten. Die Kranken und mit Wunden Bedeckten berücksichtigte man gar nicht, die Wunden wurden nicht verbunden und man gab ihnen die gleiche Nahrung; mehrere derselben warfen sich daher lieber weinend in den Sand und suchten ihre müden Glieder zu erholen, indem sie auf jede Speise verzichteten. Wenn nun einer von ihnen schon so entkräftet war, daß man an seinem Fortbringen zweifelte oder derselbe schon in den letzten Zügen lag, so warf man ihn wie ein Stück Holz abseits, wo er entweder verschmachtete oder lebendig von wilden Thieren zerrissen wurde. Von Brod weiß man gar nichts, obgleich die Möglichkeit vorhanden ist solches auf dem Marsche zu backen, doch dieses wäre zu viel Gunst für die armen Sklaven, und sie müssen sich mit einer Kost, die selbst für das Vieh zu schlecht ist, begnügen.

Sobald das Zeichen zum Aufbruch gegeben wurde, mußte ein jeder sogleich zu seinem Zuge sich begeben; versäumte er sich nur einen Augenblick, so fehlten die Kolbenstöße und Peitschenhiebe nicht. Alte Männer und Mütterchen, welche von der Last der Jahre gedrückt sich kaum fortschleppen konnten, erlitten eine gleiche Behandlung und wurden, wenn sie wirklich unvermögend waren weiter zu kriechen, im Sande liegen gelassen. Den Kindern war es nicht vergönnt von diesen theuern Angehörigen Abschied zu nehmen; mit Thränen im Auge wurde ein trauriger Blick den Zurückbleibenden zugesandt und dieselben ihrem Schicksal überlassen. Um dennoch wo möglich den Vater oder die Mutter nicht so elend umkommen zu lassen, nahmen die Weiber und Töchter, welche frei gehen konnten, einen solchen Unglücklichen in

die Mitte, welcher dann, die Hände um den Hals dieser beiden geschlungen, sich mit Noth fortziehen ließ oder abwechselnd getragen wurde. Kinder über sechs, auch schon zu vier Jahren mußten selbst laufen. Auch diese erlagen gewöhnlich dem anstrengenden Marsche und mußten von der Mutter oder Schwester getragen werden. Ich sah auch Mütter, welche den Säugling in einen Arm, ein etwa zweijähriges Kind auf den andern, noch zuletzt den ermatteten erwachsenen Knaben auf den Rücken nahmen und selbst kraftlos unter dieser dreifachen Bürde zusammensanken. Vorzüglich sind die Officiere, die einen solchen Transport führen, schuld, daß die Soldaten die armen Sklaven so grausam behandeln; entweder dem Zuge auf eine Strecke vor- oder nachreitend bekümmern sie sich gar nicht um den Zustand ihrer Gefangenen und überlassen diese der Willkür der Soldaten; man bemerkt es gleich, wenn ein gefühlvoller Officier den Zug leitet, denn bei diesem gehen die wenigsten zu Grunde. Ich sah auch wohl selbst einen derselben, welcher vorzüglich den Kindern und Kranken seine Aufmerksamkeit schenkte, und sobald er gewahr wurde, daß sie keine Kräfte mehr hatten um fortzukommen, solche auf die Lastthiere aufladen ließ, ja öfters selbst ein, auch zwei Kinder zu sich auf das Pferd nahm. Dieser kann mit ruhigem Gewissen sein Haupt niederlegen, da er sich keinen Vorwurf zu machen hat, das Elend seiner ohnedieß hinreichend genug unglücklichen Mitmenschen vermehrt zu haben, während so viele seiner Cameraden sich den schrecklichen Tod von Hunderten vorzuwerfen haben.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang wurde wieder Halt gemacht und abermals gekochter Dochen ausgetheilt. Allein in der Nacht stieg das Elend dieser Sklaven auf den höchsten Grad. Im Monat Januar, wo der Wechsel der Temperatur ohnedieß äußerst fühlbar ist und der Thermometer öfters unter 4° Réaumur heruntersank, war die Kälte so empfindlich, daß sie mit der im nördlichen Deutschland bei 4 — 5 Grad unter dem Gefrierpunkt verglichen werden konnte. Man denke sich nun hierbei die armen Neger ganz nackt, ohne alle weitere Bedeckung, durch Hunger und Müdigkeit kraftlos, und man wird ermessen können, was diese Elenden auszustehen hatten; es wurden wohl Feuer angezündet, aber bei dem geringen Holzvorrathe war dieß nicht hinreichend,

um die Armen vor Kälte zu schützen. Das Geschrei, Gewimmer und Weinen der Kranken, Verwundeten und Kinder war daher fürchterlich, und man fand sogar eines Morgens einen Säugling an der Brust der Mutter erstarrt und todt. In ihren Dörfern haben die Neger zwar auch keine andere Bekleidung und sind, außer dem Gürtel oder ein Stück um die Lenden gebundener Leinwand, ganz nackt, doch liegen sie des Nachts in ihren Hütten und bedecken sich mit Thierhäuten, was sie alles auf dem Marsche entbehren müssen. Diejenigen, welche die Scheba am Halse trugen, schliefen des Nachts auch vor Schmerzen nicht, weil der Hals so eingeengt war, daß sie ihn gar nicht bewegen konnten; und so war kein einziger von Leiden frei. Ein hochschwangeres Weib kam in der Nacht auf dem Marsche nieder und zwar ohne alle weitere Hülfe. In ein Hemde, das ich der Mutter geschenkt hatte, wurde das neugeborne Kind gewickelt und glücklich bis nach Lobeid gebracht; der armen schwachen Kindbetterin gab ich meinen Esel zum Reiten. Es ist mir wirklich nicht möglich, all das Elend zu beschreiben, welches ich während der Tage, als ich mich dem Transporte anschloß, gesehen habe; man hat keinen zureichenden Ausdruck für die Leiden welche diese Sklaven erdulden müssen, keine Worte für den Schmerz welchen ein gefühlvolles Herz beim Anblick aller dieser Leiden empfindet. Ich bot alles auf, um die Soldaten sowohl als die den Sklavenzug escortirenden Landleute theils durch gute Worte, theils durch kleine Geschenke mitleidiger zu machen, und so nahm wohl auch mancher derselben ein armes Kind, welches seine wunden Füße im Sande nicht mehr bewegen konnte oder um der ohnedieß müden Mutter ihre Bürde zu erleichtern, auf den Rücken und trug es beinahe den ganzen Tag. Doch leider war es mir nicht möglich, allen Grausamkeiten Einhalt zu thun, und so mußte ich eines Tages sehen, wie ein gefühlloser Soldat einen Mann, dessen Füße durch die bei der Erstürmung erhaltenen Wunden ganz entzündet waren und den der Schmerz hinderte mit den andern gleichen Schritt zu halten, mit dem Kolben zu Boden stieß. Ich war meines Gefühls nicht mehr mächtig, zog meinen Säbel und würde diesen Tiger in Stücke gehauen haben, wenn mir nicht mein Bedienter in den Arm gefallen wäre und den Säbel so wie die Pistolen aus den Händen gewunden hätte; auch stellte er mir

diese Waffen nicht eher zurück, bis er sah, daß mein Blut etwas ruhiger wurde. Am achten Tage traf die Expedition in Lobeid ein. Hier geschah nun die in einem vorhergehenden Capitel bereits erwähnte Vertheilung der Sklaven, und hier liegt auch hauptsächlich der Grund, warum die Soldaten so schonungslos und unbarmherzig mit den Sklaven umgehen, denn weil sie wissen, daß sie diese anstatt des rückständigen Soldes und zwar um einen so hoch gestellten Preis, den sie von den Sklavenhändlern nie erhalten, annehmen müssen, auch ihnen öfters die Sklaven, bevor sie noch solche verkaufen können, sterben und hiedurch alles verloren geht, sie sohin Monatelang der Regierung umsonst dienen müssen, so suchen sie auch alles mögliche anzuwenden, um die alten und gebrechlichen Sklaven noch vor dem Eintreffen in Lobeid umkommen zu lassen, damit sie diese nicht etwa an Zahlungsstatt annehmen müssen. Würde den Truppen in Belled-Sudan der Sold wie in den andern Provinzen in baarem Gelde ausgezahlt, so bin ich überzeugt, daß sie diese unglücklichen Geschöpfe auch menschlicher behandelt hätten. Doch Dank sey es der gütigen Fürsorge der großherzigen Königin Victoria, welche ihren mitleidigen Blick auch in diese entfernten Gegenden und auf die bedauerungswerthen Einwohner warf, und durch deren Verwendung diese Jagden von Mehemed Ali eingestellt wurden. Tausende von diesen armen Negern, welchen von Jahr zu Jahr ein ähnliches Schicksal bevorstand, werden jetzt in Ruhe und Frieden sich ihres Lebens erfreuen, und das Gebet dieser nunmehr Glücklichen kann und muß nur Segen für diese große Monarchin an dem Throne des Allerhöchsten erflehen. Nachrichten aus Kordofan zufolge war Ende des Jahrs 1839 keine Expedition zum Einfangen der Sklaven abgegangen und der Sold der Truppen in baarem Gelde ausbezahlt worden. Doch leider lauten die Nachrichten von 1840 und 1841 betrübend, indem die Sklavenjagden wieder begonnen hatten, troß des Versprechens, welches Mehemed Ali gegeben hat, nie solche mehr zu veranstalten.

Achtzehntes Capitel.

Nachrichten über den Lauf des Bacher-abbiad (weißer Nil). Alterthümer in Kordofan. Bandanianiam. *)

Bei meinem längeren Aufenthalt in Kordofan habe ich Gelegenheit gefunden mit Personen in Berührung zu kommen, welche den größten Theil des südöstlichen und südwestlichen Afrika bereist haben und mir über manches was bisher in Zweifel stand, Aufschluß gaben. Dieses waren theils Djelabi (Handelsleute), Takruri (Pilger), theils Neger aus den entfernteren Gegenden, welche sich in letzterer Zeit in Kordofan häuslich niederließen oder Sklaven waren. Das was mich am meisten beschäftigte, war, einigen Aufschluß über den Lauf des weißen Nils zu erhalten; ich konnte jedoch längere Zeit keine genügende Auskunft erholen, und alle Nachrichten die mir zukamen waren so unbefriedigend, daß ich beinahe alle Hoffnung je zum Zwecke zu gelangen verlor, denn einestheils waren diese Menschen, welche in den Ländern, die der weiße Nil durchfließt, reisten, zu sehr von ihrem Geschäfte eingenommen, als daß sie sich um solche ihnen ganz gleichgültige Sachen bekümmert hätten; anderntheils aber waren es wieder solche, bei denen kein richtiger Schluß aus allen ihren Angaben gezogen werden konnte. Endlich machte ich jedoch Bekanntschaft mit einem Neger aus Runga, welcher gegen sechs Jahre in Europa sich aufhielt und seit ungefähr drei Jahren in sein Vaterland wieder zurückkehrte. Bei längerem Umgange mit diesem Menschen fand ich, daß er mehr als andere seiner Landsleute wissen konnte und überdieß kein Lügner war, welches seine Landsleute fast durchgängig sind. Da dieser Mann während drei Jahren wieder sein Vaterland besuchte und auch mehrere Reisen in andere Länder machte, so glaubte ich von diesem am ehesten einige be-

*) Diese hier gesammelten Nachrichten habe ich dem berühmten französischen Reisenden Antoine d'Abbadie mitgetheilt, welcher solche der Akademie in Paris und der geographischen Gesellschaft in London vorlegte, worauf sie von beiden publicirt wurden; durch letztere in der Zeitschrift „Athenäum" unter dem 18 Januar 1840. Was jedoch den weißen Nil betrifft, so wird man wohl durch die Expedition, welche im Jahr 1840 schon zum drittenmal zum Aufsuchen der Quellen desselben von Mehemed Ali abgesandt wurde, ein Näheres erfahren.

stimmte Nachrichten über den Lauf des weißen Nils zu erhalten; und dem war auch also, ich erhielt nachfolgende Beschreibung, welche die glaubwürdigste ist. Der Bacher=abbiad oder weiße Nil fließe durch Runga, ein Land, das südlich von Darfur liegt und an letzteres Tribut zahlt, soll sehr breit aber nicht tief seyn, so daß Menschen und Vieh ihn durchwaten; in der trocknen Jahreszeit trifft man sogar einige Stellen, die mit Barken nicht befahren werden können, und nur an einigen Orten haben die Einwohner Flöße. Von Runga nimmt er seinen Lauf nach Bakkara, dann weiter gegen die Jänky, Dynke oder Denkani, und hier soll ein anderer Fluß sich mit demselben vereinigen, über dessen Lauf ich jedoch keine weiteren Nachrichten erhalten konnte. Nachdem der Bacher=abbiad das Land der Jänky und Scheluk durchlaufen, komme er nach Sennaar und vereinige sich bei Karthum mit dem blauen Nil. Da mir aber mehr daran gelegen war zu erfahren, woher der Fluß nach Runga käme, so brachte mir der genannte Neger mehrere Personen, welche in den Ländern, die der Fluß durchströmt, geboren waren, und so erfuhr ich noch, daß er seinen Lauf durch Binga, Wuanga, Gulla und Banda nehme. Ich sprach auch noch drei Personen, zwei hievon aus Bornu und den dritten aus Binga gebürtig, welcher aber fünf Jahre sich in Bornu aufhielt, und diese sagten wieder aus, daß durch dieses Land ein Fluß fließe, der nach der Landessprache der Gazellenfluß heiße, weil sein Wasser so klar und rein wie Brunnenwasser wäre. Wo dieser herkäme, konnten sie mir nicht sagen, doch äußerten sie sich gleichstimmig, daß er seine Richtung nach Banda nehme und daselbst wegen seiner veränderten Farbe, welche er von der Erde die er durchfließt annimmt, weißer Fluß genannt werde.

Auch erhielt ich ganz zuverlässige Nachrichten von ägyptischen Alterthümern, die in der Wüste zwischen Darfur und Kordofan sich befinden sollen, und zwar bei Cab=Belull *), einem Orte, welcher zwei Tagreisen von Caccie (Gränzort in Kordofan) entfernt liegt. Bei den Ruinen wachsen Dompalmen und in der trocknen Jahreszeit ist das Wasser nur zwei Stunden davon ent=

*) In der englischen Uebersetzung steht es Bab=Belful, dieses ist unrichtig; es heißt Cab=Belull.

fernt. Dieser Ort ist selbst in Kordofan sehr wenig bekannt, weil kein Weg durch diese Gegend führt. Ein Djelabi (Kaufmann), welcher von Darfur kam, mußte wegen einer Räuberhorde einen weiten Umweg machen und lagerte bei Cab-Belull. Seine Kamelführer kannten schon früher diesen Ort, weil sie mehreremale auf ihren Reisen die Kamele daselbst weideten; es waren Kabobisch. Daß es ägyptische Alterthümer sind, schließe ich daraus, weil dieser Kaufmann solche mit denen von Luxor, welches er auch kennt, verglich. Es sollen große Thore, hohe Mauern und einige kolossale Figuren in Stein gehauen sich dort vorfinden, aber auch ein großer Theil dieser Alterthümer von Flugsand verschüttet seyn. Der Djelabi verschaffte mir auch einige Kamelführer, welche diese Gegend gleichfalls kannten, denn ich war fest entschlossen dahin zu reisen, allein ein unvorhergesehener Zufall hinderte mich mein Vorhaben auszuführen. In der Gegend von Banda, auf dem Gebirge wohnt ein Volk, ganz roh in seinen Sitten, kriegerisch und räuberisch, Feinde, ja der Schrecken aller angränzenden Negerstämme. Sie sind weißer Hautfarbe, so wie die Araber in Aegypten, haben schöne große blaue Augen, geregelte Gesichtszüge und einen schönen Wuchs; sie werden von den Negern Bandanianiam (Menschenfresser) genannt. Sie sollen von Juden abstammen. Der Sultan von Banda macht öfters Jagd auf die Mädchen dieses Stammes, und Sultan Mohammed Fadel von Darfur hat deren einige in seinem Harem.

Neunzehntes Capitel.

Ueber das Reich Darfur. *)

Das Reich Darfur, gegenwärtig eines der größten Reiche Afrika's und bis jetzt in seinem Innern noch gar nicht gekannt,

*) Das was ich in dem vorstehenden Capitel über Darfur sage, glaube ich, obzwar es nicht zur Beschreibung Kordofans gehört, nur darum in diesen Blättern mittheilen zu müssen, weil bis jetzt so wenig von dem genannten Lande bekannt ist und diese wenigen Nachrichten mir von einer sehr sichern Person, dem Sultan Abumedina, Bruder des Sultans von Darfur, zukamen, und ich auch der Meinung bin, daß sie für die Geographie nicht überflüssig seyen.

besteht aus folgenden theils eigenen, theils tributpflichtigen Ländern: Darfur, Runga *), Schala, Gulla, Binga **), Bergu ***), letzteres 1833 von dem Sultan von Darfur in Besitz genommen; zu Bergu gehören noch Bachermi, Kugo und Niero, welches kleine Provinzen sind, ferner Berti, Domurky, Birget, Gimmer, Fellata, Forge und Bandala, welches eigene kleine Staaten sind. Gimir, Sachaua, Bego, Jambusa, Dama, Masalit und Midol sind kleine Republiken, welche früher kein Oberhaupt hatten, indem jedes einzelne Dorf von einem Richter oder Scheikh befehligt wurde, der übrigens gar keine executive Gewalt hatte und bloß

---

*) Runga liegt an einem Flusse; man meint es sey der weiße Nil; es soll eines der fruchtbarsten Länder und das Klima sehr gesund seyn. Es wachsen Bananen, wilde Weinbeeren, Citronen und drei Sorten Erdäpfel; die erste Sorte sind kleine länglich gekrümmte, die während der Regenzeit wild im Sande wachsen. Die zweite Sorte sind an Gestalt und Geschmack den europäischen ganz gleich und werden angebaut. Die dritte Sorte, welche auch angebaut wird, sind die Riesenerdäpfel, sie sollen ein Gewicht von 12 Oken (27 Pfund) erreichen. Auch soll das Land reich an Silber seyn, da es ihnen aber zu viele Mühe kostet, wenig benutzt werden. Darfur bezieht aus diesem Lande sehr viel Elfenbein und Rhinoceroshörner. Kamele hat es keine. Der Islam macht seit einigen Jahren Fortschritte. Ihre Religion ist sehr einfach; sie glauben an das Däseyn einer unsichtbaren Gottheit, welche Wasser erzeugt, nämlich Regen, und ihre Früchte wachsen läßt. Ferner hegen sie große Hochachtung für geistesschwache Personen, welche das Volk als Propheten der unsichtbaren Gottheit betrachtet. Es werden eigene Häuser für solche gebaut, welche mehr einem großen Vogelhause als einem Hause gleichen, in selbe werden sie eingesperrt und hinlänglich mit Speise versehen. Vor Sonnenuntergang werden sie vom Volke besucht, um Rath befragt und jede auch noch so unvernünftige Antwort dieser Orakel gläubig angenommen. Dieselbe Ansicht soll auch in Banda, Wuanga, Binga und Gulla herrschen.

**) Binga hat sehr viel Kupfer; in Kordofan kommt es als Fußringe für Weiber in der Schwere von einem Pfund im Handel vor, und hat nicht die Farbe wie das europäische; es ähnelt mehr dem Messing, und die Farbe ist weißlichgelb.

***) Von Bergu aus geht jährlich eine Karawane nach Tripoli. Von Bergu nach Kobe, Handelsstadt in Darfur, sind es 20 Märsche. Seitdem Bergu unter Darfur steht, bezieht letzteres schon europäische Waaren von Tripoli über Bergu.

als Familienoberhaupt galt. Alle diese Staaten wurden mit gewaffneter Hand Darfur unterworfen. Alle Sultane blieben erblich wie früher, bloß daß sie jetzt Tribut an Darfur entrichten; dieser besteht in Elfenbein, Rhinoceroshörnern, weißem Kupfer, Gold und Sklaven. Der Seraskier oder General, welcher in Schata oder Deleb residirt, hat diese Tribute zu erheben. Das ganze Jahr sind einige Armeecorps in verschiedenen Richtungen in Bewegung, um diesen Tribut einzufordern, welches immer mit Gewalt geschehen muß. Die Armee besteht aus irregulären Truppen, mit Schild und Lanze bewaffnet, nur ganz wenige haben Bogen und Pfeile. Die Cavallerie hat dauerhafte Pferde und ist mit zweischneidigen Ritterschwertern bewaffnet, welche sie aus Deutschland beziehen; sie sind zum Theil wie die alten numidischen Reiter mit Schuppenhemden gekleidet, welche sie noch aus Arabien beziehen und zwar zu hohen Preisen, so daß man sie in Deutschland um den vierten Theil erzeugen könnte. An Flinten hat die Armee höchstens 400 Stück von allen Formen, die Kugeln gießen sie aus Kupfer. In El-Fascher, der Hauptstadt Darfurs, stehen vier eiserne Kanonen. Dar-Marra ist ein großer Berg, zwei kleine Tagreisen von El-Fascher entfernt; dieser wird als die Festung von Darfur angesehen und man glaubt er sey nicht zu nehmen, weil auf seiner Höhe das Wasser nie mangelt und man auch für die Belagerten Getreide anbauen kann. Es hat sich die Darfur'sche Armee zu verschiedenen Zeiten nach Banda *), Wuanga, Pegu gewagt, wurde aber jedesmal mit Verlust zurückgeschlagen.

Mohammed Fadel, Sultan von Darfur, ist der gegenwärtige Beherrscher aller dieser Länder, ein äußerst roher und von seinem Volke allgemein gefürchteter Mann, welcher bloß durch sein bedeutendes, jedoch ganz irreguläres Heer sich in seiner Macht erhält. Seine jüngeren Brüder Abumedina und Achmed, beide bei dem Volke sehr geliebt, haßt er deßwegen tödtlich und behandelte sie härter wie seine Sklaven. Als sie eine so drückende Behandlung nicht mehr ertragen konnten, entschlossen sie sich mit Hülfe einiger Getreuen nach Kordofan zu flüchten. Die Flucht wurde verrathen und Sultan Fadel ließ beiden sogleich nachsetzen. Nahe an der

*) Banda hat man mir als das an Gold reichste Land geschildert, auch hat es viel weißes Kupfer.

Gränze von Kordofan wurden sie von ihren Verfolgern eingeholt, der jüngste nach einer kurzen Gegenwehr wirklich ergriffen und vor seinen Bruder Fadel gebracht, welcher ihm sogleich die Augen ausstechen ließ. Abumedina rettete sich durch die Schnelligkeit seines Pferdes glücklich nach Kordofan, nachdem er vorher bei seiner Vertheidigung durch einen Säbelhieb eine schwere Kopfwunde erhalten hatte; hier begab er sich unter den Schutz Mehemed Ali's, welcher ihm auch gleich einen Monatsgehalt bewilligte. Als Mehemed Ali auf seiner letzten Reise zu den Goldminen von Fasokel in Sennaar ankam, rief er Abumedina zu sich und versprach ihm auf den Thron von Darfur zu verhelfen, sobald seine eigenen Angelegenheiten mit der Pforte ausgeglichen seyn würden; dafür zahlt sodann Abumedina an Aegypten einen jährlichen Tribut von 1000 Pferden, Elfenbein und weißem Kupfer; von diesen beiden letzten Artikeln wurde die Quantität noch nicht festgesetzt. Er behält jedoch die ägyptischen Hülfstruppen so lange, als er es für nöthig halten sollte, in seinem Solde.

Sollte sich seine Hoffnung verwirklichen und er auf den Thron von Darfur gelangen, so wäre dieses für die Europäer von unschätzbaren Folgen, weil dadurch ein neuer Weg in das innere, uns noch ganz unbekannte Afrika gebahnt wäre; denn Abumedina ist ein Freund der Europäer und schätzt sie hoch; überdieß läßt sich von seinem wirklich biedern Charakter nur alles Gute erwarten, und er würde, wie er sich oft äußerte, die Europäer, welche zur Civilisation seiner Völker ihm behülflich seyn wollten, mit offenen Armen aufnehmen. *) Einen kleinen Beweis seiner Herzensgüte und seines edlen Charakters möge Nachfolgendes geben. Bei meinem Aufenthalte in Lobeid fand ich Gelegenheit bei Abumedina

---

*) Gegenwärtig ist es wohl möglich nach Darfur zu gelangen, allein die Rückreise würde auf keinen Fall gestattet, weil der jetzige Sultan jeden der von weißer Hautfarbe ist, für einen Spion Mehemed Ali's ansehen würde. Der Wunsch Mohammed Fadels ist einige Europäer in seinem Lande zu haben; er selbst lud mich durch einen Djelabi ein dahin zu kommen. Daß Mehemed Ali ein Augenmerk auf Darfur hat, ist ihm schon seit vielen Jahren bekannt. Vor acht Jahren ist ein Europäer in Darfur gestorben; er war Renegat und stand in großem Ansehen bei Hofe; er hat zwei erwachsene Söhne hinterlassen, seinen Namen und Vaterland konnte ich jedoch nicht erfahren.

vorzusprechen; er nahm mich mit einer besondern Güte und Freundschaft auf, und ich war längere Zeit täglich in seiner Nähe. *) Unter meinen Effecten befand sich eine Stockflinte, welche Abumedina, als er deren Gebrauch kennen lernte, zu besitzen wünschte. Auf sein dringendes Verlangen, mehr aber als einen Beweis meiner Achtung überließ ich ihm solche, belehrte ihn über die Behandlung derselben beim Laden rc. und machte ihn besonders auf die nöthige Quantität Pulver aufmerksam. Kurze Zeit hierauf ging Abumedina auf die Jagd auf seinem Landgute und überlud das Gewehr, welches natürlicherweise beim Abfeuern zersprang und ihm die linke Hand sehr verletzte. Seine Umgebung schrieb dieses Unglück mir zu und forderte den Sultan auf mich hiefür zu strafen. Da ich wegen der Folgen sehr besorgt war, so ergriff ich die Flucht und rettete mich in das Haus eines befreundeten Fakirs, wo ich keinen Verrath zu fürchten hatte. Hier hörte ich, daß der Divan von Lobeid einen Proceß gegen mich eingeleitet, der Sultan aber selbst meine Vertheidigung übernommen und den Proceß zerrissen hätte, indem er sagte: Pallme ist mein Freund! er hat mich gewarnt, er ist unschuldig und Gott hat es so haben wollen. Nachdem ich zehn Tage in einer finstern dumpfen Strohhütte in Sorgen zugebracht hatte, zog ich doch vor meine Flucht fortzusetzen, obwohl ich von Abumedina nichts mehr zu befürchten hatte. Ich begab mich nach dem weißen Nil, dann nach Sennaar, von wo ich dann meinen Weg über Berber und die Wüste nach Aegypten einschlug. Als ich den ersten Wasserfall hinter mir hatte, waren alle Sorgen verschwunden. In Sijuth ging ich am Ufer des Nils spazieren, als ich mich in einer kleinen Entfernung von einem Neger bei meinen Namen rufen hörte. Ich erkannte den Eunuchen des Abumedina. Dieses Zusammentreffen war mir für den Augenblick doch etwas verdächtig, ich verdoppelte meine Schritte, um meine Barke zu erreichen, mich zu bewaffnen und wenn es nöthig seyn sollte, zur Wehr zu setzen. Der Eunuche konnte mich nicht bewegen ihm zu folgen, dann kam ein Mame=

*) Ich war öfters während des Essens bei ihm, da aber kein Brod zum Vorschein kam, so fragte ich ihn um die Ursache; er bemerkte mir, daß Brod nur für Bediente und Sklaven sey, daß es aber nie Sitte gewesen, daß Sultane von Darfur Brod gegessen hätten.

luke des Sultans; zu diesem hatte ich mehr Vertrauen, ich ging in die Barke, wo sich der Sultan befand, er empfing mich auf's wohlwollendste, ließ meine Sachen gleich auf seine Barke schaffen und ich machte in seiner Gesellschaft die Reise nach Cairo, wo er auf die 12,000 Soldaten wartet, welche ihm Mehemed Ali geben wird, wenn es die Umstände erlauben werden, um Darfur in Besitz zu nehmen.



(4.50/1.50





